Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit . . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

Von Gottes Gnaden.

Zweiter Band.

Von Gottes Gnaden.

Ein Roman aus Cromwell's Zeit.

Von

Julius Rodenberg.

Zweiter Band.

Berlin,
Louis Gerschel Verlagsbuchhandlung.
1870.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes.

Erstes Buch.

Zweites Buch.

Fünfzehntes Capitel.

Im Royalistenlager.

Gern würden wir unsern Leser in das Schloß von Childerley zurückführen, für welches er, wenn wir uns nicht betrügen, bereits eine Art von Heimathgefühl gewonnen hat. Das Interesse, welches er, wie wir uns schmeicheln, für die schöne Manuella gefaßt hat, wird ihn wünschen lassen, sogleich zu erfahren, wie der biedere Knight, welcher selber Niemanden täuschte, die Entdeckung aufnahm, daß er selber getäuscht worden und welchen Empfang er der heimathlosen Pilgerin bereitet. Es würde, so denken wir, dem Leser wohlthun, die sanfte, liebliche Olivia an dem Lager der Unglücklichen zu sehen, durch ein Gefühl an sie gekettet, welches etwas Anmuthsvolles hatte und um so mächtiger auf sie wirkte, da sie selber von Träumen umgaukelt ward, die sie weit hinaus lockten in die unbestimmte Ferne. Vielleicht würde man auch dagegen nichts haben, noch eine Weile den jungen Obristen zu begleiten, der mit dem letzten Blicke

die Zinnen des Schlosses begrüßend, sich von Childerley nicht minder schwer zu trennen schien, als es uns in der That wird.

Allein so geht es im Roman und im Leben: daß man nicht immer da bleiben kann, wo man am liebsten sein möchte.

Wohl oder übel müssen daher unsere Leser sich bequemen, einen Zwischenraum von vier Meilen (englischen zum Glück) und mehreren Wochen wenigstens zu überspringen. Wir sind nicht mehr in dem bekannten Lande des Cam, in welchem wir bisher gewandert, sondern in der Grafschaft Leicester; nicht mehr im Monat Mai, sondern Juni. Die Rosen blühen auch hier, in den lieblichen Thälern um Bardon Hill; Wiesen von ungemeiner Pracht und schimmernd im smaragdenen Grün bedecken die Ufer der Flüsse — der Avon entspringt hier, Shakespeare's Avon, der von hier, aus dem Hügelland, hinabfließt nach Warwickshire und Stratford — Stratford am Avon. Aber wer hatte dazumal, im Juni des Jahres 1645, Sinn für Rosen und für Dichter?

Der einsame Reiter gewiß nicht, den wir auf der Landstraße sehen, die nach Market Harborough und von da nach Leicester führt, der Hauptstadt dieser Grafschaft. Hier ist dem Leser Alles neu: die Landschaft, die Verhältnisse, der Boden selber. Aber es ist angenehm, in einer fremden Umgebung einen alten Bekannten zu

finden; und wer anders sollte der einsame Reiter sein, als unser Freund Sir Harry Slingsby, den wir im Streit mit dem jungen Herzog von Buckingham in dem Walde von Longstow verlassen haben?

Nicht länger trägt er die Verkleidung eines Bauern, in welcher wir ihn zuletzt erblickt, denn sein Pferd tritt hier gut royalistischen Boden. Leicester ist in der Hand des Königs; Seine Majestät selber weilt dort und seine Armee lagert in der Nähe.

Doch fehlt auch der Herzog in der Begleitung Sir Harry's. Noch an demselben Tage, wo jener Liebeshandel mit einer Abenteurerin, wie Sir Harry sagte, beinahe die Veranlassung geworden wäre, daß die Botschaft der Königin in Feindes Hände gefallen wäre; ja fast noch in derselben Stunde hatte Buckingham, wie ein trotziger Knabe, der er war, sein Pferd in eine andere Richtung geworfen und dem älteren Kameraden als Scheidegruß zugerufen: er wolle seinen Weg schon ohne ihn machen und er werde auf jeden Fall vor ihm im königlichen Lager sein und ihm dort einen guten Empfang vorbereiten.

„Nimm Deinen Weg, wohin Du willst," hatte Slingsby dann gedacht, „und wenn sie Dich fangen, so ist auch nicht viel daran gelegen. Je weniger solcher Bursche auf der Welt, um so besser."

Vorsichtig und bedächtig hierauf, wie er es der hohen Wichtigkeit seines Auftrages schuldig war, und mehr an

die Sicherheit seiner Depeschen, als an die seiner Person denkend, hatte er seine Reise fortgesetzt. Von dem Schloß eines gesinnungstüchtigen Cavaliers begab er sich heimlich, bei Tage rastend und bei Nacht reitend, zu dem eines andern — aus Bedfordshire nach Buckinghamshire und von Buckinghamshire nach Oxfordshire. Als er aber, nach ungefähr sechs oder sieben Tagen, in die Nähe von Oxford gekommen war, wo der König Hof gehalten in Christ-Church-College, da vernahm er, daß Seine Majestät soeben mit allen Truppen die Stadt nordwestwärts verlassen habe, während von Südosten die Parlamentsarmee sich unter Fairfax nahe. Nun gerieth der brave Ritter in die höchste Gefahr, entweder in Oxford eingeschlossen zu werden, da der Feind rings um die Stadt den Blocus legte, oder demselben gerade in die Hand zu laufen, was noch viel schlimmer gewesen sein würde.

In demselben Maß, als die Schwierigkeiten seines Marsches sich vermehrten, veränderte sich natürlich auch die Schnelligkeit desselben, von welcher übrigens selbst bis dahin, nach dem Gesagten, nicht viel Rühmens zu machen war. Tagelang mußte er jetzt in den Schlössern gleichsam vor Anker liegen, wie ein Schiff, welches guten Fahrwind erwartet. Dabei nahmen die Truppenbewegungen der Rebellenarmee mehr und mehr einen zugleich großartigen und furchtbaren Charakter an. Er wußte ein Lied davon zu singen; denn er konnte von

den verschiedenen „Priesterhöhlen“, die nun sein Hauptquartier bildeten, Alles in der unmittelbarsten Nähe beobachten, viel näher oft, als ihm — wiewohl an seiner Tapferkeit und Loyalität kein Zweifel — lieb gewesen. Die Cavaliere hatten gut spotten über diese neue Armee, die sie noch nicht kannten. Er kannte sie; er sah sie, sozusagen, rings um sich erstehen und aus dem Boden wachsen. Um die Presbyterianer vom Ruder zu verdrängen, die Lords und Heerführer, welche wenigstens doch noch die Namen großer Häuser führten, Robert Devereux, Graf von Essex, und Eduard Montague, Baron von Kimbolton und Vicomte Manchester, um sich, mit einem Wort, wie die Cavaliere höhnisch sagten, der einzigen großen Generale zu entledigen, die sie überhaupt besaßen, hatten es die Independenten, „Brandstifter und Mordbrenner“ im Parlament (mit diesem Namen beehrte man von royalistischer Seite dieselben) durchgesetzt, daß kein Mann in England zugleich Volksvertreter und Commandeur in der Armee sein solle. Sie nannten diese Bill die „Selbst-Entsagungs-Acte“; aber ha, ha, ha! — es war zum Lachen, sagten die Cavaliere: „der Lord der Sümpfe“ (so nannten sie Cromwell) hatte diese Maßregel zu umgehen gewußt, einen Monat nach dem andern bestätigte das Parlament ihn in dem Commando, welches er trotz der genannten Acte behielt, und das Resultat war die „Neue Noddel-Armee“, wie sie seine „new model army“ carikirten,

eine Armee von „Dickköpfen", Bauern und predigenden Handwerksleuten. Die Armee von Marston-Moor, sagten sie, bestand doch noch zum Theil aus Miethstruppen vom Continent und alten Söldlingen, die den Dienst verstanden. Aber dieser Betteltrupp aus der City und den Grafschaften, der noch kein Pulver gerochen, Lehrjungen und Pächterssöhne — die sich nicht einmal unter einander vertragen konnten und deren beide Höchstcommandirende, Fairfax und Cromwell, sich sogar neulich mit Stöcken geprügelt hatten!

So sprachen die Royalisten. Aber Sir Harry hatte eine andere Geschichte zu erzählen. Während seiner unfreiwilligen Kreuz- und Querzüge in den vom Feind besetzten Landstrichen in manch' einer Nacht, wo er sich durch die feindliche Postenchaine durchgeschlichen, hatte er mehr von der Wahrheit gelernt und es war seine Absicht, nichts davon zu verschweigen, sobald er nur die Gelegenheit habe, vor Seiner Majestät zu erscheinen.

Er war nicht mehr weit vom Ziel. Es war am 13. Juni, an einem Freitag, und später Nachmittag, wo er auf der Landstraße dahinritt, wie wir beschrieben haben. Hier war er in Freundesland. Ringsum lagerten die königlichen Truppen. Er hatte die Vorposten schon passirt. Da war Market Harborough, das Hauptquartier des Prinzen Ruprecht, und kaum zwei Stunden weiter Leicester mit der Infanterie des königlichen Heerkörpers.

Die Straße führte hier an einem Wäldchen vorüber;

sobald das zurückgelegt war, hatte man einen Ausblick über die Gegend, und das Städtchen lag dann vor dem Reisenden. Die Sonne stand schon jenseits des Gehölzes und durchsprühte die Wipfel, Kronen und Stämme desselben mit ihrem purpurnen Sommerlicht. Als Sir Harry sich den ersten Bäumen nahte, hörte er — und sein Pferd hörte es auch, denn es spitzte die Ohren — einen Lärm aus dem Walde, ein Lachen und Singen und Hufgestampf, welches ihn einen Augenblick stutzig machte. Er war zu vorsichtig, um selbst hier, auf anscheinend so sicherm Terrain, nicht zu halten und zu lauschen. Allein der Gesang, der nun näher kam und deutlicher ward, beseitigte seinen letzten Zweifel. Es war ein Spottlied auf die Parlamentsarmee, und wer konnte ein solches singen, wenn es nicht Royalisten waren? Er ließ daher sein Pferd nur langsam schreiten, um sie hier zu erwarten, im Herzen froh, jetzt wieder die Freunde zu begrüßen, aber auch bekümmert, sie so verblendet zu sehen, einem Feind gegenüber, der weniger verächtlich war, als sie glaubten.

„March, march, pinks of election," klang es in jener lustigen Sangweise, welche unter dem Namen von „David Lesley's Marsch" damals populär war im Royalistenlager und als eine nationale Reminiscenz sich noch heut in den Liederbüchern findet.

Marsch, marsch, Tölpel vom Geist erwählt,
Warum zum Teufel, parirt Ihr nicht Ordre?

Marsch, marsch, Hunde vom Geist beseelt,
Eh' die blauen Mützen sind über dem Border!
„Eine feste Burg" allestund
Singet durch Nas' und Mund.
Nieder die Kirche! und bringt sie zum Schweigen!
Würgt die Brut, schlachtet sie.
Tanzt in Blut bis zum Knie.
Töchter von Schottland! auf, schürzt Euch zum Reigen!

Sir Harry kannte den Sang, der auf die Siege Montrose's, „des schwarzen Markgrafen", in den schottischen Gebirgen anspielte, die Hoffnung auf eine baldige Vereinigung seiner Hochlandsschaaren mit dem königlichen Heer aussprach und schon im Voraus triumphirte, wie die „Schnapphähne", „die Misthaufen der Heiligkeit", die schottischen Presbyterianer, welche, durch den Covenant mit der Parlamentsarmee verbunden, unter Lesley im Norden standen, Reißaus nehmen würden, sobald die „blauen Mützen" der Clans sich an der Grenze zeigen würden, dem hochberühmten „Border" zwischen Schottland und England.

Lumpig und vettelhaft,
Schmutzig und bettelhaft,
Dinge des Elends, zum Hohn und Gelächter!
Glücklich Geschlecht, sei froh!
Nie schien die Gnade so,
Wetzet die Messer, ihr heiligen Schlächter.

Unter diesen Klängen sprengte die Reiterschaar aus dem Wald, an deren Spitze Prinz Moritz ritt, der jüngere Bruder des Prinzen Ruprecht, der Gefährte seiner Waffenthaten und Abenteuer, und gleich ihm

treu dem König, ihrem Oheim, während der Kurprinz, ihr älterer Bruder Karl Ludwig, ein Kurprinz ohne Land, da die Kaiserlichen sich in die Pfalz gelegt (übrigens ein kluger Mann), neutral blieb zwischen König und Parlament, um sich zur geeigneten Stunde für Denjenigen entscheiden zu können, welcher ihm am Sichersten wieder zu seinem Lande verhelfen möchte. Denn die Depossedirten haben immer ihren eigenen Codex des Anstands und der Ehre gehabt.

„Ei, sieh da, Sir Harry Slingsby!" rief der Prinz, als er, von seinen Cavalieren umgeben, an der Lisière des Waldes den Ritter erblickte. Sie hatten sich einen guten Nachmittag gemacht, waren spazieren geritten, hatten mit den hübschen Pächterstöchtern und Bauernmädchen in den Dörfern geschäkert, hatten gesungen und getrunken und sich amüsirt, wie brave Cavaliere, die sie waren.

„Halloh, Sir Harry Slingsby!" riefen sie, indem der Ritter näher kam, den Prinzen ehrfurchtsvoll salutirend; „wohin, um Alles in der Welt, wollt Ihr so eilig?"

„Zu Seiner Majestät," erwiederte der Gefragte, „mit Depeschen aus Paris!"

„Die Depeschen werden willkommen sein," sagte der Prinz, ganz jovial und drehte die Spitze seines Schnauzbartes nach oben, „aber Ihr, armer Mann, ich fürchte, daß Ihr zu spät kommt!"

„Wie so das?" fragte der Ritter betroffen.

„Als ob Ihr es nicht wüßtet,“ versetzte der Prinz, „daß Ihr einen kleinen Handel gehabt mit Seiner Gnaden von Buckingham, und daß der Herzog acht Tage — was sag' ich? vierzehn, vor Euch hier gewesen. Der zuletzt Kommende hat immer Unrecht, mein wackerer Sir!“

„Ich will nicht hoffen,“ brauste der Ritter auf, „daß das Geschwätz eines Knaben, eines …“

„Pst! pst! mein lieber Sir Harry; Ihr solltet niemals vergessen, daß der Vater Seiner Gnaden des Königs unvergeßlicher Freund gewesen …“

„Eben deswegen sollte dieser Sohn …“

„Lasset mich ausreden, Sir Harry; und daß dieser Sohn hoch steht in der Gunst Seiner Majestät … Doch, was kümmert es mich?“ setzte der gutmüthige Prinz hinzu; „wir sind immer verträgliche Kameraden gewesen. Wißt Ihr noch, wie wir zusammen hinter dem flüchtigen Gesindel auf schäumenden Rossen nach Reading hineinjagten? Wenn man uns hätte reiten lassen und gefolgt wäre, so würde der König heut in Whitehall zu London sein, statt in dem elenden Dorfe Lubenham bei Leicester. Hier, mein Freund, ist ein Tropfen für Euch!“ und er reichte ihm brüderlich das Trinkhorn hin — „trinket! es ist guter Sect darin, wie es im Liede heißt:

Nach altem Weine thu' Dich um,
Guter Sect ist unser Studium,
Unser Lehrer ist Aristippus!“

Und dabei trällerte der lustige Prinz noch ein paar Verse aus dem Studentenliede, welches er in Oxford gelernt und häufig mit denen Studiosen gesungen hatte, die seit des Königs Hofhaltung daselbst nur noch in Koller und Kanonen und, statt der Bücher unter dem Arm, mit den Rappieren gingen.

Traurig aber und gesenkten Hauptes ritt Sir Harry neben dem Prinzen, welcher ihn vergeblich mit diesen und anderen Liedern aufzuheitern suchte, während die Cavalcade munter dahin trottete, den Wald hinter sich ließ und, nachdem die letzte Biegung gemacht war, das Städtchen Market Harborough vor sich in der Abenddämmerung liegen sah. Als sie in die Straßen einritten, wurden schon hier und da die Lichter angezündet. Alles wimmelte von Militär; Dragoner und Kürassiere schleiften mit den langen Säbeln über das Pflaster. Man hörte Gezänk und Geschrei zwischen Soldaten und Bürgern. Mädchenstimmen riefen um Hülfe, „'s ist nicht so ernst gemeint", lachte Prinz Moritz im Vorüberreiten und trällerte, der Gelegenheit gemäß, den Refrain des neuen Liedes, welches Sir Richard Fanshaw, der Secretär des Prinzen Ruprecht, neulich gedichtet, „das gerade Gegentheil!" — Jedes Wirthshaus, welches sie passirten, war gedrängt voll; bis auf die Fensterbänke saßen die lärmenden Gäste. Die Zinnbecher klirrten, die Würfel rollten, es wurde gepascht und hazardirt. Auf dem Markte war die Wache. Sie trat

unter's Gewehr vor dem Prinzen Moritz. Durch die offenen Bogenhallen des Gebäudes sah man im Innern desselben die königlichen Fahnen und Standarten, auch die Fahne der Königin darunter, reich gestickt mit der Krone in der Mitte und achtzehn Lilien in Gold ringsum eingewirkt. Gegenüber, in dem größten Wirthshaus des Städtchens, war das Hauptquartier des Prinzen Ruprecht, des Höchstcommandirenden. Bei der Ankunft vor demselben vernahm Prinz Moritz, daß Seine Hoheit nebst der ganze Suite auf die Jagd geritten und noch nicht zurück sei. Die Jahreszeit war, wo man sonst das Wild zu schonen pflegte. Allein die Cavaliere mußten sich unterhalten; was hätten sie sonst anfangen sollen in der Langweiligkeit des Lagerlebens?

Prinz Moritz schlug seinen Begleitern vor, der Jagdpartie, die nicht mehr weit von der Stadt sein konnte, entgegenzureiten; und Sir Harry begab sich allein in die große Halle des Wirthshauses, welche zu ebener Erde lag.

Da saß er nun, nach der langen gefahrvollen Reise, müde, erschöpft, eine Kanne Weines vor sich. Aber er berührte das Getränk nicht. Er war am Ziele. Das Haupt in die Hand gestützt, sah er trübe vor sich nieder. Sein Herz weissagte ihm nichts Gutes. Viele von seinen Freunden fehlten ihm. Die Weisen und die Guten waren auf den Schlachtfeldern geblieben oder elender Intrigue zum Opfer gefallen. Lord Falkland,

der edelste Patriot, war nicht mehr. In einer der letzten unglücklichen Schlachten hatte er den Tod gesucht und gefunden. Feierlich, wie zu einem Feste, hatte er sich am Morgen dieses Tages geschmückt. „Wenn ich heute getödtet werde,“ sagte er mit traurigem Vorgefühl, „so will ich nicht, daß man meinen Leichnam in schmutziger Wäsche finde.“ Von seinen Feinden nicht minder betrauert als von seinen Freunden, entdeckte man ihn am dritten Tage nach der Schlacht unter einem Haufen Gefallener mit zerschmetterter Schläfe — das reinste Opfer des Bürgerkrieges. — Der Kanzler Hyde, nachmals Lord Clarendon, irrte fern mit dem Prinzen von Wales in den westlichen Grafschaften; der edle Graf von Derby mit seiner heldenmüthigen Gattin Louise de la Tremouille, aus dem französischen Hause der Thouars, saß, wie in einem Felsenkerker, auf der Insel Man, den Märtyrertod erwartend, der ihm bald in seiner eigenen Stadt Bolton-le-Moor und auf einem Schaffot werden sollte, welches aus den Trümmern seines Schlosses Lathom-Haus gezimmert war.

Diese und viele andere trübe Bilder und Befürchtungen gingen an den Augen Sir Harry Slingsby's vorüber, indem er so saß, den Kopf in die Hand gestützt. Was auch hatte er, nach den Andeutungen des leichtsinnigen jungen Prinzen, hier zu erwarten? Nur zu deutlich ward es ihm, je mehr er darüber nachdachte, daß Prinz Ruprecht, eifersüchtig auf die Gewalt, die er

jetzt vollkommen in den Händen zu haben schien, jeden Schritt der Königin mit Mißtrauen betrachten und Jeden, der in ihrem Namen handelte, zu beseitigen suchen würde. Denn so kleinlich faßte man damals, mitten unter den großen, welterschütternden Ereignissen, in der Umgebung Karl's I. die Verhältnisse auf.

Da ließen sich von draußen schmetternde Fanfaren vernehmen. Die Jäger kehrten heim und mit ihnen viel schöne Jägerinnen. Denn auch an Damen fehlte es nicht im Heerlager der Royalisten. Die schöne Herzogin Richmond, Buckingham's Schwester, hatte ihren Gemahl begleitet — man sagte, mehr des Prinzen Ruprecht, als ihres Gemahls wegen. Doch ist die Chronique scandaleuse immer geschäftig gewesen! — Auch Lady Isabella Thynne war da, und Lady d'Aubigny, „das witzige Käthchen", deren Gemahl schon 1642 gefallen, die aber dadurch weder ihren Witz noch ihre Schönheit verloren hatte. In langen Reitkleidern, mit Peitschen in den zarten Händen, kamen sie in die Halle, die sich nun plötzlich mit der Blüthe des Royalistenadels von England füllte. Welch ein Glanz von Jugend und Schönheit drängte sich durch die Thür dieser Marktschenke, welch eine Fülle von süperber Kraft und Bravour, von Uebermuth, bereit mit den Gefahren zu scherzen, von Leichtsinn, von Loyalität! Stolz trugen sich all' diese Köpfe, von welchen einige bestimmt waren sehr bald zerschmettert 'zu werden, sei es von Kugel oder Beil.

Ein keckes Hazardiren und Herausfordern war in allen Gesichtern. „Seht!“ schienen sie zu sagen, „das Leben ist eine Masquerade. Gestern tanzten wir zu Whitehall in den Sälen von Inigo Jones, banquettirten wir in den Festhallen, die Rubens geschmückt. Federn und Diamanten und prachtvolle Roben war unser. Wir pflückten Rosen im Park von St. James. Wir gondelten auf der schönen Themse von Richmond. Und heute? — Der König will es so: „poverty's a royal thing“ — Armuth ist ein königliches Ding. Gott erhalte den König!“ Stolz gegenüber standen sie dem Schicksal, welches sie zu zerbrechen beschlossen hatte; sie bettelten nicht um seine Gunst. Sie verachteten den Feind, der sie schlagen konnte, nicht erniedrigen. Ungebeugt gingen diese feinen, aristokratischen Gestalten dem Schlachtfeld, der Ungewißheit des nächsten Tages, dem Kerker und dem Tod entgegen, — sie, die, auf der Leinwand Van Dyk's fortlebend, uns heut noch, wenn wir sie in den Schlössern von England erblicken, mit dem Zauber, der ihnen eigen war, fesseln und ihre traurige Geschichte mit dem lieblichsten Lächeln erzählen, mit einem leisen Zug von Ironie, von Wehmuth, von Festigkeit in den Gesichtern, als habe der Maler in die Zukunft gesehen. Die reizenden Frauen, für den Luxus und das Vergnügen erzogen in den fürstlichen Schlössern, theilten jetzt die Gefahren und das harte Leben der Männer. Aber die Musen waren ihnen gefolgt; die Schauspieler

von beiden Theatern der Hauptstadt und die Dichter. Auch Richard Lovelace war da, der adelige Sänger der Liebe, so schön und so treu, dem König wie der Geliebten seines Herzens, — er, der gekommen war, um noch einmal in dem letzten Schimmer von Alt-Englands Herrlichkeit zu schwärmen und dann zu sterben, allein, elend und verlassen, in Gefängniß und Armuth. Von der lieblichen Miß Lucy Sacheverell, der von ihm hochgefeierten „Lucasta" (denn damals waren die Dichter keusch und nannten den Namen ihrer Geliebten selbst in den Versen nicht), hatte er sich losgerissen, um sein Loos mit dem seines Königs zu vereinen — aber ein rührendes Lied, das er beim Abschied gedichtet, gab Kunde von dem Kampf, den er gekämpft, als er ihr und dem Glück entsagte. Dieses Lied ward bald ein Lieblingslied seiner Zeitgenossen, und auch jetzt, in diesem Augenblick, während die große Halle des Hauptquartiers sich mit den bunten Schaaren des Kriegs und der Liebe bevölkerte, klang es aus einem der Seitengemächer. Denn Harfenspiel und Gesang waren überall im Royalistenlager.

Als ich in den Krieg ging.

An Lucasta.

Sag' Holde nicht, daß grausam ich,
Weil ich dem Heiligthum
Der keuschen Brust entfloh und mich
Gewandt zu Krieg und Ruhm.

Die neue Herrin ist: — der Schwarm
Der Reiter im Gefild;

Und fortan nur führt dieser Arm
Das Schwert, das Pferd, den Schild.

Doch ob ich treulos auch entfloh,
Verzeih, was mir so schwer!
Dich, Theure, liebt' ich ja nicht so,
Liebt' ich die Ehr' nicht mehr!

Die letzten der von der Jagd Heimgekehrten waren in den Saal getreten. Unter ihnen befand sich auch George Villiers, Herzog von Buckingham, und sein jüngerer Bruder Lord Francis Villiers, ein Jüngling von sechzehn Jahren, noch hübscher, noch ausgezeichneter in äußerer Erscheinung und in geistigen Anlagen als George. Auf den Arm des Herzogs gelehnt, ging Elisabeth, Gräfin Dysart, von allen Damen, die dem Hof Karl's I. auch in diesen Tagen des Unglücks gefolgt waren, wenn nicht die schönste, so doch die anmuthigste die spirituellste, genialste. Solch ein feines, graziöses Lächeln war immer auf ihrem zarten Gesicht. Der Mund und die Nase waren von dem edelsten Schnitt. Die Stirn war weiß und die Farbe der Wangen von dem Roth jener Rosen, die das ganze Jahr blühen. Ihr Auge war tief und dunkel. Etwas Schalkhaftes war in dem Grübchen ihres Kinnes, etwas bestrickend Gewinnendes in dem Ton ihrer Stimme. Sie nahm das Leben nicht ernst, man sah es; aber ihr war eine große Gewalt über sich und über Andere gegeben. Die zierlichsten Hände spielten mit dem goldenen Knopf ihrer Reitpeitsche, die kleinsten elegantesten Füßchen wurden

sichtbar, als sie das lange Reitkleid ein wenig darüber emporhob. Sie war die Gemahlin eines alten Herrn Sir Lionel Tollemache, der ihr jedoch während seines Lebens nicht im Wege war und später den Gefallen that, zur rechten Zeit zu sterben. Sie war Gräfin aus ihrem eigenen Recht; Karl I. hatte ihren Vater, seinen Erzieher, da er noch Prinz von Wales, geadelt und die Tochter zur Gräfin gemacht.

„Und nun, Mylord," sagte sie beim Eintreten, indem sie sich an Francis Villiers wandte, der zu ihrer Linken ging, „was höret Ihr von der schönen Mrs. Kirke, und wie ertraget Ihr's so lange fern von Eurer Holden?"

Die Gräfin scherzte. Alle Welt im Lager scherzte über die schwärmerische Verehrung, welche der kleine sechzehnjährige Cavalier einer Dame zollte, die unter dem Namen „Circe" sich einiger Berühmtheit erfreute in den Annalen jener Zeit, und im Rufe stand, die etwas substantiellere Neigung des Prinzen Moritz mehr zu begünstigen, als die platonische des jungen Lords. Dieser aber, mit dem Eifer der ersten Liebe, die sich besonders gern einen reiferen Gegenstand für ihre harmlose Huldigung erwählt, nahm die Affaire höchst ernst, hatte, kurz bevor die königliche Armee die Stadt Oxford verließ, seiner „Circe" ein blaues Band aus den Locken geraubt, welches er seitdem treulich auf dem Herzen trug und welches er auch jetzt mit der Haud berührte, indem

er, sich vor der schönen Gräfin galant verneigend, die letzten Verse des „Liedes an Lucasta“ wiederholte:

Dich, Theure, liebt' ich ja nicht so,
Liebt' ich die Ehr' nicht mehr!

Die schöne Gräfin lächelte, sich fester auf den Arm des Herzogs stützend, der sie rasch und sicher durch die wogende Menge der Damen und Cavaliere, der Uniformen von allen Gattungen und der Schleppenkleider führte, die sich überall schon durcheinander drängten. Auch George Villiers trug, wenn nicht das blaue Band seiner Geliebten auf dem Herzen, aber ihr Bild noch in dem Herzen. Er hat sich im späteren Leben keine besondere Meinung für die Beständigkeit seiner Gesinnungen, weder in der Liebe noch in der Politik erworben; aber man bedenke, daß er, ganz im Anfang seiner Laufbahn, nicht mehr, oder noch nicht so viel als neunzehn Jahre zählt, und man wird es vielleicht selbst bei ihm begreiflich finden, daß er nach vier Wochen noch immer für die Eine schwärmte, die er sich erkoren! Und zudem war es so piquant! wie die Gräfin Dysart mit feinem Lächeln sagte. Buckingham hatte die Gräfin zu seiner Vertrauten gemacht. In der That, sie erinnerte sich des jungen Mädchens, des Hauses ihrer Eltern und des Abends, wo vor der Königin das Schauspiel „Romeo und Julie“ durch eine wandernde Komödiantengesellschaft aufgeführt worden war. „Es war ein hübsches Kind damals,“ sagte die Gräfin, „sie hatte schöne

dunkle Augen" — und dabei ließ die Gräfin ihre eigenen schönen dunkeln Augen wundervoll spielen, daß sie funkelten wie die Facetten von Edelsteinen. Die Idee, daß die junge flüchtige Schönheit zu ihr gewollt habe, amüsirte sie. „Warum nicht?" sagte sie; „man würde dann vielleicht durch eine Andere diejenige Anziehungskraft ausgeübt haben, die uns selber — leider! nicht gegeben ist!" Und dabei ließ sie ihr unwiderstehlich reizendes Gesicht durch den Saal wandern mit einer Siegesgewißheit, und warf ihre prachtvollen Locken nach hinten auf den schöngeformten Nacken, daß George Villiers rief: „Madame! ermesset die Treue meines Herzens und die Tiefe meiner Liebe, wenn ich, mit Euch am Arme, doch noch an Jene zu denken vermag!"

„Saget mir nur, Herzog," fuhr die Gräfin fort, sein Compliment huldreich erwiedernd, „aber saget mir die Wahrheit: habt Ihr das Mädchen entführt, oder... oder... aber Herzog: die Wahrheit! — hat das Mädchen Euch entführt?"

„Mylady," versetzte der junge Lord — „bei dem Stern des heiligen Georg, wenn ich es selber weiß! Ihr habt mich auf das Wort eines Cavaliers gefragt, und ich muß Euch demgemäß antworten. Eine Weile habe ich geglaubt, daß es den Betheuerungen meiner aufrichtigen Liebe, verbunden mit einigen anderen glücklichen Umständen, die meinen Sieg zu begünstigen schienen, gelungen sei, Eindruck auf das harte Herz dieser

Schönen von Israel zu machen; bis in jener verwünschten Dachkammer des Schlosses von Childerley, wo sie mir das Gegentheil erklärte. Wem soll ich nun glauben, Mylady — den Wünschen meines Herzens, oder den Worten jener Spröden?"

„Das fragt Ihr mich, Mylord?" entgegnete die Gräfin. „Ich sollte denken, jeder Mann habe das Schicksal jeder Frau in seiner Hand!"

Sie sagte das mit einem so leisen Anflug von Spott, daß Jeder, der weniger verliebt gewesen, als es der Herzog an diesem Tage noch war, wohl gemerkt haben müßte, sie meine, wie vorhin Prinz Moritz: „das gerade Gegentheil". Ihr schöner stolzer Mund schien zu sagen: „ich, mit meinen Augen, habe Euer Schicksal in der Hand! Wartet nur! ich will Euch ihre Macht schon fühlen lassen!..."

Das schien sie zu sagen; aber in Wirklichkeit sagte sie: „Ihr seid die Herren der Welt, erobert sie; wenn Ihr's nicht thut, so ist die Schuld Euer!"

„Wisset Ihr, Gräfin," erwiederte der Herzog, „daß ich mir genau das in den Kopf gesetzt habe, was Ihr saget?"

„Du Narr!" dachte die Gräfin; „welches Weib von einigem Geist und Ehrgeiz wird aus Dir nicht ihren Sclaven, ihren Fußstuhl machen?" Laut sagte sie: „Bravo, Herzog, das sieht Euch ähnlich! Und, auf mein Wort! es wäre doch einmal etwas Besonderes,

eine hübsche Jüdin an unserm Hof zu haben! Es wäre ein allerliebster Spaß!"

Der junge Herzog war in seiner besten Laune. Seine grauen Augen, die fortwährend ein Abenteuer zu suchen schienen; sein Mund, der sich am liebsten öffnete, um den Damen eine Artigkeit oder den Herren eine Malice zu sagen; seine ganze Gestalt, indem sie dahin schritt, strahlte vom Uebermuth der Jugend. In reicher Fülle ringelte sich sein kastanienbraunes Haar auf den gezackten Spitzenkragen herab, der die Brust und die Schultern zur Hälfte bedeckte; auf seinem Habit von braunem Sammet funkelte der Stern des heiligen Georg in Brillanten, welchen Henrietta Maria ihm einst geschenkt, und unter dem linken Arm trug er den spanischen Hut mit der Feder. Leicht an seinem rechten Arm schwebte die Gräfin dahin, als der Herzog, ungefähr in der Mitte des Gemachs, stehen blieb und unwillkürlich, wie zu Angriff oder Abwehr, mit der Hand nach der vergoldeten Koppel seines Degens faßte.

„Was ist Euch, Mylord?" fragte die Gräfin.

„Es ist nichts," lachte der Herzog, „oder so gut als nichts. Ich sehe meinen Freund, den biedern Herrn Harry Slingsby!"

Auch Sir Harry hatte den Herzog gesehen. Von seinem Tisch, an welchem er bis jetzt einsam gesessen, erhob er sich. Er war zwar der Aeltere; doch der Herzog war der höher Gestellte. Die Scene im Walde,

das Betragen des Herzogs hatte ihn tief gekränkt. Doch glaubte er, daß der Moment zu ernst sei, um solchen Privathändeln Raum zu geben, jetzt, wo im blutigen Kriege das Heil des Vaterlandes auf dem Spiele stand. Er ging daher dem Herzog entgegen; er wollte der Erste sein, ihm die Hand zur Versöhnung zu bieten.

Aber schon hatte der Herzog sich abgewandt. Er erwiederte seinen Gruß nicht. Er kehrte dem tiefbeleidigten Manne den Rücken.

Bestürzt stand dieser eine Weile. „Ist es so weit gekommen," murmelte er mit einer von Zorn und Beschämung bebenden Stimme, „daß sich ein Mann, alt geworden im Dienste des Königs, von einem Knaben beschimpfen lassen muß?"

Er begab sich hierauf nach einem andern Theile des Saales. Doch die wenigen Gesichter, die er in dieser Schaar von Höflingen kannte, vermieden es offenbar, ihm zu begegnen, während um den Herzog und die Gräfin an seinem Arm sich eine Gruppe lachender Cavaliere und kichernder Damen versammelt hatte.

Er erzählte ihnen, unter lautem Beifall, daß dieser Krautjunker, dieser Tölpel vom Lande, sich Dinge gegen ihn herausgenommen habe, die sich ein Mann von Ehre nicht bieten lassen dürfe. Sein Wappenschild würde einen Fleck davon tragen, wenn er dergleichen von Wem immer dulden wolle. Er habe ihn demgemäß gefordert. Doch Seine Majestät, welche davon gehört, wünsche

nicht, daß in seinem Lager derartige Streitigkeiten vorfielen, und habe deswegen, nachdem er seinen, Buckingham's, wahrheitsgetreuen Bericht angehört, zu befehlen geruht, daß Sir Harry Slingsby des Hofes verwiesen werde.

Unterdessen waren die Flügelthüren eines anstoßenden Gemachs aufgeworfen worden: Prinz Ruprecht, der Höchstcommandirende, hatte die Meldungen der einzelnen Regimentschefs entgegengenommen und war nun bereit zum Empfang für die Uebrigen.

Sir Harry ließ sich melden.

Sogleich erschien der Prinz in der Thür, welche sein Gemach von der großen Vorhalle trennte. Das Rauschen und Knistern der Schleppen, das Brausen von so viel Stimmen und Schritten, welches den weiten Saal bisher erfüllt hatte, stand bei seiner Erscheinung plötzlich still. Aller Augen kehrten sich dahin, und tiefes Schweigen trat ein, wo eben noch das höfische Gespräch, das Lachen, das Verbeugen, das Fragen und Antworten gewesen war.

Der Prinz Ruprecht trug die rothe Montur seines Regimentes. Er war ein junger Mann von sechsundzwanzig Jahren damals. Das ausdrucksvolle Knabengesicht, welches Van Dyck gemalt, war härter geworden im Sturme des Krieges, und die feine Hand, die jener Maler verewigt, hatte sich inzwischen tief in Blut getaucht. Doch hatten die großen, hellen Augen immer

noch einen Schimmer von Bonhommie, die ihn bei seinen Truppen so beliebt machte, während die starke, gebogene Nase, der festgeschlossene, wiewohl üppige Mund zugleich den Charakter des Glückssoldaten und Abenteurers verrieth, die Tapferkeit, welche sich in die Schlachten stürzt, den Ungestüm, welcher sie verliert!

„Sir Harry Slingsby," sagte er, indem er die Verneigung des Angemeldeten sehr gemessen erwiederte, „ich spreche im Namen des Königs, indem ich von Euch zuerst Eure Depeschen und dann Euren Degen verlange."

Krampfhaft ballten sich die Hände des im Angesichte des Hofes mit solchen Worten Angeredeten.

„Warum," rief er mit bebendem Munde, „warum dieser Schimpf mir — mir — der ich meinen Degen stets in Ehren getragen und die Depeschen mit Gefahr meines Lebens bis hierher gebracht habe?..."

„Sir," fuhr der Prinz ihn an. „Ihr habt nicht zu fragen; Ihr habt zu gehorchen!"

Die Gedanken drohten dem armen Knight sich zu verwirren; seine Stimme schien ihm zu versagen. Er schwankte auf seinen Füßen. Er faßte sich zuletzt. Er nestelte seinen Degen vom Wehrgehenk los, er nahm ihn in beide Hände, er sagte mit tief ergreifender Stimme: „Dieser Degen hat den Königen von England treu gedient. Es ist der Degen meiner Ahnen, und ich hätte gewünscht, ihn meinen Nachkommen vererben zu können. Aber Seine Majestät will es anders.

Er kann meinen Degen zerbrechen, aber nicht die Treue, mit der die Slingsby's ihn geführt. Diese wird erst mit meinem Herzen brechen. Hier ist er."

Und er reichte seinen Degen dem Prinzen. Dieser nahm ihn und sagte: „Nun die Depeschen, Sir!"

Doch ruhig erwiederte Sir Harry: „Ew. Hoheit wollen verzeihen; der Degen gehört dem König; doch die Depeschen gehören der Königin."

„Ihr erdreistet Euch," knirschte der Prinz, ungeduldig und unwillig, seinen Weg wiederum von der Königin gekreuzt zu sehen — dieser Unsichtbaren, die noch aus der Ferne ihm entgegentrat.

„Sie sind an den König gerichtet; und dem König selbst werde ich sie übergeben," entgegnete unerschütterlich der Ritter.

Es ist nicht zu sagen, ob der heißblütige Prinz nicht vielleicht hätte Gewalt gegen den ehrenwerthen Mann anwenden lassen, wenn nicht in diesem Augenblick von der Gasse her sich ein wirrer Tumult hätte vernehmen lassen. Donnernd über das Pflaster flogen die Hufschläge vieler Rosse. Die Wache trat unter's Gewehr. Laut schallte es über den einsamen Platz: „Achtung vor Seiner Majestät! Der König!"

Eben schlug es von dem Thurm der Marktkirche Mitternacht.

Alles stand im Saal in erwartungsvoller, lautloser Stille.

Die Rosse hielten, die Reiter stiegen ab. Die Thüren öffneten sich. Es erschienen die jungen Nobelmänner von der Leibgarde des Königs. Reiche Uniformen stellten sich zu beiden Seiten auf. Es war die sogenannte „goldene Schwadron", gebildet aus dem höchsten Adel des Landes, an deren Spitze, als ihr Capitän, Lord Digby commandirte. Lord Digby war der erklärte Feind des Prinzen Ruprecht und der Intimus des Lord Jermyn, des Stallmeisters der Königin, der ihr in's Exil gefolgt war nach Paris, einer jener historischen Stallmeister, von dem schon damals nicht nur die Fama, sondern ein officieller Bericht des französischen Gesandten sagte: daß es ihm nicht schwer geworden sei, den König bei Henrietta Maria zu ersetzen.

Durch das Spalier goldstrotzender Uniformen und schimmernder Waffen trat nun Seine Majestät in den Saal, von dem lauten und herzlichen Zuruf empfangen: „God save the King! Gott erhalte den König!"

Der König, in einem Sammetgewand von dunklem Violett, mit den Insignien des Hosenbandordens, eine zwar zarte, aber nichtsdestoweniger höchst vornehme Gestalt, erwiederte mit Herablassung den Gruß seiner Getreuen. Er trug den dunkelblauen Mantel, auf dessen linker Brust der silberne Stern gestickt war, und über der linken Schulter an einem breiten blauen Bande den „Royal George" in kunstvoller Arbeit von edlen Steinen. Um den Hals schloß sich ein breiter Spitzen=

kragen, der weit über beide Achseln herabreichte; und im Ohr hing ein Ring mit Perlen. Er sah bleich aus und übermacht. Seine geistvolle Stirn zeigte die Spuren des langen Kampfes, durch welchen er gegangen: sie war durch Ringeln und Runzeln gezeichnet. Noch war das Haar, welches ihm bis tief in den Nacken herabwallte, von einem schönen Dunkelbraun, noch war der Bart, welcher mit feinen Linien die Oberlippe und das Kinn beschattete, voll und von einem helleren, fast röthlichen Schein. Doch etwas Lebenssattes war in seinen Augen; vorzeitig drückte das Alter auf diesen Mann, der, mit dem Jahrhundert geboren, noch nicht älter war, als fünfundvierzig. Die Augenbrauen, wiewohl noch buschig, beschatteten Augenlider, welche sich schwer und geröthet senkten, und tiefe Höhlungen waren unter den Augen. Ein melancholischer Zug war um seinen fest zusammengeschlossenen Mund; etwas Trübes, Trauriges, wehmüthig Ahnungsvolles, fast Geisterhaftes in seinem langen, hagern Gesicht, welches keinen unedlen, nur den Eindruck unbeweglichen Leidens machte.*) Man nannte ihn den „Weißen König", nach der weißen Tracht, die er einst bei seiner Krönung getragen, und nach der geheimnißvollen Sage von einer Prophezeiung, die sich auf sein Ende beziehen sollte. Mehr denn je vielleicht erinnerte sein Aussehen heut an diesen Namen. Er hatte

*) Diese Schilderung entspricht dem Portrait Karl's I. von Van Dyck, welches man in der Gemäldegalerie zu Dresden sieht.

schon geschlafen in seinem Quartier von Lubenham, als die Nachricht ihn aufstörte, die so spät noch ihn hierher geführt. Er hatte geträumt — man sagte später, daß der Geist Strafford's ihm erschienen sei — das blutige Gespenst, das ihn — wie seine Schuld — verfolgte. Der König war abergläubisch. Wer erzählt, was damals auf seiner Seele gelastet?...

Viel gelitten hatte dieser Mann; noch jetzt, nachdem mehr als zwei Jahrhunderte vergangen, wird Niemand sein Bild ansehen, ohne sich des tiefsten Mitgefühls zu erwehren. Es ist wohl wahr, große Beschuldigungen lasten auf seinem Andenken. Aber Eins sollte man nicht vergessen, so oft man diesen Schatten vor das Tribunal der Geschichte citirt: daß es Karl I. mit der Sache, die er vertrat, ehrlich gemeint hat. Er konnte die Feinde derselben täuschen, er konnte, mit jesuitischer Moral, sich jedes Mittels bedienen, um seinen Zweck zu erreichen; aber seinen Freunden hat er Wort gehalten, und an seiner Ueberzeugung hat er fest und treu gehangen bis zuletzt. Erfüllt von der Idee des göttlichen Rechts trug er die Krone gleich wie ein Lehn vom Himmel, hartnäckig, halsstarrig, unduldsam, unbeugsam. Die kleinste Concession, mit Selbstüberwindung gemacht und mit Wahrhaftigkeit gehalten, würde dem Gang der Ereignisse eine ganz andere Bahn gegeben haben. Allein zum Glück für England, zum Glück für die Welt — denn für den Fortschritt und die

Freiheit sind die Nationen solidarisch! — er konnte sich nicht dazu entschließen. Er, ein liebevoller Gemahl, ein zärtlicher Vater, ein Muster jeder häuslichen Tugend, würde als Privatmann der höchsten Achtung werth und unter anderen Verhältnissen auch auf dem Throne ein Monarch gewesen sein, dessen Gottesfurcht und Sittenstrenge den größten Einfluß auf sein Volk geübt haben müßte. Doch das Schicksal bedarf zuweilen solcher Naturen, von solcher Beschränktheit des Geistes und solcher hölzernen Härte des Charakters, um in den großen Krisen und Wendepunkten der Geschichte mit Einem Schlage und bis zu ihren letzten Consequenzen Fragen zu lösen, welche, durch Compromisse verschleppt oder durch Vertagung hinausgeschoben, die Entwickelung der Menschheit selber um Jahrhunderte verzögern würden. Darin liegt der Grund, weswegen wir, die wir den großen Revolutionen ihre Nothwendigkeit und darum ihre Berechtigung nicht abzusprechen wagen, doch auch im Stande sind, ihre Opfer zu beklagen. Es liegt etwas Fatalistisches in ihrem Hingang. Sie haben eine Mission. Sie erfüllen sie. Wir folgen ihren letzten Schritten mit tiefinnerstem Erbarmen. Wir können sie nicht retten, aber wir fühlen, daß auch sie für die Menschheit litten und starben.

Mit der hohen Würde, die selbst bei den alltäglichen Dingen ihn nicht verließ, grüßte Karl I. die Hofdamen, die Cavaliere, die Commandeure seiner Truppen, die zu

beiden Seiten, indem er hindurchschritt, sich ehrfurchtsvoll verneigten. Er erkannte unter ihnen Sir Harry Slingsby, sein dunkles Auge ruhte schwermüthig eine Weile auf dem Ritter. Dieser ward zu Thränen gerührt.

„Sire," rief er, indem er sich vor dem König niederwarf und seine Hand zu küssen suchte, — „ich komme von Frankreich!"

Ein kurzes, trübes Lächeln flog über das ernste Antlitz des Königs. — Von Frankreich! Von Henrietta Maria! Von dem geliebten Weibe, deren Zauber das Einzige war, was noch von irdischen Wünschen dieses Herz erfüllte... Der König blieb stehen. Seine Lippen bewegten sich. Man sah, daß er sprechen wollte. Doch wurden nur unartikulirte Laute hörbar. Es ist bekannt, daß des Königs Zunge schwer war, daß er stotterte (er hatte diesen Fehler von seinem Vater geerbt) und daß er namentlich in Momenten des Affectes, der Erregung, lange nicht in den Fluß der Rede kommen konnte. Das versetzte ihn, wenn es im Angesicht des Hofes geschah, jedesmal und auch jetzt in die peinlichste Verlegenheit. Seine bleiche Wange ward roth... dem Prinzen Ruprecht entging diese Veränderung nicht, und er benutzte den Augenblick, um dem König zuvor zu kommen und ihn von dem verhaßten Slingsby fortzuführen. Ohne diesem die Hand zum Kusse zu verstatten, entfernte sich daher der König, und Slingsby erhob sich von dem Boden, auf dem er gekniet. Fast besinnungs-

los taumelte er zurück auf einen Stuhl in der fernsten Ecke des Saales niedersinkend. „O!“ schluchzte er, das Haupt in beide Hände begrabend — „ist das der Empfang, den mein König mir bereitet?“

Der König war inzwischen in das Zimmer des Prinzen Ruprecht eingetreten. Es war ein niedriges Gemach. In der Mitte befand sich ein großer Tisch, auf welchem Lichter brannten, und rund umher standen Sessel. In einen derselben ließ der König sich nieder. Nachdem er sich gesetzt, hieß er die anderen Herren, Generäle und Truppenführer, die sich auf seinen Befehl im Zimmer versammelt hatten, gleichfalls Platz nehmen. Darauf wurden die Thüren nach dem Saal zu geschlossen; der König wollte Kriegsrath halten. Er theilte nun zuerst den Herren mit, warum er so spät in der Nacht noch gekommen. Er sei, sprach er, in seinem Quartier von Lubenham schon zur Ruhe gegangen, als ihm plötzlich die Meldung gemacht worden, der Feind lasse sich auf den Höhen von Naseby blicken. Man habe seine Lagerfeuer im Bivouac gesehen.

Feuer und Flammen sprühten aus den Augen des Prinzen Ruprecht. „So schlagen wir ihn, meine Herren!“ rief er, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug. Die älteren Generäle schüttelten den Kopf. „Man sollte sich vor Allem den Situationsplan ansehen!“ meinten sie.

„Die Karten, Neffe,“ sagte der König, und der

Prinz brachte den Plan dieser und der anstoßenden Grafschaften.

Wenige Meilen entfernt war der Hügel und das Dorf von Naseby. Hier, auf den Hügeln von Market Harborough bis nach Lubenham hin, lag die Avantgarde der königlichen Truppen, und ihr Nachtrab reichte bis in das Thal hinab zwischen beiden Hügelketten. Durfte man den Feind angreifen, bevor man seine Stärke kannte? Man wußte, daß Fairfax da oben stand. Aber man wußte nicht, wo Cromwell war.

„Der Erzschelm!" rief Prinz Ruprecht mit einem kräftigen Fluche; „man sollte von einem Lümmel, wie dem, nicht so viel Redens machen!"

„Aber er hat eine ganze Armee hinter sich!" entgegnete Sir Marmaduke Langdale, einer von den älteren und ruhigeren Heerführern.

Man glaubte nicht, daß die Armee Cromwell's sich bereits mit der von Fairfax vereinigt haben könnte.

„Der Soldat muß wissen, nicht glauben!" erwiederte ruhig und besonnen, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen, Sir Marmaduke.

„Und würde es nicht besser sein, den Feind aus seiner Stellung herauszulocken, als ihn in derselben anzugreifen?" sagte Lord Astley, dem Vorredner secundirend.

Auch Lord Digby war gegen den Angriff. Sehr natürlich! — denn Prinz Ruprecht war ja dafür.

„Ich habe gehört," sagte er mit seiner feinen, hof=

männischen Stimme, „daß im Vorzimmer sich Sir Harry Slingsby aufhält. Er bringt Depeschen von der Königin. Sollte man nicht vielleicht diese Depeschen erst öffnen, bevor man die Entscheidung trifft?"

Prinz Ruprecht ward zornig. „Was haben die Depeschen mit unserm Entschluß zu thun?"

Da Lord Digby sah, daß es dem Prinzen unangenehm sei, wenn die Depeschen und Sir Harry wieder in's Spiel gezogen würden, so bestand er natürlich darauf. „Soll ich Ordre geben, daß man ihn hereinführe?"

„Ich protestire dagegen!" fuhr der Prinz auf. „Ich habe dem Ritter soeben auf Befehl Seiner Majestät den Degen abgefordert, und ein Mann, der den Degen verloren, kann nicht vor dem König erscheinen!"

„Aber die Depeschen," fuhr Lord Digby fort, um so unerschütterlicher, als der Prinz sich mehr und mehr ereiferte.

„Ich weiß es wohl, daß man Uneinigkeit zu säen sucht in den Berathungen Seiner Majestät!" murmelte er zwischen den Zähnen. Dann setzte er laut hinzu: „Der Ritter weigert sich, mir die Depeschen auszuhändigen!"

„So verlange man sie von ihm in meinem Namen," sagte der König, und Lord Digby ging, um bald darauf mit den gewünschten Depeschen zurückzukehren.

Es waren Briefe von der Königin. Des Königs

Augen füllten sich mit einem kurzen Sonnenschein, als er die geliebten Schriftzüge auf dem Papier erkannte, und seine Hand zitterte, als er das Band und Siegel löste, das sie zusammenhielt. Laut schlug sein Herz der Fernen entgegen, die jetzt mit ihm sprach.

„Theures Herz!" schrieb sie (der Brief war aus Paris, vom April datirt) — „ich habe nicht nöthig Dir zu sagen, woher der Ueberbringer meines Briefes kommt." Dann folgten Zahlen und Chiffern und die Bemerkung der Königin, daß er den Schlüssel dazu besitze. Dann theilte sie ihm mit, daß sie einen Expressen an Montrose geschickt habe; daß einer ihrer Bevollmächtigten, Goffe, mit den Generalstaaten von Holland, ein Anderer, Cochrane, mit dem König von Dänemark verhandle. Dann hieß es wörtlich: „Mit Gottes Hülfe sollen 6000 Irländer Ende Mai oder Anfangs Juni sich ausschiffen in den westlichen Grafschaften, deren Adel sich dann für den König erheben wird. Die Schiffe, mit denen sie kommen werden, sollen Milford blokiren; die Holländer sind zu dieser Expedition bereit, ebenso wie die Spanier aus Dünkirchen." Von Mazarin sei nicht viel zu erwarten; „aber ich erhielt gestern Briefe vom Herzog von Lothringen; er verspricht mir, wenn Du seinen Dienst annehmen willst, daß er Dir 10,000 Mann zuführen werde." Ueberall, wo die Königin etwas ganz besonders wünschte, hatte sie das Zeichen eines Kreuzes (†) gemacht. Ein solches Kreuz

befand sich bei den Worten: „Um der Ehre Gottes willen! laß Dich nicht länger mit dem Parlament ein; wenn Du den Rebellen nachgiebst, so kannst Du nicht mehr auf Hülfe von Irland oder von irgend einer katholischen Macht rechnen.“ Wiederum befand sich ein Kreuz bei dem Satz: „Vergiß nicht Derer, die Dir die größten Dienste geleistet: der armen Katholiken!“ — Der eigentliche Zweck und Inhalt des Briefes summirte sich in den folgenden Hauptpunkten: Montrose meldet, daß er zu Ende des Sommers mit 20,000 Mann zu der Armee des Königs stoßen werde; Cochrane meldet, daß der König von Dänemark, und Goffe, daß die Generalstaaten bereit seien, die Diversion der Irländer zu unterstützen, sobald der darauf bezügliche Vertrag vollzogen, und endlich erklärt der Herzog von Lothringen, daß er mit seinen 10,000 Mann zur Verfügung stehe, sobald man ihm nur die Schiffe zur Ueberfahrt nach England gegeben.

„Ich finde,“ sagte der König, „daß der Inhalt dieses Schreibens allerdings von der höchsten Wichtigkeit für die Frage ist, welche uns hier im Kriegsrath beschäftigt: ob wir nämlich den Feind angreifen sollen oder nicht. Wie der Brief meldet, werden wir zu Ende des Sommers mehr als doppelt so viel Truppen, Pferde und Waffen haben als jetzt. Ich denke daher, daß wir die Entscheidung bis dahin verschieben und uns nordwärts ziehen sollten, um die Vereinigung mit Montrose zu vollführen.“

„Wir sollten fliehen vor einem Feind, der sich schon genöthigt gesehen, die Belagerung von Oxford aufzuheben!“ rief Prinz Ruprecht unwillig. „Das kann Ew. Majestät Meinung nicht sein!“

Es war, wie einer von seinen Zeitgenossen richtig bemerkt, des Königs Unglück, daß er zu hartnäckig gegen seine Feinde und zu nachgiebig gegen seine Freunde war, und daß er eine bessere Meinung von dem Urtheil Anderer, als dem seinigen hatte, wiewohl das seinige oft vorzuziehen.

Der König saß noch unschlüssig und die Debatte ging noch hin und her, als von draußen wieder das Schmettern der Trompeten anzeigte, daß neue Nachrichten da seien; der Prinz entsandte einen seiner Adjutanten, und alsbald trat, von demselben begleitet, ein Officier herein, bedeckt mit Staub und Blut.

„Was giebt's?“ rief der König, sich erhebend.

„Sire!“ erwiederte der verwundete Officier, „ich komme von den Vorposten, die bis Naseby standen. Man hat uns angegriffen, wir mußten uns zurückziehen. Wir haben Todte und Verwundete. Der Feind hat mehrere Gefangene gemacht. Cromwell ist soeben im Lager von Fairfax eingetroffen!“

Da stampfte der König den Boden zornig mit den Füßen. „Cromwell!“ rief er, „Cromwell! immer dieser Cromwell! Wer befreit mich von ihm, lebend oder todt?“

„Ich!“ rief der Prinz — „lebend oder todt! Majestät! jetzt dürfen wir nicht der Schlacht ausweichen, die man uns anbietet. Meine Reiter sind ungeduldig, meine Rosse scharren. Ein Rückzug jetzt wäre schlimmer als eine Niederlage!“

Unruhig ging der König im Zimmer auf und ab. Endlich blieb er stehen vor dem Tisch und der Karte. „Wohlan!“ rief er, während die kleine, doch knochige rechte Hand am hohen spanischen Hut mit Agraffe von Gold und Silber ruhte, der vor ihm auf dem Tisch lag, und die Linke ein Paar langer lederner Handschuhe hielt, — „so wollen wir es wagen! Prinz, gebet die Ordre zum Vormarsch für morgen früh um drei. Wir haben noch zwei Stunden zum Ausruhen. Meine Herren! rüsten Sie sich zur Entscheidung! Gute Nacht, meine Herren“ — und er bedeckte das Haupt und zog die Handschuhe an, „auf Wiedersehen! Und die Parole sei: „Gott und die Königin Maria!“

„Gott und die Königin Maria!“ schallte es nun durch das kleine Zimmer, die Thüren wurden wieder geöffnet — „Gott und die Königin Maria!“ schallte es bald durch den Saal, durch das Haus, über den Marktplatz hin, durch die ganze Stadt.

Als der König, um sich zur kurzen Rast zu begeben, durch den Saal zurückschritt, näherte sich Slingsby noch einmal.

„Majestät!“ rief er — „Erbarmen! Gestatten

Sie mir, den Tod morgen auf dem Schlachtfelde zu suchen!"

Der König, zu dessen Rechten der Prinz war, sah den Flehenden mit einem schmerzlichen Blick an. Dann schüttelte er leise mit dem Kopf und ging. —

Sechzehntes Capitel.

Im Lager der Parlamentsarmee.

Es war so. Cromwell befand sich seit einigen Stunden im Lager. Die Nachricht, daß Fairfax seiner bedürfe, hatte ihn in den östlichen Grafschaften erreicht, fast in Ely, dem Wohnort seiner Familie. Dort, nachdem er auf dem Hinmarsch drei detachirte Corps der Royalisten zersprengt und geschlagen, wie man Weidenreiser zur Seite schiebt, oder Gestrüpp zertritt, das uns im Wege steht, hatte er die letzten Wochen des Mai, die ersten des Juni scheinbar unthätig zugebracht: die Unthätigkeit des Löwen, der in seiner Höhle lauert, oder des Adlers, der auf seinem Horste wacht. Bald in Huntingdon und bald in Cambridge, diesen Landstädten, jetzt so ruhig die eine, so feierlich, möchte man sagen, die andere, damals aber laut von Trommeln und starrend von Lanzen und Musketen: hatte Cromwell die Zeit benutzt, um an der Organisation seiner Truppen zu arbeiten, ihren Zusammenhang zu befestigen

und ihre Stärke zu vermehren durch das Gefühl des Werthes, das er ihnen verlieh. Ein Mann mit einem Zweck verliert die Aufgabe seines Lebens niemals aus dem Auge; nicht einen Tag, nicht die Stunde eines Tages. Er ist ein Grübler und unermüdlich beschäftigt mit der Idee, die ihn erfüllt, einseitig, egoistisch, schroff, unliebenswürdig. Tausend Andere würden erschrecken vor der Arbeit, dem Widerspruch, den unterirdischen Pfaden; nicht er. Zurückgeschleudert, beginnt er auf's Neue; man beachtet ihn nicht — um so besser. Man wird aufmerksam, man lächelt; aber dieses Lächeln, kleineren Naturen so gefährlich, erreicht nicht die großen. Man wirft ihm Ehrgeiz vor. Man zweifelt an seiner Aufrichtigkeit. Man feindet ihn an; jeder Angriff, von jeder Seite, scheint erlaubt. Aber ihn verwundet die ernste Anklage nicht mehr als früher der Spott. Dem Parteimanöver, der ehrlichen Ueberzeugung der Einen, der Intrigue der Anderen begegnet er mit den gleichen Waffen. Es kommt ein Tag, wo man mit Schrecken bemerkt, daß er unerschütterlich; und er weiß, daß ein anderer kommen wird, um zu zeigen, daß er auch unentbehrlich sei.

Schon hat er die presbyterianischen Heerführer, die Männer mit den großen Namen und Titeln aus ihren Stellen verdrängt, den Grafen von Essex, den Marquis von Manchester — er, der Sohn eines Brauers, wie seine Widersacher höhnisch sagten, obwohl sein Vater

ein ganz substantieller Pächter und seine Mutter sogar die Tochter eines Knight gewesen — ein Mann des Volkes jedenfalls, aus der vollen Kraft desselben geboren, mit seinen Instincten begabt und mit seinen Gefühlen vertraut. Noch haben die Presbyterianer, die Männer mit den hohen Hüten und den engen Köpfen, die Majorität im Parlament. Die Maßregel, welche Manchester und Essex beseitigte, hat auch Cromwell betroffen. Aber man gebraucht ihn. Sein Patent liegt in den Händen Derjenigen, die schon voll Argwohns gegen ihn sind. Man verlängert es auf einen Monat. Der Monat läuft ab. Da bricht der König aus Oxford. Leicester fällt und Prinz Rupbrecht's Schwadronen zeichnen das Land abermals mit Raub und Verheerung. Die Royalistenarmee schwillt an; hängt, gleich einer Wolke, an den Grenzen der Vereinigten Grafschaften. Dieses ist nicht der Augenblick, um den Oberbefehl des General-Lieutenants zu cassiren. So dient dem Manne, vom Schicksal zum Vollstrecker seiner Gebote bestimmt, der unberechenbare Zufall selber: „Feuer, Hagel, Schnee und Dampf, Sturmwinde, die sein Wort ausrichten."

Am 11. Juni hatte Cromwell das Schreiben des Generalissimus erhalten, mit der Anzeige, daß das Parlament ihm befehle, den Feind zu suchen, ihm eine Schlacht anzubieten.

Zwei Tage später standen Cromwell's Brigaden

mitten in Northamptonshire, bereit zur Vereinigung mit den Truppen von Fairfax.

Es begann schon zu dunkeln an jenem Juniabend, und die Lagerfeuer brannten weithin bis zu den Höhen von Naseby, „wo Korn und Haide wuchs“, als die vordersten Colonnen von Cromwell's Eisenseiten und die letzten Außenposten von Fairfax' Arrièregarde sich jauchzend begrüßten am Fuße des Hügels, dessen ganzer südöstlicher Abhang bis hinab nach Guilsborough bedeckt war mit den Zelten, den Pferden, den Kanonen und dem Train der lagernden Parlamentsarmee. Obwohl Tausende dort vertheilt waren auf einen Raum, den das Auge würde haben überschauen können, wenn nicht die Dämmerung schon einen Schleier darüber ausgebreitet hätte: so war doch wenig von dem lauten und wilden Lärm bivouakirender Soldaten zu vernehmen. Ein Jeder that seine Schuldigkeit; aber er that sie schweigend. Er verrichtete seinen Dienst im Felde mit derselben Andacht, wie den Dienst Gottes in Kirchen oder heiligen Versammlungshäusern. Die Gegenwart des Höchsten war überall bei ihm; es bedurfte nicht des Altars oder irgend einer vorgeschriebenen Handlung, ihn daran zu erinnern. Kein Fluch kam über seine Lippen; und wenn er sang, so sang er nicht das freche Soldatenlied, zum Preise falschen Ruhms und irdischer Liebe: sondern er stimmte einen jener Gesänge an, mit welchen Israel, das Volk des Herrn, den Vorabend

seiner Schlachten gefeiert. Ernst und stumm zwischen ihren Feuern bewegten sich die kriegerischen Gestalten; im Collet von gelbem Büffelleder die Einen, im rothen Waffenrock oder stählernen Panzerhemd die Anderen. Es war der Uebergang von der mittelalterlichen Kriegsführung zu der modernen, welcher sich in den Heeren der damaligen Zeit und daher auch in ihren Waffen und Monturen ausdrückte. Da sah man die Hellebarde der feudalen Jahrhunderte neben dem Carabiner und der Pistole der Cavallerie, welche sich zuerst umgestaltete nach den Anforderungen jener veränderten Art, den Krieg zu führen; und da sah man neben den Mörsern, Drachen und Feldschlangen der Artillerie, welche die Erfindung des Pulvers in's Dasein gerufen, noch den ganzen schwerfälligen Apparat des Lanzknechtes. Es war Etwas in dieser Armee, was Denjenigen, welcher den deutschen Krieg kennen gelernt (und Viele, zumal von den Officieren, hatten die Schlachten desselben mitgeschlagen), an das Lager von Gustav Adolph, an den protestantischen Helden, den „Löwen des Nordens" erinnern mußte. Man sagt, daß Cromwell das Bild dieses Königs, der auf dem Schlachtfeld von Lützen fiel, vor Augen gehabt, indem er seine eigene Armee formirte, die — gleich der schwedischen — strenge Mannszucht hielt, Gottesfurcht hegte, Morgens und Abends betete, niemals plünderte und immer siegte. Ihre Geistlichen, in braunen Gewändern und blauen Mänteln, be=

gleiteten das Heer, um in den Pausen des Lagerlebens und Kriegsdienstes ihnen „Vorträge" zu halten, wie man die Predigt damals nannte — Vorträge zuweilen, welche mehrere Stunden dauerten. Allein neben diesen Predigern, welche den Covenant genommen, der presbyterianischen Kirchenverfassung anhingen und die von derselben vorgeschriebene Amtstrachten führten, erschienen schon andere, „ehrbare, göttliche Männer", welche zugleich als Capitäne der Fußtruppen oder der Reiterei dienten und statt des geistlichen Habits die Uniform ihrer Regimenter trugen. Man sagte: daß die Heiligen das Lob Gottes in ihrem Munde und ein zweischneidiges Schwert in ihren Händen haben sollten. Nicht lange, so sollten die Ersteren ganz von ihren Kanzeln verdrängt werden und als gleichberechtigt neben den Anderen auftreten die Soldaten selber, Officiere wie Gemeine, welche die Uebertragung des geistlichen Amtes, sei es durch Handauflegen, nach anglikanischer, oder durch freie Wahl, nach presbyterianischer Lehre, leugneten und das Wort verkündeten, wenn der Geist sie trieb.

Auf dem Plateau des Hügels, dessen Abhänge mehr und mehr von der sinkenden Nacht und den Nebeln verhüllt wurden, stand, von seinem Stab umgeben, der Generalissimus der Parlamentsarmee, der Right Honourable Sir Thomas Fairfax. Es war ein weiter, offener Haidegrund, auf dem sie sich befanden. Vor ihnen in

geringer Entfernung lag das Dorf Naseby. Aus den schmalen Hüttenfenstern leuchteten schon die traulichen Abendlichter, und durch die geöffneten Thüren sah man die Flammen auf den Herden. Unter Bäumen und zwischen Gärten lag dieses Dorf, wie tausend andere Dörfer liegen; die Hunde bellten, die Grillen zirpten und der Kirchthurm, grau von Moos und Alter, erhob sich aus der Mitte der kleinen Häuser. Vielleicht nisteten Störche unter dem Kupferball, der seine bescheidene Spitze zierte. Zu seinen Füßen in eingesunkenen Gräbern, unter moosigen Steinen, schliefen die früheren Bewohner von Naseby. Es war ein Bild heimathlicher Abgeschiedenheit, die von der ganzen Welt nichts verlangt. Wer hatte jemals von diesem Dorfe gehört? Wer, außer seinen Einwohnern, wußte viel von seinem Dasein? Hatte doch Fairfax selber, aus einem ganz andern Theil Englands gebürtig, den Namen dieses Dorfes wahrscheinlich erst auf seiner Kriegskarte kennen gelernt, und war gewiß von der besondern Beschaffenheit desselben nur unterrichtet worden durch seine vorausgesandten Kundschafter.

„So stehen wir denn hier wirklich im Mittelpunkt und zugleich auf dem höchsten Grund von England,“ sagte der General en chef zu seinen Officieren. Er hatte diese Weisheit aus einer alten Beschreibung geschöpft, welche seiner Karte beigegeben war. „Es wäre wunderbar, in der That,“ fügte er hinzu, wenn von

allen Plätzen in England gerade hier die Entscheidung fallen sollte!"

Seine Herrlichkeit, um die Wahrheit zu sagen, hielt nicht viel von Wundern. Viel mehr hielt er von seinem Schwert und seiner Armee. „Tom! Tom!" hatte sein Großvater, der alte Lord, ihm einst zugerufen, da „Tom" noch ein Knabe war, „denk' Du an den Krieg. Dein Vater ist ein guter Mann, aber doch nicht besser als ein Feigling. Alles Gute, das ich erwarte, ist von Dir!"

Und doch ist es wunderbar, über das Loos dieser Dörfer nachzudenken! Sie, die vergraben in die Dunkelheit eines unbemerkten Daseins, unter ihren Strohdächern nur den natürlichen Wechsel der Generationen sahen und in ihren Scheunen nichts bargen als den Segen der Jahreszeit: plötzlich, von einer Sommernacht zur andern, zwischen Morgen- und Abendgeläut, tauchen sie auf zur leuchtenden Unsterblichkeit. Zahllose Lippen sprechen jetzt zum ersten Mal einen Namen, der bestimmt ist, nie mehr ausgelöscht zu werden. Er fliegt über die Erde, so weit nur Menschen wohnen. Es genügt, ihn zu nennen, um bei dem mitlebenden Geschlecht Thränen hervorzurufen und bei allen folgenden Bewunderung. Stolze Städte, deren Pracht einst das Staunen des Weltkreises gewesen, sind verfallen und verschwunden von seiner Oberfläche; doch mit dem Namen dieser kleinen Dörfer bezeichnet man für ewig einen Wendepunkt in dem Geschicke der Völker. Der Genius der Geschichte

suchte sie tief in ihrer Verborgenheit auf und gab ihnen, den Wohnplätzen unbekannter Bauern, diesen verhängnißvollen Kuß, den man den Ruhm nennt.

Die Dorfglocke schlug. Es hallte herüber durch die stille Abendluft.

„Neun Uhr!" zählte der General; „ich wollte, daß Cromwell da wäre!"

Hinter dem Dorfe fiel das Plateau zu einer Schlucht ab, welche jetzt von der Dunkelheit ausgefüllt war. Nur diese Schlucht trennte das Heer des Parlaments von dem Heere des Königs, welches auf der Höhe von Market Harborough lagerte. Nachdenklich maß das Auge des Generals die Distance.

Sir Thomas Fairfax, seit wenigen Monaten Höchst-Commandirender der Parlamentsarmee, war der Sohn von Lord Ferdinand Fairfax und Erbe der Pairie. Wiewohl zu dem Adel jener nördlichen Grafschaften gehörig, welcher sich durch seine wahrhaft rührende Treue zu dem fallenden Königshaus ausgezeichnet hat, und mit vielen Gliedern dieses Adels verwandt (so auch mit Sir Harry Slingsby, von dem wir gesprochen), hatten doch die beiden Fairfax, Vater und Sohn, sich von Anfang an für das Parlament erklärt und waren von der Sache desselben keinen Fußbreit gewichen. Jung noch, in der Mitte der Dreißiger, war Sir Thomas Fairfax durch alle Scharmützel und Gefechte dieses Krieges gegangen; in der großen Schlacht von Maston Moor

hatten Vater und Sohn neben einander gestanden und gekämpft, Beide mit Lebensgefahr; der Lord an der Schulter verwundet, der Junker dem Verderben nur entgehend, indem er das weiße Helmzeichen entfernte, welches ihn dem Feinde verrathen haben würde. Denn man weiß, daß die Schlacht für das Parlament schon so gut wie verloren war, als Prinz Ruprecht's Fehler und Cromwell's Feldherrnblick sie wieder herstellte. Seit jenem Tage war der Stern Fairfax' gestiegen, neben dem Cromwell's; und Cromwell hatte ihn neidlos steigen sehen, ja das Meiste dazu gethan, um dem Jüngeren vor den Augen des Parlaments Geltung zu verschaffen. Denn weit überlegen jenen hochgeborenen Heerführern, welche bisher das Schwert in den Händen gehabt, war dieser schlichte Edelmann, dessen Stammbaum nicht weiter hinunterreichte als bis zu dem ersten Tudor (oder, um ganz mit der Wahrheit und dem Wappenkönig von Ulster übereinzustimmen: bis zum Ende der Kriege zwischen den beiden Rosen), und welcher daher, als ein junger Edelmann mit der bescheidenen Ahnenreihe von zwei Jahrhunderten, wohl auch ein thätiger Edelmann sein mußte, wie das Motto seines Schildes ausdrückte: „Fare, fac" (Wort und That). Sein Wort war so gut wie seine That und an seiner Gesinnung kein Zweifel. Aufgewachsen in den Grundsätzen der Puritaner, strebte er nach keinem andern Ruhm, als der Vertheidiger derselben zu sein; und als sein Vater, von dem der alte Lord, sein Groß=

vater, gesagt: daß er ein guter Mann, aber ein Feigling sei (wiewohl die Wunde von Marston Moor den alten Herrn Lügen strafte), sich auf sein Schloß gesetzt, um auszuruhen, verfolgte der Sohn den blutigen Kriegspfad mit all' den Erfolgen, welche sein Großvater, in diesem Punkt ein besserer Prophet, ihm vorausgesagt. Kurz vor dem Ausbruch des bürgerlichen Krieges hatte sich Sir Thomas mit einer sehr vornehmen und reichen Dame (sie war Erbin) aus dem Hause der Veres von Tilbury vermählt; einer Dame außerdem von Geist, Bildung und Charakter, an welcher der noble Geschichtschreiber dieser Zeiten (Clarendon) keinen andern Fehler zu rügen hat, als daß sie, in Holland erzogen, nicht jene Ehrfurcht vor der Kirche von England gehegt, welche sie hätte hegen sollen, und daß sie daher unglücklicherweise mit ihrem Gemahl übereingestimmt, als dieser in die Rebellion eintrat, nicht ahnend, welches Elend dieselbe über das Königreich bringen sollte. Tapfer, wiewohl ohne Initiative; ein glücklicher Feldherr, aber frei von Herrschsucht; bedeckt mit allen Ehren, aber nicht ehrgeizig: so hat ihn in der langen Krisis seines Vaterlandes, dessen mächtigster Mann er war, Verleumdung oder Anklage von seiner eigenen Partei niemals berührt, noch die Gegenpartei, zu deren Sturz er das Meiste beigetragen, sein Andenken mit einem jener Flecken gebrandmarkt, welchen zu vertilgen dem bessern Urtheil nachfolgender Zeiten so schwer wird. Ruhig stand er dem

Feind gegenüber, ruhig erwartete er die Ankunft Cromwell's. Die Flammen des Feuers, das neben ihm auf der Haide brannte, beleuchteten seine schlanke, doch schmächtige Figur, sein offenes, gewinnendes Gesicht, seinen Mund, der Entschlossenheit, seine flache Stirn, die Beharrlichkeit ausdrückte, sein Auge, das nur, wenn die Drommete zum Angriff schmetterte, die Kühnheit seiner Seele verrieth.

„Man wird mich benachrichtigen, wenn irgend eine Meldung von unseren Vorposten einläuft," sagte er zu einem seiner Stabsofficiere, indem er sich zu seinem ganz in der Nähe aufgeschlagenen Zelte begab. Die Wache präsentirte das Gewehr, als er eintrat. Das Zelt war niedrig und arm an Bequemlichkeiten. Auf dem nackten Rasenboden stand ein hölzerner Stuhl und ein Tisch; auf dem Tisch brannte eine Kerze, durch die dünne Leinwand vor dem Nachtwind, der draußen schon zu wehen begann, schlecht geschützt. Bei dem unsichern Schein derselben sah man auf der Tischplatte Landkarten, einen Situationsplan, ein Tintenfaß, allerlei Vermessungsinstrumente, ein Fernglas. Im Hintergrunde des Zeltes stand ein Feldbett, zu dessen Füßen eine alte Dienerin saß.

„Schläft sie?" sagte der General, indem er sich dem Lager vorsichtig nahte.

„Seit einer Stunde schon, Excellenz!" war die Antwort.

Der General beugte sich über das Bett. Ein Mädchen, ein Kind von etwa sechs oder sieben Jahren, schlummerte darin. Es war sein eigen Kind, ein echtes Soldatenkind, Mary Fairfax. Als er vor zwei Jahren in die Campagne gegangen, hatten Mutter und Tochter ihn begleitet. Später, nach der Affaire von Bradford, war die Mutter zurückgekehrt in das heimathliche Schloß, die Tochter aber wollte sich von dem Vater nicht trennen. Sie hatte so bitterlich geweint und mit solch inständigem Drängen darum gebeten, dem Vater auch ferner folgen zu dürfen, daß dieser sie zuletzt vor sich auf den Sattel hob und die Alte, die schon ihn als Knaben treulich bewacht, zu ihrer Bedienung und Pflege mit in's Feld nahm. Alle Schlachten und Märsche des Bürgerkrieges hatte das kleine Wesen seitdem mitgemacht, immer zu Pferd, im Lager des Vaters und an seiner Seite. Mehrfach war sie schon in großer Gefahr gewesen; oft nach den Strapazen eines langen Rittes ward sie ohnmächtig, und einmal, auf jenem Rückzug von Bradford nach Hull, brach sie gänzlich erschöpft zusammen und der Todeskampf schien bereits dieses kaum erblühte Leben ergriffen zu haben. In geschlossenen Cadres, mit wehenden Fahnen und Trommelschlag setzten die Regimenter über den Trent, während der unglückliche Vater, der selber schmerzhaft verwundet worden durch einen Schuß in die Faust, über dem kleinen, geliebten Körper hing — die letzte Colonne nahte, und in einer elenden

Bauernhütte am Wege mußte der General sein Kind verlassen, sterbend, wie er glaubte, und ohne Hoffnung, sie jemals wieder zu sehen. Doch die Jugendkraft in ihr erholte sich, und wenige Tage später erschien sie wieder, auf dem Pferde vor ihrer Dienerin sitzend, eine willkommene Erscheinung in dem düstern Puritanerlager, geliebt und gehätschelt von den eisernen Naturen, die am Tage der Schlacht wie eine Mauer standen zwischen dem Feuer des Feindes und der Tochter ihres Generals.

Sie athmete sanft, als der Vater sich zärtlich zu ihr hinabbeugte. Von den Beschwerden, denen sie so frühe schon trotzen gelernt, hatte ihr Gesicht etwas Strenges und Bestimmtes angenommen; das Leben im Freien hatte den Teint gebräunt. Doch spielten jetzt im Schlafe die Anmuth und der Friede des Kindes um ihre Züge, und ihr Anblick, wie sie bei dem matten Schimmer der entfernt brennenden Kerze mit gefalteten Händen dalag, erfüllte das Herz des Vaters mit Glück und Liebe. Plötzlich bewegten sich diese kleinen Hände. Sie schienen zu zittern. Sie erhoben sich, als wollten sie nach einem Schatten greifen, der in der Luft schwebte. Auch die Lippen bebten. Sie rührten sich dann, sie stammelten, und ganz deutlich hörte der General, wie das Kind im Traum den Namen: „Buckingham" rief. Dann ward es wieder still, lächelte wie zuvor und schlief ruhig weiter.

„Was ist das?“ flüsterte der Vater ängstlich, indem er sich erhob und die Dienerin ansah.

„Ew. Herrlichkeit mögen mir vergeben,“ erwiederte die Alte, welche nicht gelernt hatte, die Unwahrheit zu sagen oder die Wahrheit zu verschweigen, wenn ihr Herr sie fragte; „Lady Mary hat mich, bevor sie einschlief, gebeten, ihr eine Geschichte zu erzählen. Doch es sollte eine Geschichte sein, die sich wirklich einmal zugetragen. Da hab' ich ihr die Geschichte vom großen Herzog Buckingham erzählt, wie schön und wie nobel er gewesen, und wie der König ihn geliebt und mit Ehren geschmückt, und wie er zuletzt an einem Morgen von einem Mann in Portsmouth ermordet worden. Davon wird unsere Lady nun geträumt haben...“

„Alte!“ sagte der General streng, „Du solltest ihr lieber Märchen erzählen, als solche Geschichten...“

„Es ist nur darum,“ erwiederte die Dienerin, „daß sie die Märchen alle schon auswendig weiß, und so oft ich mit dem „Es war einmal“ anfange, mir immer schon mit dem Ende kommt; sie will wahrhafte Geschichten hören. Das muß abenteuerlich sein; die besten Namen unseres Landes müssen genannt werden, sonst glaubt sie's nicht. Von solchen Königen hört sie gern, die ein unglückliches Ende genommen, wie König Macbeth oder Richard der Zweite. Sie wird nicht müde, das Schicksal von Maria Stuart zu beklagen, die auf dem Schaffot gestorben, und manch' eine Thräne hat

sie schon geweint um die Söhne Eduard's, dabei sagend, daß sie, wenn sie damals gelebt, Beide wohl aus dem Tower hätte befreien wollen. Und dann hätte der junge König, den sie gerettet, ihr gewiß die Hand geküßt, wie es in den Märchen heißt, und sie zur Königin von England gemacht ..."

Fairfax wollte der Dienerin derartiges Reden verweisen. Er wollte sagen, daß es sich schlecht zieme für seine Tochter und im Lager der Parlamentsarmee, mit solchen Geschichten unterhalten zu werden. Da knatterte ganz in der Nähe des Zeltes ein Schuß; ein zweiter fiel und die Schildwache rief: „Bringt sie zum Stehen!"

Das Kind fuhr aus dem Schlaf empor. Es besaß einen scharfen Geruch für Pulver. Aufgerichtet in seinem weißen Nachtkleidchen saß es sogleich im Bett. Noch schienen die fliehenden Gestalten des Traumes vor seinen Augen zu sein. „Wo ist er?" rief sie, halb schlummertrunken, indem sie das lange Haar mit beiden Händen von der Stirn zurückstrich; „eben war er noch hier, der junge Buckingham, dessen Vater ..." Da sah sie ihren Vater. Sie streckte beide Arme nach ihm aus, als ein dritter Schuß fiel. „Ha! ich besinne mich!" rief nun das Kind — „ich habe geträumt. Der Feind rückt heran! Es giebt eine Schlacht!" Mit einem Satz war sie aus dem Bett und stand mit nackten Füßchen und aufgelöstem Haar vor dem Vater, der sie leidenschaftlich umarmte.

„Muß ich zu Pferde, Papa?“ rief sie, fast trübselig. Denn wiewohl sie bei den Vormärschen stets in der Nähe des Vaters war, mußte sie doch bei beginnender Attaque zurück in die letzte Linie.

„Nein, nein, mein Kind,“ erwiederte der General, „so weit kann's noch nicht sein. Leg Dich nur wieder in Dein Bettchen, Mary, Herz! Ich komme wieder zu Dir, wenn ich gesehen, was es draußen giebt.“ Er ging; „vielleicht ein Spion, für welchen man ein hänfenes Band in Bereitschaft halten muß,“ murmelte er zwischen den Zähnen, indem er die Gardine des Zeltes hob und hinaustrat in's Freie.

Bei dem Scheine des großen Feuers, welches dem Zelte gegenüber brannte, sah der General mitten in einem Haufen von Soldaten, die rasch von allen Seiten zusammengelaufen waren, drei elende, zerlumpte Gestalten. Schimpfworte, Drohungen, Kolbenstöße mußten sich diese gefallen lassen und ertrugen sie mit der größten Resignation, wie Leute, die nichts Besseres erwartet haben. Sogleich, als man den General erblickte, trat einer von den Soldaten vor, um zu rapportiren.

„General!“ sagte er, „die drei Gefangenen.“

Fairfax schritt zu der Gruppe, die am Feuer stand. Selten hatte sein Auge Bilder des vollendeten Jammers gesehen, wie diese Drei sie darboten. Der Hunger und die Noth waren in ihren Gesichtern so leserlich geschrieben, daß kein Mißverständniß möglich war. Man

hätte jeden Knochen an ihrem Leibe zählen können, um so besser, als ihre Kleidung nur in Fetzen bestand, welche den Durchblick überall frei ließen. Etwas Verwildertes und Erbärmlicheres, als diese drei Burschen, war schwerlich zu finden. Das Haar hing ihnen wirr über die Stirn herunter, und es war bei dem Auf- und Niederflackern der Flammen kaum möglich, ihre Züge zu identificiren. Der General sah sich seine Beute lange an, ohne sich recht zu besinnen, wem er für dieses Geschenk des Krieges dankbar zu sein habe. Denn — Du lieber Gott! einem so großen General geht Vieles vor den Augen her und noch mehr durch den Kopf. Sein Gedächtniß reicht nicht aus für jeden Strolch, bei dem er mit Strick oder Kugel Gevatter steht für ein besseres Leben.

Aber unser Leser hat — Gott sei Dank! nichts zu thun mit diesem traurigen Handwerk, und selbst wenn er den wirklichen Krieg gesehen, so hoffen wir um so mehr, daß er nun, wo alle Menschen wieder seine Brüder sind, Sympathie genug besitzt, um einen alten Freund zu erkennen und ihn in seinen „extremis" oder äußersten Nöthen nicht zu verleugnen. Wen anders aber sieht er in diesen drei Candidaten des Todes vor sich, als Jürgen, den Clubmann, Jürgen, den Schauspieler, den Vagabonden, den Unparteiischen, mit zween seiner Spießgesellen aus dem Walde von Longstow?

Der arme Schelm war sehr in sich gegangen. Er

hatte die Zeit dazu gehabt, und ein Ueberfluß von Nahrungsmitteln war ihm just auch nicht hinderlich gewesen, der Reue und Buße nachzuhängen. Zuerst im Gefängniß von Huntingdon, dann im Train der Fairfax'schen Armee mitgeschleppt, von Dorf zu Dorf und von Grafschaft zu Grafschaft, sah er seinem Urtheil mit dem Eintreffen Cromwell's entgegen. Denn da er von einer Abtheilung der Cromwell'schen Reiter zum Gefangenen gemacht worden war, so mußte der Commandeur derselben auch den Spruch des Kriegsgerichts bestätigen, ganz abgesehen davon, daß Fairfax' Commission als General ihm nur in Gemeinschaft mit dem ganzen Kriegsrath zu handeln erlaubte. Jürgen zitterte daher vor dem Namen Cromwell. Er bebte, wenn er aus den Gesprächen der Schildwachen entnahm, daß Cromwell sich nahe, und er athmete auf, wenn er in Erfahrung brachte, daß Cromwell eine andere Route genommen. Denn daß die Entscheidung des Kriegsgerichtes ihn nicht auf Rosen betten würde, konnte der brave Mann Jürgen sich im Voraus sagen. Unaufhörlich seit einer Woche hatten die Geistlichen, welche die blauen Mäntel trugen, ihn schon zum Tode vorbereitet, indem sie zugleich in ihn drangen, den Covenant zu nehmen, als das einzige Mittel, in den Himmel zu kommen. Worauf er ihnen geantwortet, daß er gar keine Eile habe, und daß es dazu noch immer vor der Abreise Zeit sei.

Der verstockte Sünder! „Du wirst baumeln,“ hatte der Reverend Mr. Sprigge gesagt, einer von des Generals eigenen Caplänen; „baumeln, ehe denn dieser Mond voll geworden.“

„Ich weiß es,“ hatte das Kind des Verderbens geantwortet; „um so besser, wir werden dann in einer hellen Nacht von einander Abschied nehmen, und mein Weg wird um so kürzer sein.“

„Ja, in die Hölle, das Tophet, das Gehinom oder Thal der Verdammten,“ hatte der ehrwürdige Mann ausgerufen, zornig über die Hartnäckigkeit des Delinquenten.

„Man muß auf Alles gefaßt sein,“ war Jürgen's Antwort, „ich hoffe auch dort einige gute Freunde zu finden.“

In seinem Herzen aber war Jürgen nicht halb so gefaßt, als in seinen Worten. Er wußte wohl, was ihm bevorstand.

Er war mit den Waffen in der Hand gegen das Parlament betroffen worden. Mehr noch, man hatte Briefe in seinen Taschen gefunden von jener Sorte, die man Brand- und Drohbriefe nennt und die der parlamentarische General nicht so freundlich aufgenommen, als damals Sir Tobias Cutts auf Anrathen seines Freundes Slingsby. Ferner trug der Unglückliche Proclamationen bei sich, in welchen zur Bildung neuer Clubregimenter über das ganze Königreich und zur Verbindung der-

selben mit den bereits aufständischen Grafschaften im Süden aufgefordert ward. Aus diesen Papieren ergab sich, wie tief royalistisch der ganze Plan angelegt gewesen, und alles Das zusammen, wenn es nicht Hochverrath war, sah doch dem Hochverrath so ähnlich, daß auch der kühnste Sportsmann auf den Kopf des Unparteiischen und seiner beiden Gefährten nicht so viel als einen Groot mehr gewettet haben würde — er selbst am allerwenigsten.

Wiewohl nun dem Tode gleichsam gegenüber und sattsam auf ihn vorbereitet, hing doch das anspruchslose Gemüth dieses Mannes noch immer am Leben, das bisher nicht viel gethan, um diese Anhänglichkeit zu verdienen. Es hatte ihn abwechselnd mit Hunger, Verfolgung, Liebesgram und Gefangenschaft tractirt, bis es so weit mit ihm gekommen, daß er hier, in einer elendiglichen Schafhürde von zwei Rothröcken bewacht, zitternd auf jedes Wort lauschte, welches sein betrübtes Ende in größere oder geringere Entfernung rückte. Doch es wird gesagt, daß diejenigen Kinder, welche man am härtesten behandelt, die dankbarsten sind, und Jürgen liebte demgemäß das Leben und die Welt, die sich beide nicht besser wie die Stiefeltern gegen ihn benommen, auf das Zärtlichste. Die Unsicherheit seines Schicksals diente sehr zu seiner Beruhigung. Wie eine dunkle Wolke, die für den Abend vielleicht Unwetter verkündet, schwebte der Gedanke an Cromwell über seinem Haupt. „Wer

weiß?" redete er sich zu, „vielleicht geht es diesmal noch so vorbei." Das „Vielleicht" war sein goldenes Wort. Damit tröstete er sich; damit versüßte er sich das bittere (und wenn die Wahrheit gesagt sein muß: kärglich zugemessene) Brod der Gefangenschaft; damit würzte er seinen Trunk (Quellwasser im besten Fall), und damit lullte er sich in den Schlaf.

Doch aus diesem Schlaf hatte heute ihn das Gerücht aufgeschreckt, das sich durch das ganze Hauptquartier mit Blitzesschnelle verbreitet: das Gerücht nämlich, daß Cromwell's Schaaren im Anrücken begriffen, und daß man bei Sonnenuntergang von Kettering her die Küraſſe seiner Avantgarde habe schimmern sehen.

Ein anderer Mann als Jürgen würde nun ohne Zweifel seine Rechnung mit der Welt geschlossen haben. Er dachte zuerst auch selber, daß ihm nichts Anderes übrig bleibe, daß Verzweiflung sein Loos und Schrecken sein Ende sein würde. Jedoch er besann sich. „Was!" — rief er aus (in Gedanken, denn laut sprechen durfte er gar nicht wegen der beiden Rothröcke vor der Thür) — „was! — weil ich in einem Lämmerstall sitze, soll ich mich wie ein Lamm zur Schlachtbank führen lassen?" ... Er, der alte Reichssoldat, der zwar bei Freiburg gottsjämmerlich auf das Haupt geschlagen ward, so daß man von ihm sagte (da er Fersengeld gab und Reißaus machte): seht da! der Tapfere, der sein Herz in seinen Stiefeln trägt (und bei dieser Reminiscenz besah Jürgen

seine Stiefel; ach! sie waren in einem kläglichen Zustande!) — er, der flotte Parteigänger der Clubarmee, sollte verzweifeln? Es ist wahr; er hatte manchmal an den Tod gedacht. Welcher Mensch denkt nicht einmal daran? Aber es war ihm mit dem Sterben kein rechter Ernst. Allerlei Ausflüchte hatte er gebraucht, um davor herzukommen. Die merkwürdigsten Gelübde hatte er gemacht. Er hatte sich vorgenommen, ein besserer Mensch zu werden, und in der Bedrängniß seines Herzens, da er kein anderes wußte, folgendes Gebet zum Himmel gesandt: „Lieber Gott!" hatte er gesagt, „gieb mir ein gutes Pferd, einen guten Büffelrock und ein gutes Paar Pistolen, und ich werde nicht in Verlegenheit sein, auch eine gute Sache zu finden."

So war die Dämmerung dieses Tages gekommen, und durch ein Loch in der Wand hatte Jürgen, der Unparteiische, bemerkt, wie rings auf den Hügeln sich die Feuer entzündeten. „Kameraden!" hatte er dann leise gerufen, indem er den beiden anderen Galgenvögeln einen Wink gab, näher heran zu kriechen; „was meint Ihr, guten Brüder, wenn wir probirten, ob jenes Loch groß genug ist, um hindurch zu kommen? Ich weiß, daß es nicht für halb so ehrenvoll gilt, durch ein Loch zu gehen, wenn eine Thür vorhanden ist. Aber bessere Menschen sind schon durch schlechtere Löcher gegangen; und der Beste von uns kann nur einmal sterben. Auf die Feierlichkeiten dabei kommt nicht besonders viel an.

Kriegt man uns, so sind wir nicht schlimmer daran, als wenn wir bleiben; haben wir Glück, so sind wir in einer halben Stunde jenseits des Dorfes in der Schlucht und morgen früh Hauptleute bei den Königlichen!"

Das Unglück war nur, daß bis zu jener Schlucht eine Postenkette stand, durch welche nicht drei Katzen, geschweige denn drei Gefangene hätten unbemerkt entschlüpfen können. Der erste Schuß, welcher über ihren Köpfen abgefeuert worden, trieb die drei Hauptleute in spe zurück; der zweite lieferte sie den Händen ihrer Verfolger aus, und als der dritte fiel, sah Fairfax, der eben aus seinem Zelt getreten war, sie schon in sicherm Gewahrsam.

Zu derselben Zeit, wo sich auf dem Plateau des Hügels dieses ereignete, hatte an seinem Fuße die Vereinigung von Cromwell's und Fairfax' Truppen ihren Anfang genommen; der Jubel, mit welchem die Soldaten beider Armeen einander begrüßten, ward von Abtheilung zu Abtheilung getragen, und im Fortschreiten wachsend, hatte der tausendstimmige Ruf: „Es lebe der General-Lieutenant! Cromwell hoch!" die Höhe gleichsam im Sturm genommen.

Noch schallte das Freudengeschrei ringsum, als ob mit dem Augenblick, wo Cromwell ihn betreten, der Boden selber lebendig geworden: da nahte sich auf schaumbedecktem Roß ein Ordonnanz-Officier, begleitet von einigen Reitern und einem Trompeter voran.

„Guten Freunde,“ wandte sich Jürgen an die beiden Unglücklichen, mit denen er seinen Fluchtversuch unternommen, „jetzt geb' ich es auf! Das ist der Obrist, mit dem wir es zu thun hatten im Walde von Longstow, und Gott soll mich verdammen, wenn das nicht Cromwell's Musikant ist, der Mann mit der Trompete, Levi Mac Alister!“

Jürgen hatte sich — leider! nicht geirrt. Sein Verhängniß war ihm nahe. Frank Herbert war es, ohne Zweifel, der sich vom Pferde schwang. Es war der Soldat Cromwell's, im prächtigen Kriegsgewand, dessen Roth und Gold bei den Flammen der Wachtfeuer jetzt mehr noch als bei Tage schimmerte. Nichts mehr war in seinem Gesicht zu entdecken von jener sanfteren Regung, mit welcher wir ihn Abschied nehmen sahen von seinem Freund, dem Geistlichen, und dem Schloß im Abendsonnenschein. Der Krieg und die Pflicht: kein anderes Wort war auf seinen Lippen.

„Ihr bringt gute Nachricht, Obrist!“ sagte Fairfax, indem er ihn freundlich empfing; „die Männer, gewohnt zu siegen, sind da, die Reiter des Parlaments!“

„Die Reiter Cromwell's, zu Befehl!“ erwiederte Frank Herbert; „das Defilé begann in dem Augenblick, als der General-Lieutenant mich abcommandirte, Seiner Excellenz Meldung zu machen. Von der letzten Biegung der Straße, da wo sie sich unterhalb des Hügels theilt, hier nach Naseby, dort nach Burleigh führend, bemerkte

man durch die schon hereinbrechende Dämmerung die Bewegungen des Feindes auf den entgegengesetzten Anhöhen. Der General sandte sogleich einen seiner Stabsofficiere mit einem Trupp Reiter aus, um zu recognosciren."

„Welchen Officier?"

„Den commissarischen General Ireton."

„Den Verlobten seiner Tochter Bridget?"

„Derselbe, zu Befehl!" versetzte der Obrist, welcher nicht wußte, was die Verlobung von des Generals Tochter mit einer militärischen Meldung zu thun haben könne. Doch Fairfax, wie wir gesehen, hatte selbst eine Tochter; und es scheint, als ob Väter mit Töchtern, auch wenn sie Generäle sind, am Vorabend einer Schlacht noch Muße finden, um an Verlobungen zu denken. Frank Herbert seinerseits hatte mittlerweile Muße gefunden, die bedauernswerthe Gruppe der Drei, die wir geschildert haben, am Feuer zu mustern, und er hatte ein besseres Gedächtniß als Fairfax.

„Das sind die drei Clubmänner," sagte er, „welche wir mit dem letzten Gefangenentransport in's Hauptquartier gesandt haben?"

„Es ist von uns die Rede," flüsterte Jürgen seinen Kameraden zu; „der Mann sieht mir nicht aus, als ob wir viel Gutes von ihm zu erwarten hätten." Und er nahm das rührendste Armensündergesicht an, ob ihm das vielleicht noch helfen könne.

„Sie sind es,“ gab Sir Fairfax zur Antwort auf Herbert's Frage; „sie waren eben auf dem Wege, sich heimlich davon zu machen, und unsere Posten haben sie zurückgetrieben. Es wäre gut, wenn wir sie vor Tagesanbruch expedirten; sie sind uns zur Last. Wir werden bald in der Lage sein, den Soldaten nicht entbehren zu können, der jetzt nothwendig ist, um sie zu bewachen.“

Tausend Pläne schossen durch Jürgen's Gehirn. Er hätte so gern gerufen: „Gebt mir eine Flinte und ich will mit Euch ziehen! Ihr braucht Soldaten und wollt Leute, wie mich, aufhängen und erschießen? Welche Verschwendung! Hier bin ich! Es ist zwar eine harte Wahl für einen guten Menschen, entweder zu tödten oder getödtet zu werden; aber wenn man einmal wählen muß, so...“

Der Obrist ließ ihm keine Zeit, diesen versöhnlichen Gedanken auszudenken. „Excellenz,“ rief er, „mein General ist der Meinung, daß es, um ein Exempel zu statuiren, genug sei, wenn man Einen von ihnen hängt. Man könnte die beiden Anderen laufen lassen.“

Stumm, aber mit einem Blick, der Bände redete, sahen sich die drei Gefährten an. Ein Jeder von ihnen bedauerte die beiden Anderen.

„Es ist auch meine Meinung,“ sagte der menschenfreundliche Generalissimus der Parlamentsarmee; „wo man Leben schonen kann in diesem Krieg, der bereits

zu viel davon verlangt, da soll's geschehen. Tambour, Deine Trommel! Und Würfel!"

Es steckte doch in diesem General, Puritaner wie er war und blieb, etwas von dem Soldaten der alten Schule, dem Lanzknecht. Kartenspiel und Würfel waren verboten in seinem Lager; aber um's Leben würfeln: das kam öfters darin vor. Zu diesem Zweck allein hielt man Becher und Würfel bereit.

„Her damit!" sagte der General; „und macht Euch bereit, Ihr Drei!"

Wie manchmal hatte der brave Jürgen schon den Becher geschüttelt! Mehr, als ihm lieb war, wenn er daran zurückdachte. Diese knöchernen Verführer mit den vielen schwarzen Augen waren Schuld, daß seine Bahn eine so schiefe Richtung genommen; was er jemals besessen, hatte er verwürfelt, in England sowohl als in Holland und Deutschland. Daß er Comödiant und Reichssoldat geworden; daß er zur Fahne des Aufruhrs geschworen und jetzt sich im Angesicht des Knochenmannes befand: das Alles hatten diese Knochen gethan, die mit einem Ausdruck von Schadenfreude gleichsam ihn aus dem ledernen Becher auf der Trommel angrinsten! Aber ein unheimliches Gefühl, eine Lüsternheit zuckte durch seine Finger bei diesem Anblick.

„Wenn's der Teufel ist, der darin steckt," rief er, „so wird er mich nicht im Stich lassen. Kameraden, kommt! Wir wollen unser Spiel machen!"

Und er trat an die Trommel, die, vom Feuer angeglüht, auf dem freien Rasenboden in der Mitte stand, und ringsumher gruppirten sich die Rothröcke mit den Sturmhauben und finsteren Gesichtern, diese Salamander, die nur im Feuer lebten.

Jürgen knieete nieder und schüttelte den Becher. Die Knochen darin rasselten unheimlich, wie Todtengebein. „Hussah!" rief er und stürzte den Becher um; „wir wollen sehen, ob ich den Wurf noch verstehe!"

Dumpf rollten die Würfel auf das Fell der Trommel. Der General und die Officiere beugten sich hinüber, um die Augen zu zählen.

„Bringt Fackeln!" rief Sir Thomas, „mir flackert hier die Gluth vor den Augen und der Wind treibt den Rauch über die Trommel."

Man zündete Kienholzspäne an dem Feuer an und hielt sie hoch über der Gruppe. Eine rothe Helligkeit verbreitete sich über den Platz.

„Pasch!" sagte Jürgen, der noch vor der Trommel knieend lag; „ich hab's gesagt. Das ist mein Wurf Ich habe noch einmal die Chance."

„Guter Freund," sagte Frank Herbert, „Du vergissest, daß wir hier nicht zum Zeitvertreib würfeln."

„Ehrlich Spiel!" erwiederte Jürgen. „Soll's im Hauptquartier und unter den Augen Seiner Excellenz weniger richtig hergehen, als unter Betrügern von Profession auf der Bierbank? Sir, ich weiß, was sich schickt!"

„Der Bursch hat Recht," sagte Fairfax; „der letzte Wurf soll ihm gehören. Jetzt die beiden Anderen."

Sie nahten mit schlotternden Knieen und bebend an Haupt und Gliedern. Doch das Glück ist eine blinde Dirne. Es sieht sich seine Leute nicht recht an. Sie schüttelten, sie warfen; der Eine zwölf, der Andere fünfzehn.

„Dreizehn gewinnt," sagte Jürgen; „ich habe schon manchmal mehr in meinem Leben geworfen."

Und er nahm den Becher, that, wie Spieler thun, ein Gelübde (das sie nachmals selten halten) und warf — neun!

„Verloren!..." rief er mit einer Stimme des Aergers, der Enttäuschung, des Zornes mehr als der Furcht; „ich hab's gesagt, dem Spiel ist nicht zu trauen, ich bleibe dabei, das ist mein letztes Wort. Nun führt mich zum Tode."

„Du wärest vielleicht eines bessern Schicksals werth gewesen, als an einem Ast zu baumeln," sagte der General. „Du scheinst mir Muth zu besitzen, Todesverachtung. Allein Du bist zum Sterben verurtheilt durch das Kriegsgericht, und das Gottesgericht hat es bestätigt. Ich gebe Dir noch fünf Minuten," dabei nahm Fairfax seine Uhr aus der Tasche, „dann muß es vorbei sein. — Schade, schade," murmelte er, sich abwendend, um Ordre zur Vollstreckung der Sentenz zu geben.

„Ja," sagte Jürgen, „schade in der That!" Und dabei sah er mit einem zärtlichen Abschiedsblick die Würfel auf der Trommel an. „Aber wie man gesündigt hat, so wird man bestraft. Mit Würfeln fängt man an, und mit Würfeln hört man auf." Die Gewißheit und Nähe des letzten Augenblicks machte fast einen Helden aus ihm.

„Obrist," sagte er, indem er ganz dreist auf Frank Herbert zutrat; „Ihr habt nicht wohl an mir gethan, obwohl Ihr gethan habt, was Ihr thun mußtet. Schweigen wir davon; denn ich habe nicht viel Worte mehr zu machen. Doch Eins müßt Ihr mir noch sagen, Obrist, bevor ich dieses Theater verlasse, auf welchem Jeder seine Rolle spielt, bis der liebe Gott ruft: Ab! Sagt mir, Obrist, denn es würde mir meinen Abgang erleichtern, was ist aus jenem Mädchen geworden, welches ich für todt verlassen mußte, dort, im Walde von Longstow..."

Eigenthümlich, wehmüthig ergriff dieser Name, diese Erinnerung das Herz Frank Herbert's, hier von den Lippen eines Menschen, der nicht fünf Minuten mehr zu leben hatte, und gegenüber der Dunkelheit, die den folgenden Tag und die nächste Zukunft ihm selber verbarg.

„Du kanntest sie?" fragte Frank Herbert betroffen.

Der arme Sünder war bereit, sein letztes Geständniß abzulegen.

Da ging ein Trommelwirbel und ein Signal durch die Nacht: ein stürmisches Hurrah, das näher und näher brauste; der Galopp von Pferden auf dem Haideboden. Das Feuer flammte hoch auf, von einem Windstoß gejagt — seine zitternde Flamme beleuchtete Cromwell.

Der Heros des Jahrhunderts, der Mann, vom Himmel auserwählt, Englands und der Welt Geschicke zu formen und dem Geist der Freiheit eine dauernde Stätte zu bereiten auf Erden — betrat die Höhe von Naseby, diesen Hügel, über welchen immer nur der Pflug und die Sense gegangen war, und an welchem bald, unter dem Donner und Feuer der Schlacht, das letzte Aufgebot der Tyrannei zerschellen sollte mit all' seinen frommen Lügen, all' seiner Unduldsamkeit, all' seinem Aberglauben — ein warnendes Beispiel für die Fürsten und die Völker.

Großer Mann! — in diesem Augenblick sieht Dich der spät Nachgeborene, der es sich zur Aufgabe gestellt, in Deinen Worten und Thaten zu lesen, um davon zu erzählen dem Vaterland, welches jetzt auch aus der Ohnmacht früherer Jahrhunderte voll unseliger Zerrissenheit sich mächtig zu heben beginnt, weil ihm zur rechten Stunde der Führer erstand, der der tiefen, lange ungestillten Sehnsucht von Millionen Herzen einen Ausdruck lieh, einen Körper gab... Oliver Cromwell, Du „Soldat des lebendigen Gottes", Vorkämpfer jeder

modernen Idee: durch zwei Jahrhunderte rückwärts, an umgestürzten Thronen und Königsleichen vorbei, über traurige Schlachtfelder, auf denen der Bruder mit dem Bruder rang, führt mich die Geschichte und deutet mit dem Finger auf Dich, wie Du dastehst, fest, ehern, unerschütterlich — im prophetischen Lichte der Wachtfeuer von Naseby. Sie zeigt mir Deine mächtige Stirn, um welche die langen braunen Haare sich glätten; Dein Auge voll Gottvertrauen und Zuversicht; Dein Gesicht, hart, eckig, felsenhaft — aber mit den Schriftzügen der Wahrheit darin eingegraben, wie die Gebote Gottes in den steinernen Tafeln des Propheten.

Ich habe Dein Land durchwandert und bin den Spuren Deines irdischen Daseins in Deiner Heimath gefolgt von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Auf dem nebligen Sumpfland von Huntingdon sah ich Deinen Schatten vorüberschreiten, und in dem Marmorwald von Westminster stand ich an dem leeren Grabe, darin Du kurze Zeit geschlummert, bis man Dich herausriß, Deine Gebeine verbrannte und Deinen Kopf auf einen Pfahl steckte. Was hat es genützt? Dein Werk war für die Ewigkeit gegründet. Man scheut sich, Deinen Namen zu nennen. Keine Tafel von Erz bezeichnet das Haus, in welchem Du geboren. Das Haus der Gemeinen, welches Du vor der Willkür eines Königs gesichert hast; die Stufen von Stein, über welche Dein Schritt für die Jahrhunderte dröhnte; die Halle mit dem braunen Ge-

hält, welche das Echo Deiner Stimme bewahrt — dies stolze, denkmalreiche England, für Dich hat es kein Denkmal! Aber Dein Name steht in dem Herzen jedes Mannes, der die Freiheit liebt. Aus fernen Ländern kommen sie gepilgert, um die Luft zu athmen, die über den Hügeln Deiner Heimath weht; sie suchen Dich, von dem nichts mehr übrig, nicht einmal ein Grab, in den großen Erinnerungen der Vergangenheit, und ihr Herz geht über von Ehrfurcht vor Gott und Liebe zur Menschheit, von Hoffnung und Glauben an die Zukunft, von Allem was rein, erhaben und heilig ist, wenn sie Dein Bild heraufsteigen sehen, fest in Deinem Innern, prunklos in Deinem Aeußern, wie in jener Nacht auf den Höhen von Naseby!...

„Willkommen, General!" rief Sir Thomas Fairfax, mit aufrichtiger Freude den Heerführer begrüßend, dessen Ueberlegenheit er empfand, immer ohne Neid und jetzt noch ohne Mißtrauen. Denn er war eine generöse Natur, wenn auch ohne höheren Schwung; sein Auge, klar für das Nahe, reichte nicht in die Ferne. Wiewohl der Erste im Commando, beugte er sich doch freiwillig vor der militärischen Bravour, der Sicherheit, dem Feldherrntalent Desjenigen, welcher dem Range nach der Zweite war; aber von der wahren Bedeutung dieses Mannes, welchen er täglich neben sich sah, hatte er so wenig eine Ahnung, als von der Aufgabe, zu der die

Vorsehung ihn berufen. „Ich hoffe,“ fuhr er fort, indem er den Händedruck Cromwell's herzhaft erwiederte, „daß die sonderbare Güte Gottes, die zur rechten Zeit Euch eintreffen ließ, auch fernerhin mit uns Allen sei. Noch einmal willkommen!“

„Excellenz,“ erwiederte Cromwell, „Eure treuen und zuverlässigen Bemühungen für Gott und Königreich werden nicht umsonst geschehen sein; die Ruthe des Bedrückers wird zerbrechen, wie in den Tagen von Midian.“

Und er schob über dem Gurt den schweren Cavalleriesäbel zurück. Es war das Schwert, welches er in der Schlacht von Marston Moor getragen, breit, zu Hieb und Stich gemacht, mit eisernem Korbe, mit den Spuren von zwei Musketenkugeln, die sich auf der Seite platt gedrückt. Er setzte die linke Hand auf den Griff, so war seine Gewohnheit, und stemmte die Spitze fest in den Boden. Etwas Gedrungenes war in seiner kurzen Figur und es war, als ob der Degen untrennbar dazu gehöre. Seine Brust, seine Schultern, sein Rücken und seine Arme waren breit, stark und muskulös, zu dem harten Werke geschaffen, welches er auf Erden zu vollbringen hatte. Er trug den Rock seines „Rothen Regiments“, eine lederne Hose, die in den hohen Reiterstiefeln steckte, einen Helm mit den Federn des Parlaments.

Officiere von verschiedenen Regimentern, die zu seinem Stab gehörten, waren mit ihm gekommen, Männer aus dem Volke wie er, emporgestiegen durch das Recht ihres

Schwertes und vom Willen beseelt, noch höher zu steigen; ehemalige Juristen, welche die Barre mit dem Schlachtfeld und den Talar mit dem Panzerhemd vertauscht; Schreiber aus den Bergwerken, Söhne von Fleischern und von Fuhrleuten, Schuhmacher und Holzhändler aus der Stadt. Eine Armee von Bürgern stand hinter ihm, brave Regimenter von Cityleuten zu Fuß und von Pächtern zu Pferde, die sich in diesen Krieg eingelassen hatten ihres Gewissens halber, und wohlbewaffnet mit ihrer Ueberzeugung im Innern und mit guten eisernen Waffen von außen, fest standen wie Ein Mann, so marschirten, attaquirten und feuerten; darum aber, daß sie Soldaten waren, nicht aufgehört hatten in den Wahlversammlungen mit zu stimmen und Antheil zu haben an dem Parlament, dessen Befehle sie vollführten. In der Gruppe der Officiere waren auch die beiden Söhne Cromwell's, Richard, der ältere, ein Capitän in des Generals eigener Leibgarde, und Henry, ein Capitän in Harrison's Regiment.

„Du, Claypole," rief Richard einem jungen Officier von besonders eleganter und vornehmer Haltung in seiner Nähe zu; „mir sieht's hier nicht nach Erfrischungen aus, auf welche ich mich den ganzen Abend schon gefreut. Bei Gott! 's ist ein mühselig Ding um die Campagne und man muß das bischen Ruhm theuer genug bezahlen."

„Pst! pst!" machte Claypole, indem er mit einem

schlauen Lächeln auf Cromwell deutete; „wenn Dich der Vater hört!“

„So mag er's, meinethalben; es ist nicht Jedermann für den Krieg geboren; aber wenn's denn einmal ein Krieg sein soll, bei Gott! so muß der Soldat auch dann und wann seine Ruhe, seine Ordnung und seine Mahlzeiten haben. Da hängt man nun schon wieder diese zwei Tage auf dem Rücken des Pferdes, und es soll mich wundern, bei Gott! wenn wir nicht bald, wie die Wilden, unser Mittagessen unter unserm Sattel gar reiten werden, anstatt es zu kochen und zu braten.“

„Nichtsnutziger Bursche,“ lachte Claypole, „Du wirst niemals ein großer General werden, wie Dein Vater.“

„Ich glaub's selber nicht,“ gab Richard gutmüthig zu. „Mir wär' ein bequemer Edelhof lieber. Aber sieh da, Claypole — Abwechslung.“

„In der That!“ versetzte dieser. „Sie führen einen armen Schelmen zum Tode. Er trägt einen Strick um den Hals.“

„'S ist auch 'ne Diversion,“ sagte Richard; „komm, wir wollen uns das Schauspiel in der Nähe besehen.“

Sie waren vom Pferde gestiegen und traten näher heran. Der Zug bewegte sich ihnen entgegen. Zwischen zwei Pastoren ging Jürgen seinen letzten Gang. Zu dem Caplan des Generalissimus im blauen Mantel hatte sich der Caplan Cromwell's gesellt, Hugh Peters mit Namen, Independent von Ueberzeugung und Cavalle-

riecapitän von Rang. Der ehrwürdige Herr trug einen langen Degen und einen hohen Helm. Er war ein kriegerischer Mann, und kaum hatte er bei seiner Ankunft auf diesem Hügel bemerkt, um was es sich handle, und wahrgenommen, daß ein Caplan von presbyterianischer Gesinnung sich der armen Seele bemächtigen wollte, die sich bereit machte zum Gang in den Himmel: als er auch schon den festen Vorsatz faßte und Schritte that, das Schlachtopfer für sich zu erobern. Die royalistischen Geschichtschreiber haben viel Böses von diesem Theologen gesagt und behauptet, daß er in Cambridge während seiner Studien gar schimpflich, cum ignominia, der hohen Schule verwiesen worden sei, nachdem er öffentlich vom Profoß eine Züchtigung mit dem Stock erhalten habe. So wenigstens erzählt es einer meiner Autoren. Allein wer wird den Parteischriftstellern Glauben schenken? Der Reverend Mr. Hugh Peters war mit seiner Zunge nicht minder schlagfertig, als irgend einer von den Capitänen, deren Uniform er trug, mit dem Säbel, und er wandte jetzt die ganze Wucht seiner schneidenden Beredsamkeit auf, um seinen Zweck zu erreichen, wobei sich jedoch — leider! — die Tröstungen und Ermahnungen, welche der arme Sünder zu hören erwartete, unterwegs in einen heftigen Streit der beiden Seelsorger verwandelten, die ihm das Geleit gaben. Sie schienen bald ganz ihren eigentlichen Zweck vergessen zu haben, geriethen immer tiefer in ihre dog-

matischen Spitzfindigkeiten und blieben zuletzt stehen, um sich desto gründlicher darüber aussprechen zu können. Die ganze Procession kam in's Stocken. Jürgen dachte: „mögen sie doch nur disputiren! Ich habe nichts zu versäumen. Ich kann warten. Sie halten jetzt beim achten Jahrhundert und sind weit weg im gelobten Lande, in Rom und Nicäa; bis sie wieder nach der Höhe von Naseby Fields zurückkehren, kann es Tag sein."

Und er gab sich abermals seinen leichtsinnigen Gedanken hin und warf, dicht vor der dunkeln Pforte, noch einen Blick auf das Leben.

Dieser Blick begegnete demjenigen von Richard Cromwell, welcher mit seinem Freund Claypole gekommen war, um dem Schauspiel beizuwohnen.

Sie erkannten sich auf der Stelle. „Bist Du nicht George," rief Richard, indem er verwundert vor dem Gefangenen mit dem Stricke stehn blieb, „George vom Temple — George Joyce?..."

„Still, still!" sagte der Delinquent, „nenne den Namen meines Vaters nicht; beschimpf' ihn nicht. Nenne mich Jürgen. Unter diesem Namen habe ich gelebt, unter diesem Namen will ich sterben."

Richard Cromwell wußte nicht, ob er traurig sein oder lachen sollte. „Jürgen," sagte er, „wie kommst Du in diese unglückliche Lage? Du, der Sohn eines so braven Vaters, der immer treu zu dem Parlament gehalten..."

„Das ist es ja,“ versetzte Jürgen kläglich, „weil ich ihm Schande gemacht...“

„Eines Mannes,“ fuhr Richard fort, „der damals, bei dem Ausbruch des Krieges, der Sache des Volkes von England die größten Dienste erwiesen, indem er die fünf Mitglieder, welche der König verhaften wollte, in die City führte!“

„Ich weiß es,“ sagte Jürgen kleinlaut; „aber was kann es mir helfen?“

„Das ist mein Vater,“ flüsterte Richard ihm rasch zu, indem er auf den General wies, der, bisher im Gespräch mit Fairfax, sich jetzt umgewandt hatte nach dem Haufen, wo der Disput der beiden Geistlichen immer lauter geworden.

„Das ist mein Vater,“ wiederholte Richard noch einmal und dringender.

„Ich würde ihn wieder erkannt haben unter Tausenden,“ erwiederte Jürgen.

Diesem Mann mit dem strengen, durchdringenden Blick gegenüber, drohte ihm zum ersten Mal seine gewohnte Unerschrockenheit zu versagen. Doch er faßte sich ein Herz und mit dem Ausruf: „Gnade!“ warf er sich Cromwell zu Füßen.

Dieser sah ihn ernst an. „Wer bist Du?“ fragte er.

„Ich fürchte,“ sagte Jürgen, „daß der Name, unter welchem ich zum Strange verurtheilt worden bin, dem

andern, dessentwillen ich um Gnade flehe, nicht zur besondern Ehre gereicht."

„Vater!" sagte Richard, „er ist der Sohn des Schneiders in der City, des Alderman, bei welchem Du mit der Deputation des Gemeinderathes von London und dem Comité des Parlamens zu Mittag speistest an jenem Januartag vor drei Jahren, wo der König die Stadt verließ und die Königin des Hochverraths angeklagt ward..."

„Sein Name ist Joyce?" sagte Cromwell mit jenem Blick, der die Ereignisse selber zu durchschauen schien.

Noch lag der verlorene Sohn mit dem Strick um den Hals auf den Knieen — er, für den die Geistlichkeit gethan, was das Glück und die Würfel ihm versagt: da ließ sich vom Dorf herüber das laute Gebell der Hunde hören und bald darauf Lärm von Waffen und Pferden.

„Sie kommen zurück von den Vorposten," sagte Cromwell; „tritt bei Seite," wandte er sich an Jürgen, „und erwarte meinen Bescheid."

Es hatte längst vom Thurme der Dorfkirche zwölf geschlagen. Die Nacht war weit vorgerückt.

Die Reiter kamen, geführt von Ireton; sie brachten Nachrichten vom Feind und Gefangene. Sie hatten einen Posten aufgehoben. Einige von der feindlichen Feldwache waren rückwärts in das königliche Hauptquartier von Harborough geflohen, Todte und Ver-

wundete zurücklassend. Man hatte nicht gewußt, daß der Feind so nahe sei. Man beschloß, ihn mit Tagesanbruch anzugreifen.

„Joyce," sagte Cromwell, „tritt heran! Gott hat das Schwert des Parlaments in unsere Hand gelegt zum Schrecken der Uebelthäter und zum Preise Derer, welche nach seinem Willen handeln. Siehe! — der Tod schwebt über Deinem Haupte. Doch die aufgehobene Hand Deines Vaters bittet für Dich. Er ist ein rechtschaffener Mann; und dieser Augenblick, wo wir unser Herz zu Gott wenden, dem gerechten Richter, um seinen Schutz und seine Gnade zu erflehen, soll uns vor seinem Thron nicht der Unbarmherzigkeit anklagen. Nicht wir wollen über Dich richten, sondern der Höchste! Hier ist ein Schwert und eine Muskete. Du sollst morgen, am Tage der Schlacht, in unserm Vordertreffen stehen. Von Gott das Leben, von Gott der Tod! Hat er Deine Sünde des Todes für schuldig erachtet, so wird er Dich morgen mitten unter den Frommen und Gerechten finden. Hat er Dich zum Leben bestimmt: um so besser! Wer, wie Du, dem Tod in's Auge geblickt, der kehrt, ein anderer Mensch, in's Leben zurück!"

Bei diesen Worten schmolz die Verstocktheit, die Jürgen's leichtfertiges Herz so lange in ihren Banden gehalten. Weinend warf er sich vor Cromwell nieder und benetzte die Füße desselben mit den Thränen seiner aufrichtigen Reue.

„Mein Leben gehört Euch, General,“ schluchzte er, „machet mit mir was Ihr wollt!“

In der Thür von Fairfax' Zelt war die kleine Mary erschienen. Aufgeschreckt von dem Wirrwar der Stimmen und Rufe, der dem Beschlusse des Kriegsraths jetzt überall gefolgt war, hatte sie das Lager verlassen. In ihrem weißen Hemdchen stand sie da wie ein Engel des Erbarmens, und der Wiederschein des Feuers umleuchtete sie.

Sie streckte die Arme Cromwell entgegen, als dieser sie sah. „Ich habe Dich lieb, weil Du dem armen Menschen das Leben geschenkt,“ sagte sie, indem sie sich ohne Furcht an den Furchtbaren schmiegte, der das Schicksal seines Vaterlandes in der Hand trug.

„Es ist Zeit, Mary,“ sagte Sir Thomas Fairfax, „daß Du Dich bereit machst. Das Pferd erwartet Dich. Du mußt hinter die Front, bis Dein Vater kommt, wenn es Gott gefällt, Dich nach der Schlacht zu grüßen!“

Die Stunden der Nacht vergingen und die Feuer verloschen. Der Morgen dämmerte bereits. Es schlug drei Uhr. Während der Nacht hatten die Truppen ihren Marsch vollendet. Die ganze Armee war jetzt auf dem Plateau des Hügels. Die aufgehende Sonne welche in Tausenden von Helmen, Piken, Musketen und Kanonenröhren blitzte, sah sie auf den Knieen.

Sie sangen den 149. Psalm: es war ihr Schlachtgesang.

„Hallelujah! Singet dem Herrn ein neues Lied; die Gemeine der Heiligen soll ihn loben. Ihr Mund soll Gott erhöhen und sollen scharfe Schwerter in ihren Händen haben, daß sie Rache üben unter den Heiden, Strafe unter den Völkern. Ihre Könige zu binden mit Ketten und ihre Edlen mit eisernen Fesseln!"

In diesem Augenblick scholl aus der Schlucht herauf das Feldgeschrei der Königlichen: „Die Königin Maria!"

„Hallelujah!" hallte es weit hinaus. Dann ging ein starkes Rasseln und Dröhnen über den ganzen Berg. Die Parlamentsarmee hatte sich erhoben. Dann schallte das Commando: „Vorwärts!" und vorwärts ging die erste Schwadron der eisernen Reiter mit dem Schlachtruf: „Gott ist unsere Zuversicht!"

Ende des ersten Buches.

Zweites Buch.

Erstes Capitel.

Zwischen Krieg und Frieden.

Der Tag von Naseby bezeichnet ein Datum in der englischen Geschichte, nicht minder epochemachend als jener Tag, wo, vierhundert Jahre früher, auf Runnymede die Magna charta gegeben ward, dieses Grundgesetz der englischen Freiheit; nur mit dem Unterschiede, daß die Nachkommen der großen Barone, welche damals, im dreizehnten Jahrhundert, grollend und drohend, Hand am Schwert und bereit es zu ziehen, dem König gegenüberstanden: im siebzehnten Jahrhundert sich um das sinkende Banner des Königthums geschaart hatten, um es mit treuem Opfermuth, mit ihrem Leib und Leben zu schützen. Die Freiheit bleibt immer dieselbe; doch ihre Kämpfer wechseln. Ein neuer und mächtiger Vertheidiger war ihr erwachsen, eine Streitkraft, deren Namen man vorher nicht gekannt — das Volk: der Bürger und der

Landmann von England. Diese waren es, welche unter ihren selbstgewählten Führern, stark durch ihre Ueberzeugung, einig in ihrem Vorhaben und darum unüberwindlich, dem König und den Baronen bei Naseby gegenüberstanden, wie die Letzteren einst dem König auf jenem Wiesengrund an der Themse. So bilden und entwickeln sich im Laufe der Jahrhunderte die Stände, so bekämpfen sie sich und so begründen sie, durch den Beweis ihrer Kraft, ihr Recht zu leben, ihre Existenz. Aus der Freiheit werden Privilegien, aus den alten Feinden Bundesgenossen. Die Freiheit aber bleibt dieselbe. Mit der Mission betraut, Civilisation und Bildung, Cultur und Sitte weiter und weiter zu tragen in immer ausgedehntere Kreise, erzieht sie sich ihre neuen Armeen, Führer und Gemeinen, im Stillen; und siehe da! das Morgenroth eines Junitages sieht sie gerüstet und gewappnet dastehen, fertig zur Schlacht und zum Siege. Auch sie, die da feststehen wie die Mauern, diese ehrfurchtgebietende Masse, die sich im Widerstand gegen die königliche Partei das Volk von England nennt: auch sie werden, indem die Jahrhunderte dahinrollen, wie die Wellen im Fluß, auseinanderfallen, sich befehden; neue Namen werden genannt, neue Rechte gefordert und gewährt werden. Hunderttausende werden sich erheben aus den Werkstätten und Sammelplätzen des Elends, um die Anerkennung zu verlangen, daß sie Anspruch haben auf die Rechte der Menschen. Denn

die Freiheit ist nicht eine aristokratische Göttin, gleich ihren Schwestern vom Olymp, welche, hoch über den Wolken wohnend, nur mit den Königsgeschlechtern der Erde vertrauten Umgang pflegen; sie schreitet herab von Stufe zu Stufe, von Schicht zu Schicht, bis sie Licht und Segen verbreitend die unterste erreicht und dem Letzten der Sterblichen in's Ohr geflüstert hat: auch Du bist ein Mensch!

Die Schlacht von Naseby war der Tag der Entscheidung in dem englischen Bürgerkrieg. Am Abend des 14. Juni 1645 gab es kein Royalistenheer mehr in England, sondern nur noch versprengte Haufen; keinen König, sondern nur noch einen Flüchtling, der die Krone verloren hatte und das Leben zu retten suchte. Tausende von Leichen bedeckten das Schlachtfeld; noch heute grünt der Rasen üppiger über gewissen Hügeln, welche dort auf dem Hochplateau die Stellen verewigen, wo Cromwell's Eisenseiten blutige Saat gesäet an jenem Sommertag des Jahres 1645. Nach allen Richtungen waren die Schaaren der Ueberlebenden auseinandergestoben; hier und dort hatten kleine Trupps sich in die Festungen des Südens und Südwestens geworfen, welche sie hielten, bis sie sich, jeder Hoffnung des Entsatzes bar, auf Gnade und Ungnade ergaben oder, über die Hoffnung hinaus getreu, der Uebermacht der stürmenden Parlamentssoldaten erlagen. Bristol, die zweite Stadt im Reiche dazumal nach London, ein Hafen und ein

Handelsplatz von großer Bedeutung, von Prinz Ruprecht vier Monate lang vertheidigt, war zuletzt gefallen: damit war das Spiel zu Ende. Prinz Ruprecht und sein Bruder Moritz wanderten aus dem Lande, in welchem sie ihren König und Oheim, eine Beute des ungewissen Schicksals, zurücklassen mußten, und begaben sich nach dem Continent, wo sie den Prinzen von Wales und die Königin fanden, Flüchtlinge wie sie selber. Oxford, die letzte königliche Residenz, ward mit leichter Mühe genommen und von allen Kennzeichen seiner ehemaligen Bewohner gesäubert, die theils auf den Schlachtfeldern die Schuld ihres Leichtsinns und ihrer Treue gezahlt hatten, theils in's Exil gegangen waren. Längst verhallt waren jene Gesänge voll Lebenslust und Loyalität, angestimmt noch so dicht vor dem Grabe. Nicht mehr am Abend erschallten die Lauten und Theorben im Hain, aus denen die Daphnen und Chloën verschwunden; nicht mehr mit bunten Helmfedern spielte der Wind, noch rauschten die Schleppen der Damen über den steinernen Estrich der Halle oder den sammetnen Rasen der Gärten. Verstummt war das laute Lachen, der fröhliche Scherz, der Klang der Saiten und der Becher. Der Ernst war wieder eingezogen in diese ernsten Gebäude. Die königlichen Fahnen waren überall gesenkt, und ganz England gehörte wieder dem Parlamente, dem Volke.

All' jene Damen, oder wenigstens die meisten von

ihnen, welche wir am Schluß unseres vorhergehenden Buches und am Vorabend der Schlacht so schön und graziös an dem Arm ihrer Cavaliere zu Market Harborough dahinschweben sahen, waren in die Hände der Sieger gefallen; unter ihnen auch Lady Dysart. Sie ward vor Cromwell geführt. Die reizende Dame verlor den Muth und die Geistesgegenwart auch nach der Niederlage nicht, noch vergaß sie von dem Zauber ihrer Augen den geeigneten Gebrauch zu machen. Zum ersten Male stand sie da dem Gewaltigen gegenüber, von welchem sie bisher nur in den Spottreden ihrer Freunde gehört hatte. Vor dem Anblick dieses Mannes, welcher außer dem Schicksal des Königreichs auch das Ihrer Herrlichkeit, der Frau Gräfin, in seiner Macht hatte, wandelte sie plötzlich eine seltsame Regung an, ein eigenthümliches Verlangen. Er war der Sieger; das war keine Frage. Wie, wenn sie die siegreiche Kraft ihrer Schönheit, ihres Geistes und ihrer Unterhaltung an ihm versuchte? Wir haben keine zuverlässigen Nachrichten über das erste Zusammentreffen der Gräfin und Cromwell's. Doch ist so viel gewiß, daß der General ihr gestattete, nach London zu gehen und dort ungestörten Besitz von ihrem Palais Ham House an der Themse bei Kingston zu nehmen, jener stattlichen Residenz der Tollemache-Familie, welche Karl I. ihr geschenkt und welche sie seit dem Kriege so gut wie verloren gab und nicht mehr betreten hatte. Wenn so viel gewiß, so war es mindestens

nicht unwahrscheinlich, daß der holden und unwiderstehlichen Fürsprache der Gräfin auch der Herzog von Buckingham eine bedeutende Verbesserung seiner Lage zu verdanken hatte. Nebst seinem jüngeren Bruder bei der Uebergabe von Oxford zu Gefangenen gemacht, hatte man Beide auf Ehrenwort freigegeben. Unter der Verpflichtung, nicht mehr gegen die Parlamentsarmee zu kämpfen, war ihnen die Erlaubniß geworden, nach London zurückzukehren, ja, das Parlament hatte sie wieder in den größten Theil ihrer Besitzthümer eingesetzt und den Palast ihres Vaters, das weltberühmte York-Haus am Strand, ihnen als Stadtresidenz zur Verfügung gestellt. Die beiden Jünglinge machten den besten Gebrauch von der ihnen gewordenen Erlaubniß, tranken und zechten und versammelten heimlich lustige Gesellschaft in York-Haus, und die einzigen Spuren ihrer öffentlichen Thätigkeit bestanden in den Strafen, die sie für Entweihung des Sabbaths zu zahlen hatten, wenn sie am Vorabend dieses durch Parlamentsbefehl streng geheiligten Tages nach Mitternacht noch Lärm machten in den Kneipen, die sie mit ihrer Gegenwart zu beehren pflegten, oder am Sonntag selbst, während des Gottesdienstes, ihre Kutschen über die Straßen rasseln ließen.

Compromittirender für den König und die Interessen des Königthums, als die schöne Kriegsbeute, von der wir gesprochen, war der Umstand, daß auch die geheime Correspondenz Karl's I. und seiner Gemahlin

Henrietta Maria in die Hände des Feindes gerieth. Da las man in ganz England den Brief, welchen Sir Harry Slingsby einst auf der Brust und mit Gefahr seines Lebens durch die Reihen der Aufständischen in das Lager der Royalisten getragen; jenen Brief, von welchem Doctor Hewitt gesagt, daß er dem König die Krone kosten werde. Von einer Tribüne herab, vor Guildhall in London, ward der Inhalt desselben bekannt gemacht, und das Volk verwünschte den Treulosen, welcher sich nicht gescheut, um seinen wankenden Thron zu stützen, Verrath am Vaterland zu üben, den Fremden und den Feind auf Englands Boden zu rufen; der Brief wurde, zusammen mit anderen gleich verbrecherischen Documenten, gedruckt, und in die entfernteste Hütte drang nun die Kunde, daß der König auch mit dem Papst durch einen nach Irland gesandten Nuntius desselben in Unterhandlung gewesen war und einen Vertrag abzuschließen im Begriff gestanden hatte, kraft dessen er für den Beistand von Rom ihm die Protestanten von Irland zu verkaufen und die von England in den zartesten Punkten ihres Gewissens Preis zu geben sich bereit erklärte.

Während diese Dinge bekannt wurden, die zu seinem Sturz und Ende so viel beitrugen, irrte der König von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß, bis er zuletzt, kurz vor der Uebergabe von Oxford, zur Nachtzeit und in Verkleidung entwich, um sich zur Verwunderung aller

Welt den Schotten auszuliefern. Es ist möglich, daß die Irrthümer, sagen die Einen, die Intriguen, sagen die Anderen, des französischen Gesandten ihn zu diesem verhängnißvollen Schritt veranlaßten. Wahrscheinlich ist es, daß seine eigene Berechnung ihn irre leitete. Zwischen den Schotten und den Engländern waren Mißhelligkeiten ausgebrochen. Karl glaubte vielleicht, diese zu seinem eigenen Nutzen ausbeuten und an der Spitze der Schotten gegen die Engländer marschiren zu können. Allein um den königlichen Preis einten sich die beiden Armeen, die beide den Covenant genommen hatten, noch einmal. Die Schotten lieferten den König den Engländern aus, erhielten den rückständigen Sold, dessentwegen zumeist die Streitigkeiten zwischen Ersteren und Letzteren entstanden waren, und zogen dann in ihre Heimath über die Grenze zurück. Der König war nun in den Händen des Parlaments und saß, von einer Commission desselben bewacht, und wiewohl mit allen Zeichen äußerer Achtung behandelt, doch nicht besser als ein Gefangener, auf dem Schlosse von Holmby.

Das Parlament war zu dieser Zeit der Herr von England, und in dem Parlament, für eine Weile noch, die presbyterianische Partei. Sie feierte die Tage ihres Sieges (die, wie man weiß, für jede Partei gezählt sind), und sie feierte dieselben weder mit Mäßigung gegen die Besiegten, noch mit Vorsicht gegen die andere Partei, die schon hinter ihr stand, um ihren Tag zu

erwarten. Mit der äußersten Unduldsamkeit gegen jede von der ihrigen abweichende religiöse Meinung verfolgten sie ihren Plan, die schottische Kirchenverfassung in England einzuführen und eine Religions- und Cultusuniformität auf diese Weise zwischen beiden Nachbarländern herzustellen. Sie erklärten ihre Religion für die Staatsreligion, poscribirten die frühere, und zeigten durch diesen doppelten Irrthum, daß die Zukunft eine neue Idee von ihnen nicht zu erwarten habe. Ein Rath von Theologen tagte in London und sandte Commissionen in die Grafschaften, um abzusetzen, zu strafen und zu zerstören. Es schien ihnen ein gottgefälliges Werk, die schönen Kathedralen von England ihres kostbaren Stein- und Bilderschmucks zu berauben; ihre Hämmer waren es, welche den aus den besten Zeiten der mittelalterlichen englischen Kunst stammenden Sculpturen die Köpfe abschlugen und die Nasen zerklopften; sie vernichteten die Altartafeln, rissen die Mosaikplatten aus dem Boden und zertrümmerten die herrlichen Glasmalereien in den hohen Chorfenstern. Man hat diese Gräuel, welche noch heute in gar manchen englischen Münstern das Auge des Besuchers überraschen und sein Herz mit Bedauern erfüllen, vielfach den Soldaten Cromwell's zugeschrieben. Doch nichts kann ungerechter sein: die Presbyterianer waren es, welche die kurze Dauer ihrer Herrschaft durch diese und ähnliche Thaten inaugurirten — Thaten, zu denen mehr Rohheit als Muth gehörte. Das englische

Gebetbuch, ehrwürdig durch die Sprache des sechzehnten Jahrhunderts, die es redete, und zahllosen Anhängern der unterliegenden Sache theuer durch langen Gebrauch und längere Erinnerung, ward unterdrückt und durch ein neues ersetzt, das sogenannte „Directorium für den öffentlichen Cultus." Bis in den Schooß der Familien verfolgte man die alte Liturgie, und bestrafte sogar Denjenigen, der in seinem Kämmerlein still daraus betete. Man verlangte von den Geistlichen ohne Unterschied, daß sie den Covenant unterschreiben sollten, und verjagte Diejenigen aus ihren Pfarren und Pfründen, welche sich weigerten, Solches zu thun. Mehr als zweitausend Diener des Herrn wurden durch dieses Verfahren haus-, heimath- und brodlos. Eine Partei, welche zu solchen Mitteln greifen muß, oder nur glaubt, dazu greifen zu müssen, verdient es, daß ihr die folgende auf den Kopf trete. Der Absolutist, welcher sich einfach zur Tyrannei bekennt, ist eine schlimme Plage; doch wie viel schlimmer ist der Revolutionär, der im Namen der Freiheit zum Despoten wird! Er ist ein Heuchler und befleckt den heiligen Namen, den er im Munde führt.

Es ist trotz all' dieser Maßregeln der Gewalt und Härte den Presbyterianern niemals ganz gelungen, die von ihnen decretirte „Staatskirche" vollständig durchzusetzen; die Zeit, die man ihnen ungestört gönnte, war zu kurz. Allein Schaden und Unheil haben sie dennoch genug gestiftet, und nicht am wenigsten hatten unsere

Freunde von Childerley davon zu leiden. Zwar lag dieses kleine Dorf außerhalb des Rayons, in welchem die Comités der Londoner „Versammlung von Theologen" (so war ihr officieller Titel) vorzüglich thätig waren, indem sie ihre Bemühungen zunächst auf die großen Städte, auf London selbst, die benachbarten und einige nördliche Grafschaften richteten. Doch hatte der Knight von Childerley einen Widersacher in London, der, wenn er selbst nicht mächtig war, doch die Macht der herrschenden Partei für seine Zwecke zu benutzen verstand: keinen Anderen, als Zedekiah Pickerling, den Frommen und Gerechten, welcher, wie wir in einem früheren Capitel gesehen, von einem Cromwell'schen Obristen aus seiner Mühle vertrieben und durch einen von des Schloßherrn Dienstmannen ersetzt worden war. Der beneidenswerthe Martin Bumpus, der nicht nur eine Mühle, sondern auch zu gleicher Zeit eine Frau bekommen hatte! Denn, wie man zu sagen pflegt, wenn das Glück im Anzug ist, so tröpfelt es nicht, sondern es regnet; und wenn der Himmel einstürzt, so kommt immer eine Lerche davon, zuweilen auch, wie das Beispiel zeigt, ein Paar. Alles Das hatte den Zorn des gewesenen Müllers doppelt gereizt: seine Mühle und Hannah, weiland Greenhorn, seine Flamme! Der Unwille, welcher zuweilen, wie der Dichter sagt, „den Vers macht", inspirirte auch den Müller, so daß die Bibelverse wundersam von seinen Lippen flossen; und seine

Frömmigkeit, verbunden mit seinen Angebereien bahnten ihm den Weg zu der großen Synode von London, welche demgemäß einem von ihr kürzlich nach Cambridge entsandten Comité den Auftrag zukommen ließ, den Pfarrer von Childerley „conform" zu machen. Es ist nicht nöthig, zu erklären, was dieses Wort „conform machen" zu bedeuten hat: es ist das Wort aller engherzigen und kurzsichtigen Gewalthaber. Die Ueberzeugung auf das Prokrustesbett spannen, das Gewissen nach dem Zollstock in Ordnung setzen und eine traurige Einheit schaffen, welche das vielgestaltige Leben bald in eine Wüste, eine Einöde verwandeln würde. Das war der erste Trumpf, welchen Meister Zedekiah gegen seinen ehemaligen Herrn ausspielte; der Anfang nur, wie er sich dachte, doch ein solcher, der den alten Cavalier an seiner empfindlichsten Stelle treffen und ihm zugleich zeigen würde, mit was für einem Gegner er es fortan zu thun habe.

Nicht gänzlich unerwartet kam die Nachricht dem hochwürdigen Doctor Hewitt; ja nicht einmal unerwünscht. Es verlangte diesen gottesfürchtigen Mann, Zeugniß abzulegen für die leidende Kirche; zugleich war noch ein anderer Gedanke, der ihn lebhaft beschäftigte. Sein freies und klares Auge überblickte den gegenwärtigen Stand der öffentlichen Angelegenheiten. Er sagte sich, daß der König in den Händen des Parlaments, d. h. wie die Sachen jetzt lagen, der presbyterianischen Partei,

nicht besser sei als ein Werkzeug, dessen sie sich zur Erreichung ihrer selbstsüchtigen Absichten bedienen würden. Man behandelte ihn mit aller äußerlichen Achtung, doch man war hartnäckig darin, ihm die geringste Concession zu verweigern, welche der Seele des unglücklichen Monarchen größeren Trost bereitet haben würde, denn all' dieser inhaltslose Schein königlichen Prunkes. Flehentlich bat er um die geistliche Hülfe seiner Caplane; doch man untersagte denselben den Zutritt zu dem königlichen Gefangenen und sandte ihm statt derer puritanische Prediger, die mit ihm disputirten und ihn zu dem „göttlichen Recht des Presbyteriums" bekehren wollten. Man nannte ihn „den gottlosen Fürsten, der den Covenant Christi zurückgewiesen;" doch man hielt ihn fest in den Händen, um sich vermöge des Restes der Autorität, die ihm noch geblieben, der Armee zu entledigen und dann, um den Preis der religiösen Knechtung Englands, den Frieden mit ihm zu schließen. Ein solcher Frieden, sagte Doctor Hewitt, würde gefährlicher sein als der Krieg; er würde den Stillstand des religiösen Lebens, den Tod bedeuten, und an die Stelle der Kirche die Secte setzen. Das Parlament fürchtete die Armee; und ihrerseits war die Armee voll eines bittern und tiefen Grolles gegen das Parlament, welches sie um die Früchte ihrer mit dem Blut der Edelsten erkämpften Siege betrügen und statt Duldung und Gewissensfreiheit den ärgsten Seelenzwang proclamiren wollte. Dieser

oder kein anderer, sagte sich Doctor Hewitt, sei der Augenblick zum Handeln und der gegebene Moment, um das Interesse des Königthums an das der Armee zu binden und die von ihm sehnlichst schon lange herbeigewünschte Begegnung Karl's I. mit Cromwell zu bewirken. Er wußte nicht wie, aber er glaubte, daß sein Erscheinen vor jener presbyterianischen Inquisition, welche sich das Recht anmaßte, das nur Gott, dem höchsten Richter, allein zusteht: über die Seelen zu richten — er glaubte, daß sein Erscheinen vor diesem Gerichtshof auf irgend eine Weise zu der Annäherung beitragen könnte, von der er sich Alles versprach. Es erfüllte ihn daher mit Hoffnung und Freude weit mehr, denn mit irgend einem andern Gefühl, als er eines Tages den Befehl erhielt, zu erscheinen vor dem „Comité, beauftragt in jeder Provinz die Führung und Lehre der Geistlichen im Amte zu prüfen." Ein Umstand, geeignet seine freudige Zuversicht zu erhöhen, war die Nachricht, die er soeben empfangen: daß Frank Herbert mit seiner Schwadron in Cambridge sei. Die ganze Armee lagerte auf einer Haide, dicht bei Cambridge; und wenn Cromwell selbst nicht in dieser Stadt war, so konnte er doch von dort aus leicht erreicht werden.

Es war ein sonniger Nachmittag im Frühling, als dem Pfarrer von Childerley die genannte Vorladung zukam. Die Stimmung in der Natur entsprach der Stimmung seiner Seele. Das erste Grün war hin=

gehaucht über das Thal. Die Zweige knospten und sproßten und blühten — welch ein Segen, daß die Bäume, zumal die Obstbäume, sich mit diesem bunten, duftigen Schmuck, diesem Silber und Roth bedecken fast gleichzeitig mit den Blättern — als wollten sie es für eine Weile vergessen machen, daß auch sie nicht allein für die Schönheit und den Genuß, sondern für die Arbeit erschaffen seien. Ein süßes Arom war in der Luft von frischem Grün und frischen Blumen — man athmete das Leben; man sah, man hörte, man empfand das Erwachen und den Frühling überall.

Der Pfarrer begab sich nach dem Empfang jener Nachricht sogleich auf den Weg, um seinen Freunden im Schloß Mittheilung davon zu machen und für einige Tage sich von ihnen zu verabschieden.

Es war um dieselbe Stunde, daß unter einem Lindenbaum im Park von Childerley die beiden Mädchen saßen: Olivia, des Schloßherrn Tochter, und Manuella, die Fremde. Der Schatten des zitternden Laubes bedeckte sie, sonst war überall Sonne. Denn es war ein goldener Nachmittag und warm — beinahe zu warm für diese frühe Jahreszeit. Freundlich vor ihrem Blick ausgebreitet lag das schöne Fluß- und Wiesenland. Olivia schaute träumerisch hinaus in das Weite, den Sonnenglanz, als ob sie von daher etwas erwarte. Manuella hatte ihr großes, dunkles, schwermüthiges Auge gesenkt. Sie hielt ein kleines, zierliches, in Purpur mit Gold

gebundenes Büchlein in der Hand. Es war das Buch, welches einst Olivia von Frank Herbert zur Erinnerung erhalten: „Die Gedichte Milton's." Olivia erinnerte sich des ritterlichen Mannes, indem sie träumte; den Weg hinausblickte, den er einst gezogen — träumte und hoffte und immerfort heimlich wünschte, daß er einmal wiederkehren möge. Sie war noch so jung. Junge Mädchen haben Zeit, gleich der verzauberten Schönheit im dornumwachsenen Schloß, auf die Ankunft ihres Prinzen zu warten. Manuella's Blick war auf etwas Bestimmtes gerichtet: sie las Milton's Sonett „An die Nachtigall" — jene lieblichen Strophen, die für diese Frühlingsstunde gesungen schienen, die gleichsam Alles in Musik gesetzt hatten, was sie hier wirklich umgab — das sanfte Grün, die Blüthen, den Duft, den Gesang der Vögel —

„O Nachtigall, die dort auf blumigem Reis
Am Abend schlägt, wenn still die Wälder schon:
Das Herz der Liebenden erfüllt Dein Ton
Mit Hoffnung, Du Verkünderin des Mai's.

Dein perlender Gesang, zuschließend leis
Des Tages Aug' —"

Manuella sah auf. Schon war ein rosiger Hauch in der Färbung der Luft und des Himmels. Die Sonne selber strahlte weniger, als daß sie mit jenem farbigen Licht die Gegenstände verklärte, die sie berührte. Ganz in rothen Schimmer getaucht war auch

das Buch in ihrer Hand, das Blatt und das Wort des Dichters:

„— verkündet süßen Lohn
Der Liebe, kommt des Kuckuks schaaler Hohn
Ihm nicht zuvor. O, wenn der Liebe Preis

In Deinem Liede wirkt: eh' mich verräth
Des Hasses rauher Vogel, sing für mich,
Du, die von Jahr zu Jahre sangst zu spät

Für meinen Trost, und grundlos sicherlich!
Ob Lieb', ob Dichtung Dich zu singen läd't:
Sing, Nachtigall — denn Beiden dien' auch ich!"

„Manuella," brach Olivia das Schweigen, welches unter zwei jungen Seelen oft so viel sagt — „es war ein Nachmittag wie dieser!"

Manuella blickte auf und sah die Freundin mit einem langen, traurigen Blick voll Dankbarkeit an. Alles schuldete sie der Hand und dem Herzen dieses holdseligen Mädchens, welches träumerisch dasaß, von einzelnen durch die Baumwipfel herabfallenden Lichtern berührt. Mehr als das Leben: die Rückkehr zu sich selber, einen vertrauensvollen Blick in die Zukunft. Olivia hatte am Lager der Kranken gewacht, bis sie genesen, und dann durch inständige Bitten den Vater bewogen, dem fremden Eindringling, den der Ritter nicht mit den freundlichsten Blicken ansah, ein Asyl zu gewähren. Sie hatte jede Frage des Vaters nach der Vergangenheit und Herkunft Manuella's zu beschwichtigen gewußt, und wiewohl sehr gegen den Willen

desselben war das Mädchen ohne Namen ein Gast in Childerley-Haus geworden seit dem unglücklichen Vorfall, welcher sie dahin zurückgeführt. Nun aber hatte der wackere Knight, wie wir wissen, einen viel zu hohen Begriff von der Gastfreundschaft, um sie, nachdem er sie einmal gern oder ungern eingeräumt, durch irgend ein Wort oder eine Handlung zu verletzen. Manuella, vom Knight nur geduldet, fühlte sich wahrhaft zu Haus in Olivia's Nähe; selten sah man fortan das eine Mädchen ohne das andere, und die Fremde schien äußerlich wohl geborgen und aufgehoben.

Dem modernen Leser, welcher weiß, daß Manuella ein Kind des Volkes war, das noch heut in Brauch und Sitte bis in das Kleinste sich ganz gesondert hält von allen Andersgläubigen, und das, wenn durch nichts weiter, so durch die Speisegesetze von jeder häuslichen und gesellschaftlichen Gemeinschaft mit ihnen streng abgeschlossen ist: ihm wird es auffallen, daß Manuella sich ihrerseits so leicht zu einer Uebertretung jener Sitten, Gebräuche und Gesetze habe verstehen können, zumal es uns bekannt ist, wie tief und innig sie dem Glauben ihrer Väter anhing. Zur Erklärung dieses scheinbaren Widerspruchs sei hier gesagt, daß sie dem portugiesischen Zweig ihrer Glaubensgenossen angehörte, d. h. demjenigen Theil desselben, welcher seit Jahrhunderten die sonnigen Länder von Spanien und Portugal bewohnt, an den Höfen jener Reiche der höchsten Ehren genossen

und allmälig gelernt hatte, sich als den Adel des jüdischen Volkes zu betrachten — einen Anspruch, welchen sie durch hohe Stellung, Reichthum, feine Bildung und Schönheit rechtfertigten. Der Verfasser dieses Romans kann es nicht positiv behaupten, doch er glaubt es, daß schon diese fortwährenden und intimen Beziehungen zu den höchsten und einflußreichsten Gesellschaftsklassen der Länder, in denen sie so lange wohnten, hingereicht haben würden, um die äußersten Härten jener Ceremonien zu mildern, welche in unseren Gegenden und zum Theil noch in unserer Zeit jede sociale Berührung zwischen dem Christen und dem Juden unmöglich machen. Mit historischer Gewißheit ist so viel zu behaupten, daß seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wo in Spanien, und seit Mitte des sechzehnten, wo in Portugal die grausamsten und blutigsten Verfolgungen gegen die Juden begannen, viele von diesen der Inquisition und dem Scheiterhaufen, die sie bedrohten, dadurch zu entgehen suchten, daß sie sich äußerlich zum Christenthum bekannten, den Ceremonien, so weit man sie öffentlich controliren kann, entsagten und die Kirchen besuchten, innerlich aber und mit jener glühenden und leidenschaftlichen Liebe, die man für Das empfindet, was man uns mit Gewalt entreißen will, dem verfolgten Glauben anhingen, und in der That, wenn auch zum Schein Christen, doch im Geheimen Juden waren. Diejenigen Juden, welche zu stolz waren, um sich zu dieser Schein-

Apostasie zu bekennen, wurden aus Spanien unter Torquemada vertrieben. Doch auch die geheimen Juden, die sogenannten Maranen, entschlossen sich mit schwerem Herzen, als die Barbareien der alleinseligmachenden Kirche sich häuften nud immer unerträglicher wurden, ihre schöne Heimath an den Gestaden des Mittelländischen Meeres zu verlassen, um in fremden Ländern, und namentlich im protestantischen Norden, in Holland und Hamburg (England war ihnen verschlossen) das Gastrecht anzurufen. In Holland ward ihnen ein herzliches Willkommen zu Theil — denn Holland war ja damals, und ist es seitdem immer geblieben, ein freies und ein tolerantes Land; aber jenes Schein-Christenthum haftete ihnen doch noch lange an. Viele von ihnen, im Katholicimus geboren, getauft und erzogen, kehrten erst in ihrem hohen Alter zu dem Glauben zurück, den sie heimlich in ihrem Herzen trugen, und erlernten so spät noch die Sprache, in welcher ihre heiligen Schriften und Gebete verfaßt sind. Es war daher immer etwas Fremdes in ihnen, was sie von den deutschen und polnischen Glaubensbrüdern unterschied; so sehr, daß diese sie nicht als rechte Juden gelten lassen wollten und ihre Geschichtschreiber jene bald als Halbjuden, bald als Halbkatholiken charakterisiren. Sogar die Gemeinde von Amsterdam, die größte, die blühendste, die freieste, was Duldung von Seiten des Staates anbelangt, hatte bis weit über die Mitte des Jahrhunderts einen katholisi-

renden Zug, welcher sich anfangs nur darin äußerte, daß man den „Chachams" (Rabbinern) gleich den Priestern und Beichtvätern die Kraft der Sündenvergebung zuschrieb, später aber einen weit gefährlicheren Charakter annahm und sich lange noch in jener inquisitorischen Gewalt erhielt, von dem Rabbinatscollegium mit kaum weniger Härte gehandhabt, als einst von der heiligen Hermandad, vor der sie geflohen waren. In Hamburg, wo man nicht so tolerant als in Amsterdam gegen die Ankömmlinge aus dem Süden war, behandelte der Senat sie geradezu von Amtswegen eine Zeit lang als Christen, selbst nachdem sie ihre Masken schon hatten fallen lassen; und noch in einem Edict aus dem ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts (1723) finden sie sich in Frankreich bezeichnet als „die Juden, bekannt und eingesessen in unserm Königreich unter dem Titel — Portugiesen oder neue Christen."

Daß die Tochter eines der reichsten und vornehmsten Häuser, welche durch all' diese Verfolgungen, Wandlungen und Wandrungen gegangen, der stricten Befolgung der durch das jüdische Gesetz vorgeschriebenen Formalien leichter entsagen konnte, als es einer andern ihrer Glaubensschwestern vielleicht möglich gewesen, wird jetzt dem Leser verständlich sein. That sie doch nur unter dem Zwang der fremden Umgebung, in die das Schicksal sie geworfen, was Tausende von ihrem Volke

unter ähnlichen Umständen vor ihr gethan hatten, weil sie nicht anders konnten.

Auch die fremde Sprache verstand sie nun ganz gut. Das Erste, was sie für den eigenthümlichen Genius dieser Sprache gewann, waren die Verse Milton's. Olivia hielt das Buch des Entfernten sehr hoch; aber sie las wenig darin. Poesievoll zu sein in ihrem Wesen und in dem Eindruck, den sie machte, schien die Bestimmung dieses hold erblühten, blonden Mädchens: Poesie zu leben und zu geben, nicht zu lesen. Viel mächtiger angezogen durch die Klänge unsichtbarer Welten, die aus der Dichtung zu uns sprechen, fühlte sich dagegen Manuella. Das Erste, was sie vollständig begriff in diesem neuen Lande, noch vor dem Gespräch der Anderen, war die Sprache seines Dichters. Sie hatte sich so tief in sie hineingelebt, daß sie daran dachte, sich darin äußerte, wenn sie reden mußte. Das Neue, das Fremde, das Unbekannte, welches auf sie stets einen überwältigenden Reiz ausgeübt hatte, verkörperte sich ihr nun gleichsam in dieser Sprache, die für sie den Wohllaut der Dichtung athmete, den Zauber der geheimnißvollen Ferne barg.

„Du weißt, Olivia," gab sie der Freundin zur Antwort, „daß ich mich jener Zeit nur wie eines sehr bangen und sehr dumpfen Traumes entsinnen kann. Ein lichter Zwischenraum war darin: mir war, als ob zwei Augen über mir schwebten, und hoch darüber war das Grün

des Waldes, das Blau des Himmels. Mir war damals, als ob die Ewigkeit mich aufgenommen, als ob ich schon jenseits des Todes sei. Doch dann sank der schwarze Schleier wieder schwer auf mich herab; und als ich erwachte, da standest Du neben meinem Bett — Du, der Engel meines Lebens, Olivia!"

Sie führte die Hand der Freundin an die Lippen, unterthänig, wie eine Sklavin, und drückte, zaghaft, aber innig, einen Kuß darauf.

„Du hast gar keine Erinnerung mehr an ihn? Du kannst Dir ihn nicht vorstellen?" fragte diese weiter.

„Wie sollte ich? — Er ist der Retter meines Lebens; das ist genug für mich. Du und er sind in meinen Gedanken immer zusammen."

Olivia erröthete. Doch Manuella fuhr fort: „Ich kann mir kein Bild von ihm machen. Wenn ich an ihn denke, so weiß ich, daß ich an etwas sehr Edles und sehr Schönes denke. Ich sehe ihn immer an Deiner Seite; doch das Bild zerfließt, wenn ich den Blick darauf richte. Nichts von ihm ist mir geblieben, als jene Schärpe, die er trug und mit der er mein Blut stillte. Das ist Alles. Oft wünsche ich, daß ich ihn niemals sähe, denn mit dem Unbekannten kann ich mich immer beschäftigen. Mußt Du mich nicht für sehr undankbar halten, Olivia?"

„Nur für furchtsam."

„Und wenn ich's wäre, hätte ich nicht jeden Grund dazu? Das Unglück macht mißtrauisch.“

„Manuella,“ rief Olivia, „Du weißt, daß ich Dich liebe wie meine Schwester. Du bist wie eine Tochter hier im Hause.“

„In Deinem Herzen hat die Heimathlose eine Heimath gefunden. Du schirmst mich, Du beschützest mich mit Deiner Liebe. Du kennst meine Vergangenheit und entschuldigst Alles. Du hast kein Vorurtheil gegen die Pilgerin, die, mit doppeltem Makel behaftet, wund und müde hier zusammensank. Du hast sie aufgerichtet die geknickte Blüthe von Juda's Stamm...“

Olivia sah sich beklommen um. „Still, still davon,“ flüsterte sie, „daß man uns nicht hört!“

„Begreifst Du nun,“ sprach Manuella schmerzlich, „was an meinem Herzen nagt? Du hast mich oft um den Herzog von Buckingham gefragt. O Gott, wie war es unbesonnen von mir, meine Ehre diesen Händen anzuvertrauen! Ich bereue nicht, daß ich das Vaterhaus verlassen habe. Nein, ich bereu' es nicht, auch jetzt, auch heut noch nicht, wo ich mich so endlos elend fühle. Wenn ich daran denke, daß ich ohne diesen Entschluß und ohne diese That an einen Mann gefesselt wäre, den ich nicht liebe — gefesselt für ewig! — Vielleicht sterbe ich hier auf dem fremden Boden, gehe zu Grunde, das Grab schließt sich über meinem gebrochenen Herzen. Aber das Herz war frei! Wenn ich heut noch einmal

zu wählen hätte: hier das Leben der Entehrten, die sich dem Manne giebt, den sie nicht liebt, niemals lieben wird — dort der wild empörte Ocean, der Sturm und der Untergang... ich würde nicht anders wählen! Ich stürzte mich abermals hinein. Rein ist meine Seele wie meine Hand. Dieses Gefühl sollte mich befestigen. Doch es genügt nicht, tugendhaft zu sein; man soll es auch scheinen. Und der Schein ist gegen mich; die Menschen urtheilen böse von mir. Man glaubt, daß ich den Herzog liebe; diese Meinung ist genug für mich, um ihn zu hassen, den Niedrigen, der mein Unglück gern mißbraucht hätte, wie mein Vertrauen. Man wird in meinem Heimathlande von mir denken wie von einer Gefallenen. Du hast mir oft zugeredet, mich an die Meinen zu wenden. Aber ich bin zu stolz, Olivia, und mein Vater ist zu stolz! Er hat mich sehr geliebt, und selbst der Zwang, den er ausübte, mich dem ungeliebten Manne zu verbinden, entsprang der Liebe, nur um mich vornehm zu machen, reich, glücklich, wie er wähnte. Ich hatte einen Freund, den Sohn eines großen und berühmten Rabbi zu Amsterdam. Sein Vater ist mein Lehrer gewesen und meine glücklichsten Stunden habe ich in dem Hause dieses ehrwürdigen Mannes zugebracht, dessen Name Menasse ben Israel. Die Weisen und die Gelehrten, die Staatsmänner, die Dichter und die Maler verkehrten in diesem Hause; es war das Paradies meiner Kindheit. Er war, gleich meinem Vater, aus Portugal eingewan=

dert, als man dort die Bekenner unseres Glaubens hart und grausam verfolgte. Sie waren von Jugend auf bekannt mit einander und befreundet; mein Vater widmete sich dem Handel, den Geldgeschäften und ward ein sehr reicher Mann; Menasse dagegen wählte den stilleren Weg der Wissenschaft und ward ein Lehrer von Gottes Wort. Er war darum von nicht weniger edler Herkunft; und seine Gattin Rahel Soeira war sogar aus dem königlichen Geschlechte David's, eine Tochter der altadeligen Abravanels. Mit den Kindern dieser Beiden wuchs ich auf. Gracia war meine Gespielin. Joseph war mein Beschützer in allen Schwierigkeiten des Unterrichts; aber zu Samuel fühlte sich mein Herz hingezogen. Ich glaube — Du wirst, — Olivia, diese reine und uneigennützige Empfindung eines Knabenherzens nicht verachten! — er liebte mich! Mein Vater bemerkte diese Neigung früher, als ich sie bemerken konnte. Sie war ihm zuwider. Denn siehe! — Rabbi Menasse, wiewohl ein großer Gelehrter und ein verehrter Mann in der Gemeinde, war doch so arm! Kümmerlich sah es in seiner Wohung aus; es war kein Palast, gleich dem unsern, wo der Marmor und das Gold schimmerte, und wo — liebe Freundin, ich sage das nicht um zu prahlen! — das Deckgewölbe eines der Säle ganz mit Ducaten ausgelegt war! Ach! — die Decke von Menasse ben Israel's Zimmer war von Rauch geschwärzt — da brannte seine Studirlampe bis tief in

die Nächte hinein, denn er mußte mühsam arbeiten, um seine Familie zu nähren. Da waren keine smyrnischen Teppiche, wie sie bei uns selbst in den Schlafgemächern noch lagen; keine Girandolen brannten da, kein wohlriechendes Holz in dem Kamin — keine Spiegel aus Venedig, nichts von den Kostbarkeiten der Welt — keine damaskische Seide, kein Sammet an den Fenstern oder auf den Polstern. Da war Alles hart, für den Ernst des Lebens berechnet, nicht für dessen Genuß: und doch waren die Leute so heiter, so froh, so zufrieden! Und weit mehr zog diese Dürftigkeit mich, dieses Ringen um des Lebens nothwendigste Güter an, als aller Ueberfluß in meines Vaters Hause. Doch mein Vater hielt Reichthum und Luxus für unerläßlich zum Glück. Wiewohl ein Jugendfreund des Rabbi und fortwährend in gutem Einvernehmen mit ihm, hatte er doch nur eine geringe Meinung von dessen großem Ruhme. Er berechnete ihn nach holländischen Gulden. „Man kann nicht davon leben!" rief er oftmals aus. Da hielt der Sohn eines der reichsten und vornehmsten von allen Amsterdamer adeligen Häusern, Miguel de Rivas Altas, um meine Hand an. Sein Vater, Gabriel, ein Vorstand der Gemeinde, war gleichfalls aus Portugal eingewandert. Denn Du mußt wissen, daß wir, in unserm Volke, nur den portugiesischen Stamm desselben zum Adel rechnen — in ihnen allein ist das Blut der Könige von Israel rein erhalten, und ich

selber würde mich niemals entschließen können, einen Andern von dem deutschen oder polnischen Zweig als meines Gleichen zu betrachten. Nun, unter dem Adel meines Volkes zählt der der Rivas Altas zu dem höchsten, und für sehr groß erachtete mein Vater die Ehre einer Verbindung mit diesem Hause. Doch war Miguel ein widerlicher Geck, den ich für mein Leben nicht leiden konnte. Ich sagte es meinem Vater. Dieser ward starr vor Staunen und Verdruß über meine Aeußerung. „Was!" rief er aus, „es soll wohl der Herr Erbgroßstatthalter selber kommen!" — „Nein," erwiederte ich, „lieber Vater; der Herr Erbstatthalter ist ein Christ, und einem Christen würde Deine Tochter niemals ihre Hand geben. Aber Der soll kommen, den ich liebe!" — „So, so ist's gemeint!" war meines Vaters Entgegnung; „vielleicht Samuel ben Israel, der Sohn eines Kinderlehrers?"... Damals zuerst und ganz plötzlich faßte mich die Ahnung, daß Samuel mich lieben könne! Doch die Kränkung mehr, als irgend ein anderes Gefühl, gab mir Worte. „Vater," sagte ich, „es ist... verzeihe mir den Ausdruck! — es ist nicht edel von Dir, dem Manne seinen Stand vorzuwerfen, seinen Beruf, welcher der schönste, der segensreichste ist: die Bildung und Erziehung der Jugend!" — „Was weißt Du davon?" brauste mein Vater auf; „ist es nicht genug, daß wir den einen Fleck in der Familie haben?..." Er meinte den Uriel Acosta, der, wie Du

vielleicht gehört haben wirst, sich selber das Leben genommen hat."

Olivia hatte niemals Etwas davon gehört. Wie sollte sie auch? Sie, die Tochter eines englischen Knights und braven Anhängers der englischen Hochkirche! Zeitungen, Neuigkeitsbriefe oder „Neuigkeitsbücher" (wie man sie nach ihrem Format nannte) gab es damals schon; es waren die Tage Cromwell's, fruchtbar an so vielen Neuerungen, in denen zuerst die Macht der Tagespresse erkannt und angewendet wurde. Da war der „Mercurius politicus" der Parlamentspartei, der „Mercurius aulicus" der Royalistenpartei (so lange, bis sie mit Schweigen geschlagen ward!) — „Die schottische Taube", „Die heimliche Eule" und noch eine ganze Menge mehr von Mercuren, Eulen, Tauben, Drachen, Bullenbeißern und Spionen — denn dies waren die Titel, mit welchen die Herausgeber ihre Blätter schmückten, am liebsten mit dem zuletzt genannten. Allein alle diese Blätter hatten immer so viel von Märschen, Belagerungen, Schlachten und Kanonaden im Großen zu berichten gehabt: daß der vereinsamte Pistolenschuß, welcher dem Leben eines unglücklichen Zweiflers ein Ende machte, eines Amsterdamer, mit seiner Gemeinde und seinem Glauben zerfallenen Juden, darin wohl schwerlich ein besonderes Echo gefunden haben würde. Und selbst wenn es der Fall gewesen, so würde doch auf diesem Wege wenig zur Kenntniß Olivia's gelangt

sein: denn ich glaube nicht, daß Olivia die „Neuigkeitsbücher" las. Doch interessirte sie Manuella's Erzählung auf's Aeußerste. „Ja, ja!" sagte sie — „fahre nur fort!"

„Mein Vater," erzählte Manuella weiter, „brach das Gespräch ab; doch er war nun entschlossen. Er war nun überzeugt, daß Etwas geschehen müsse, den Widerstand seines Kindes zu brechen, so wie er auch überzeugt war, daß ich die Hand Miguel's de Rivas Altas ausgeschlagen habe, weil ich Samuel ben Israel liebte!... Als ob das Mädchenherz nur aus Selbstsucht richtig empfinden könne; als ob es aus der Liebe den Muth schöpfen müßte, den Ungeliebten zurückzuweisen — diesen Muth, den ich die Sittlichkeit nenne! Wie falsch beurtheilen uns die Männer, und wie gering kann selbst ein Vater denken, wenn es sich nur um die Tochter handelt!..."

„Täuschte sich Dein Vater wirklich?" forschte Olivia, die Freundin anblickend; „ich meine, so weit es Dein Verhältniß zu Samuel betrifft?"

„Ich hatte niemals gedacht," sagte Manuella sehr lebhaft, „daß Samuel mir etwas Anderes sein oder werden könne, als er bisher gewesen: mein Gespiele, mein Freund, mein Bruder. Es war die Zärtlichkeit einer Schwester, die ich für ihn empfand. Die Sanftmuth seines Wesens zog mich an; die Beständigkeit seines Wollens, das er nicht heftig verfolgte, sondern

ruhig zu erreichen suchte, die schlichte Biederkeit seines Charakters, ein Zug der Gerechtigkeit in Allem. Er war in vielen Dingen das Gegentheil von mir. Ist es nöthig, daß ich mich Dir schildere? Du kennst mich, Du bist voll Nachsicht gegen mich. Das Unglück, welches auf mir lastet, hat das leicht Aufbrausende, das Herrische meiner Natur frühe schon gedämpft; ich weiß, daß ich hier nur geduldet bin. Die Folgen meines ersten unbedachten Schrittes haben mich nachdenklich gestimmt. Aber wenn jemals in der Heftigkeit meiner Seele sich eine Regung zeigte, die hart, ungerecht, unschön — wenn ich mich zu einem verletzenden Wort hinreißen ließ, so war es Samuel, der mich darauf aufmerksam machte. Es brauchte nicht einmal ein Unrecht gegen ihn zu sein: jedes Unrecht, dessen ich mich schuldig wußte, bedrückte mich in seiner Nähe. Ich bereute, ich nahm mir vor, es zu verbessern. Ich rang mit mir heimlich — Thränen im Auge, die Zähne fest geschlossen, Flammen im Herzen. So ward ich milder, stiller, in mich gekehrter. Das war Samuel's Einfluß auf mich. Ich konnte vor ihm kein Geheimniß haben; laut oder leise machte mein Herz ihm jedes Geständniß, und es gab keinen Menschen auf der Welt, an dessen Hochachtung mir so viel gelegen hätte, als an der seinigen. — Ist das Liebe? Sage mir, Olivia!"

Die Gefragte lächelte. „Wenn nicht Liebe," sagte

sie, „so war es gewiß nicht weit davon. Sie hätte daraus entstehen können.“

„Meinst Du?“ entgegnete Olivia, indem sie die Freundin schwermüthig ansah. „Wenn es so wäre, wie Du sagst: wie wenig entspräche dann die Liebe dem Ideal, welches ich mir davon gemacht. Kann die Liebe werden? O Gott! ich habe gemeint, die Liebe müßte sein — sie müßte das Herz ergreifen, so daß es nicht anders kann, als lieben!“

„Auch wenn es nicht lieben darf?“ sagte Olivia sanft. Armes Kind! — sie hatte ja nun oft genug nachgedacht, ob das die Liebe sei, welche das unsichtbare Band zwischen ihr und dem Entfernten webte, dem Ritterlichen, dessen Bild sie gern in ihren Nachtträumen erscheinen sah und in ihren Tagträumen herbeirief. Mit einem milden Abglanz gleichsam erfüllte dieses Bild Olivia's Seele. Nichts Stürmisches war in ihrem Verlangen, ihn wiederzusehen; und der Wunsch, ihn zu besitzen, war niemals in ihre Brust gekommen. Sie war keine leidenschaftliche Natur, obwohl eine starke und feste: eine Natur, welcher die Pflicht über Alles ging und welche schweigend jedes Opfer hätte bringen können, streng gegen sich, voll Nachsicht und Verzeihung für die Anderen. Sie kannte die Kluft, welche sie von dem heimlich geliebten Manne trennte; sie wußte, daß es keinen Steg gebe, der da hinüberführe. Aber sie sah jenseits derselben sein Bild stehen, und daran hing ihr

Herz, und sie war überzeugt, daß das Bild eines andern Mannes es niemals verdrängen werde. Sie hatte mit Manuella von ihrem Gefühl für Frank Herbert so gut wie gar nicht gesprochen; aber Worte sind auch nicht nöthig zwischen zwei jungen Mädchen, um sich in solchen Dingen zu verstehen. Die Liebe, die sich erst erklären muß, wie wenig ist die werth! Kurz, die Liebe der Freundin war für Manuella kein Geheimniß, und viel heftiger, viel entschiedener als jene sah sie der Vereinigung dieser Beiden kein Hinderniß entgegenstehen, welches ernster Wille nicht zu beseitigen im Stande wäre; betrachtete sie sich und ihr Leben, welches von dem Einen gleichsam dem Andern übergeben worden war, als ein Pfand und — wenn es gefordert würde — als ein Mittel für das Glück Olivia's und Frank Herbert's. Denn thätig zu sein, das für gut und recht Erkannte zu verfolgen und durchzusetzen: so war der Charakter Manuella's.

„Wir haben," sagte sie, das Gespräch anknüpfend, „in unserer Religion ein Gebet, welches den Männern an jedem Morgen vorschreibt, die Worte zu sagen: „Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, Herr der Welt, daß Du mich nicht gemacht hast zum Weibe!" — Dieses Wort hatte mich oft im Innersten erregt, ja — hatte mich verletzt, und es schien mir ein grausames Wort, wenn ich es aus dem Munde der Männer vernahm. Damals nun, als mir der Plan in meinem Kopfe her=

umging, jener Entschluß, bevor er eine Form genommen und mein Auge noch keinen Ausweg sah: da sprach ich mit Samuel von meinen Zweifeln, um ihn zu prüfen. Ich sagte: wenn ich im Hause Deines Vaters bin, Samuel, und die großen Männer sehe, die dort ein- und ausgehen, und die klugen Reden höre, die sie tauschen über die Welt und die ewigen Ideen, welche den Fortschritt derselben lenken: dann thut mir das Herz weh, und statt erhoben fühle ich mich erniedrigt. Warum auch hat uns Frauen der Wille Gottes so tief gestellt, daß Ihr ihm in der Frühe jedes Tages dafür danket, daß er Euch anders und besser gemacht hat, als wir sind? Hat er uns nicht dadurch ausgeschlossen von Allem, was groß, von Allem, was schön, von Allem, was des Lebens eigentlicher Werth ist? Er hat uns die Hände gebunden und so dem Schicksal ausgeliefert. — Samuel lächelte; sein Blick reichte nicht über das Studirzimmer und die Druckereien seines Vater hinaus. An den Wänden die Bücher schlossen seine Welt ab; ach! — und mir schienen sie nur Brücken in die Unendlichkeit, welche dahinter steht. — Anders, sprach er, hat die Vorsehung uns gemacht, nicht besser. Die That ist des Mannes, die Fügsamkeit des Weibes Bestimmung. Mann und Weib ergänzen sich; und eine Ehe, nach den Vorschriften des Ewigen — gelobt sei Er! — geschlossen, stellt die Vollkommenheit irdischen Wesens dar; denn beide Seiten desselben, die zusammen das

Ganze machen, sind darin vertreten, beide Quellen, aus denen das Leben entspringt. Darum hat das Gesetz dem Weibe geboten, folgende Worte zu sprechen: „Gelobt seist Du, Ewiger, unser Gott, Herr der Welt! der mich geschaffen nach seinem Willen!“ — So redete Samuel, glaubend, daß er mich überzeugt habe — der Arme! — während ich nun erst recht wußte, daß ich von ihm nichts zu erwarten hätte!... So riß ich mich los, um — von den Männern mißverstanden — auf mich allein gestützt, fortan das Recht und die Freiheit meines Herzens zu vertheidigen. Ich vertraute mich, zur Ausführung meiner Flucht, dem Herzog von Buckingham an, dessen offenes und chevalereskes Entgegenkommen mich bestach. Es war ein Irrthum, und ich bemerke schon den Widerspruch zwischen Dem, was eine Frau will, und Dem, was eine Frau darf. Doch ich scheue die Verantwortlichkeit nicht; wenn das Leben uns in unnatürliche Verhältnissen zwängt, so muß man den Muth haben, sie durchzuleben, und wenn wir uns selber treu bleiben, so wird der Ausgang für uns zeugen.“

Olivia drückte der Freundin stumm die Hände; Manuella fuhr fort: „Ich gab nur Einem Nachricht von dem Schritt, den ich beabsichtigt, und dieser Eine — Samuel — empfing sie, als es bereits zu spät war, mich von demselben abzuhalten. Er erhielt meinen Abschiedsbrief, als hinter dem Schiff, welches mich trug, Hollands

Küsten schon versunken waren. Ich schrieb ihm, daß ich entflohen, um einer Verbindung zu entgehen, zu der man mich habe zwingen wollen; ich bat ihn, mir zu glauben, daß meine Flucht aus dem Elternhause keinen andern Grund habe als diesen ... Und ich weiß — mag die Welt mich verurtheilen: er glaubt mir! ..."

Manuella schwieg.

„Und Du hattest niemals seitdem eine Nachricht von ihm?" fragte Olivia.

„Wie sollte ich? Er weiß nicht, wo ich bin."

„Und Du möchtest es nicht ihm wenigstens sagen? Bedenke, wie glücklich Du ihn machen würdest! Und Dein Vater, Manuella!"

„Nein!" erwiederte diese, mit der Hand abwehrend. „Noch ist die Zeit nicht gekommen. Man würde der reuigen Sünderin vielleicht die Thür mitleidig öffnen. Aber welch einen Empfang hätte ich zu erwarten! Auf mir lasten würde der Verdacht — meine Anwesenheit, mein bloßer Name würde hinreichen, meinen Vater erröthen zu machen! Nicht so! Man soll mich willkommen heißen, nicht aber sich meiner schämen. Man soll es wissen, daß Manuella d'Acosta nicht um eines Haares Breite von dem Pfade der Tugend und der Ehre gewichen ist. Ich habe mir das Exil und all' seine Gefahren erwählt; es ist meine Pflicht nun, es zu ertragen, zu bestehen! Ich will kämpfen, ich will sehen, ob das

Wort von dem Beruf des Mannes und des Weibes, welches mein Freund sprach, ein gerechtes war. Dieser Gedanke giebt mir Energie. Mir ist, als ob ich hier noch eine Aufgabe zu erfüllen hätte. Sobald sie gethan ist, will ich heimkehren."

Zweites Capitel.

Die Dämmerung beginnt.

Das Buch Milton's war während dieser lebhaft geführten Unterhaltung von dem Schooße Manuella's herab auf den Rasen gesunken; aber die Nachtigall schlug noch immer, ja, „ihr perlender Gesang, der des Tages Auge schließt," wurde voller und schmetternder, je mehr die Sonne hinter den Bäumen des Parkes aus Gold in Roth überging und den westlichen Himmel sowohl als die ganze Flur mit jener Gluth überflammte, welche fast zu stark ist für das Auge. Solch ein Licht wird oft gegen Abend nach warmen Frühlingstagen gesehen, wenn die Luft sich mit Dünsten gefüllt hat, welche nun magisch zu glühen beginnen. Weiter als sonst, über das ganze Gewölbe des Himmels, scheinen dann die Strahlen zu reichen, und immer tiefere Farben, vom intensivsten Carmoisin bis zum reinsten Scharlach theilen sie den zerstreuten Wolkenbildungen mit. Es ist nicht das sanfte Abschiedslicht der untergehenden Sonne;

vielmehr empfindet die ganze Natur eine gewisse Beklemmung.

So war es auch in diesem Augenblick. In den Zweigen und über den Nestern war ein unruhiges Schwirren der Vögel; die Blätter säuselten stärker, und durch die weiter zurückliegende Laubmasse rauschte es zuweilen wie ein schwerer Athemzug: als der Pfarrer von Childerley zusammen mit dem ehrbaren Sir Tobias aus einer Baumgruppe herantrat, welche sich über dem Portal des Parkes wölbte.

Wenn man hätte sagen wollen, daß die schweren Schläge, welche seine Partei getroffen, spurlos an ihm vorübergegangen, oder daß die Hoffnungen, welche der Pfarrer auf eine Transaction zwischen dem Monarchen und der Armee setzte, ihm besonders tröstlich erschienen wären: so würde man in beiden Fällen die Wahrheit nicht gesagt haben. Alter, unbeugsamer Royalist, der er war, hatte schon das bloße Wort eines Vergleichs etwas Beleidigendes für ihn; sein schlichter, unstaatsmännischer Sinn zog den Untergang, wenn er unvermeidlich wäre, der Anerkennung einer Macht vor, die — nenne man sie nun Parlament oder Volk oder was immer — nicht in dem Codex seiner Ueberlieferungen stand, ihm daher illegal erschien und in tiefster Seele verhaßt war. Aeußerlich sah er ein wenig gealtert, ein wenig gedrückt und gebrochen aus gegen jene Zeit, wo wir zuletzt ihn unter dem Haufen der Aufrührerischen

erblickten: dieser Tag in der That hatte an ihm gezehrt. Aber innerlich war er stark und fest wie in seinen Jünglingsjahren; der standhafte Cavalier, der — mochten auch die Meinungen und die Menschen sich geändert haben — für seinen Theil wie damals nur an Gott und den König glaubte.

„Möge Gott Euch in seinen Schutz nehmen, Doctor!" sagte er, „und Euch sicher zurückgeleiten. Das nehmt mit auf den Weg: gleichviel, was die Schurken über Euch verhängen — mein Schloß ist Euer Schloß; und versperren sie uns die Kirche: — so soll Gott mir helfen! wenn wir nicht aus dem Rittersaal eine Capelle machen wollen, um unter den Waffen und Harnischen meiner Vorväter unser altes Gebetbuch in Ehren zu halten."

„Mein wackerer Freund," erwiederte der Pfarrer, „die Partei von Unduldsamen, welche dem Gewissen Zwang anthun und uns unserer Kirche und Gebete berauben will, kann sich nicht länger halten, wenn wir nur die Hand ergreifen, die man uns geboten hat. Es ist gegen sie und für den König, daß wir uns mit der Armee vereinigen sollten!"

„Hängt sie!" rief der wackere Knight; „sie war gut genug, als ein Pack von Rebellen, des Königs Majestät und tapferes Heer von Cavalieren zu schlagen. Etwas Besseres trau' ich ihr nicht zu."

Beide standen nun vor den Mädchen, die ihr Ge-

spräch unterbrochen hatten, als sie der Nahenden gewahr wurden. Freundlich grüßte der Pfarrer; mit Milde begegnete er der Fremden. Er wußte nicht mehr von ihr, als daß sie schutzlos, arm und verlassen sei. Doch das genügte, sie seinem Herzen zu empfehlen. Der Knight dagegen konnte das Gefühl von Abneigung oder Mißtrauen, was es nun sein mochte, nicht so weit bemeistern, um ein Wort oder nur einen Gruß an sie zu richten. Er wandte sich sogleich an seine Tochter, und Manuella, das Demüthigende dieser Behandlung still ertragend, erhob sich und wollte gehen, schweigend, wie das ihre Gewohnheit war. Denn in der That, sie vermied, so viel an ihr lag, dem Knight zu begegnen; sie wich ihm aus. Immer, wenn sie ihn kommen sah, ging sie; selten betrat sie das Zimmer oder die Halle, wenn er darin war. An sie sollte nichts ihn erinnern; sie hätte sich am liebsten in einen unsichtbaren Schatten verwandelt, damit ihr Anblick ihn nicht reizen möge. Sie fühlte das Drückende dieses Verhältnisses; doch sie hatte sich mit Geduld darein ergeben und dachte nur daran, es den Anderen, die betheiligt waren, so wenig als möglich fühlbar zu machen. Sie kämpfte Vieles in sich durch. Sie sollte niemals vergessen, daß sie das bittere Brod der Verbannung esse. Sie sagte sich: es ist eine Zeit der Prüfung, und demüthig suchte sie das Dunkel, um von Niemandem gesehen zu werden.

Jedoch Olivia hielt sie diesmal fest. Es that ihr

weh, wenn Manuella von der Gegenwart ihres Vaters verscheucht ward, zumal nach der letzten Unterredung, welche die Herzen der beiden Mädchen einander noch näher gebracht hatte.

„Warum willst Du gehen?“ fragte sie.

Manuella schlug schüchtern den Blick zu Boden. Auf diese Frage war keine Antwort möglich. Aber ein Jeder von den Vieren konnte sie sich selber geben. Das steigerte den Unmuth des Knights, und er ward heftig gegen seine Tochter.

Er berührte mit dem Stock das Buch, welches auf den Boden gesunken war. „Du weißt,“ fuhr er die Tochter an, „daß es mich kränkt, dieses Ding da zu sehen. Nimm es fort!“

Manuella bückte sich, um den Befehl des Schloßherrn auszuführen — sie hätte so gern gedient, wäre gern eine Magd geworden, nur um des geringen Platzes, den sie einnahm, sich werth zu machen.

„Wer hat es von Der da verlangt?“ rief der Knight; „ich spreche nur mit Olivia!“

Olivia ward roth, Thränen stürzten in ihre Augen, und sie legte die Hand auf die Schulter der Freundin, als wolle sie dieselbe vor der Härte des Vaters beschirmen.

„So ist es auch recht,“ brummte dieser. „Man nimmt Geschenke von Männern an, die mit meinem Willen niemals die Schwelle dieses Schlosses über=

schreiten dürfen; Gaben und Erinnerungszeichen, die man verächtlich von sich schleudern sollte, gleich dem Namen und Andenken Dessen, von dem sie stammen — wenn nur ein Funken von Ehre noch in der Brust wäre!"

Sie war nicht gewohnt, dem Vater Antwort zu geben, wenn er ihr seinen Willen ausdrückte. Seine Meinung war immer auch ihre gewesen. Woher nahm sie heute den Muth, ihn anzublicken, und zwar leis und bescheiden, aber doch fest zu sagen: „Die Ehre wird mir niemals verbieten, dankbar zu sein und Verpflichtungen der Vergangenheit anzuerkennen. Denn die Treue geht über Alles."

Sir Tobias war anfänglich wie versteinert über die Dreistigkeit seiner Tochter. Aber er fand die Rede bald wieder, und zornentbrannt rief er: „Treue! Was sprichst Du von Treue? Ich will nicht hoffen, daß das Fräulein von Childerley sich so weit vergessen hat, um... um..."

Er vollendete den Satz nicht. Selten hatte man den Ritter so aufgeregt gesehen; so laut gegen seine Tochter niemals.

Olivia schwieg; doch sah sie den Vater ruhig und mit unverwandtem Blick an.

„Nur heraus damit!" rief er, immer aufgebrachter; „ich will's wissen und aus Deinem Munde hören, ob die Tochter eines Cavaliers von einer andern Treue

reden mag, als von der Treue für den König? Und wenn's wäre — so soll Gott mir helfen, ich würde es nicht dulden auf diesem Fleck königlicher Erde, der, mag England und die ganze Welt abfallen, rein bleiben soll, frei vom Feind, unberührt vom Rebellen, er müßte denn Sturmleitern angelegt, diese Thürme zerschossen, diese Mauern gebrochen und mich selber unter ihren Trümmern begraben haben."

„Sir," sagte der Pfarrer, welcher bis jetzt, erschrocken über die Wendung des Gesprächs, sich fern von denselben gehalten; „Sir!" wiederholte er, „England denkt jetzt nicht an den Krieg — es denkt, es sehnt sich nur noch nach Frieden!"

„Und der König in Gefangenschaft!" rief bitter der Knight; „und sein Heer vernichtet, und seine Krone geschändet, und sein Scepter zerbrochen. Und seine Festungen in den Händen jenes ehrgeizigen Frevlers, und sein Land in den Händen des Parlaments, und Ihr, Pfarrer, Ihr auf dem Wege nach Cambridge, um — ha, ha, ha!" — und höhnisch mitten in seinem Zorne lachte der Knight — „um den Covenant zu nehmen!..."

„Ich vergebe Euch dieses Wort," sagte der Pfarrer in seiner wahrhaft evangelischen Milde; „jedoch ich glaube, daß ich es nicht verdient hätte."

Von allen Menschen in der Welt hatte keiner einen mächtigeren Einfluß über den Knight als der Pfarrer.

Er ging in sich und drückte dem geistlichen Herrn die Hand. Nicht mehr stürmisch, wie zuvor, aber traurig, sehr traurig sprach er: „Das ist es, was mich am meisten betrübt, daß meine Tochter, mein eigen Fleisch und Blut, gegen mich aufsteht."

Olivia ward von dem Klang dieser Worte, wie der alternde, vor der Zeit gebeugte Mann sie sprach, fast mehr noch ergriffen als von deren Sinn.

„Vater!" flehte sie bange, „was sagst Du?"

„Es ist nicht mehr Alles, wie es war," gab dieser zur Antwort, indem er die Tochter, die sich an seine Brust geworfen, zwar zärtlich, aber nicht mit jenem Ausdruck völligen Vertrauens, wie früher, an sich drückte. „Es steht Etwas zwischen uns."

Nicht ganz unbefangen und frei fühlte sich Olivia bei diesem Tadel des Vaters. War es denn nicht so? — Sie dachte an Frank Herbert. Doch sie wagte nichts mehr zu seinen Gunsten zu sprechen nach den Andeutungen, welche vorhin von der einen und der andern Seite gemacht worden waren. Sie wußte, daß es dem Vater peinlich war, an Das erinnert zu werden, was er diesem Soldaten der Parlamentsarmee schuldig sei; und dann wußte sie, daß der Vater, wenn er auch im wilden Aufruhr der Leidenschaft sich vergessen mochte, doch im Grunde seines Herzens zu edel fühlte, um jemals im ruhigen Zustand jene Verpflichtungen zu leugnen. Mehr wollte sie nicht; dieses uneigennützige Herz,

welches an dem des Vaters klopfte, war frei, wenn nicht von der Liebe, so doch von dem Egoismus derselben und fest entschlossen, wenn es sein müßte, dagegen zu kämpfen. Sie erwiederte daher aus der vollen Wahrheit ihrer Seele: „Du sagtest, daß Etwas zwischen uns stehe? Wie könnte das möglich sein!“

„Doch, doch,“ versetzte der Vater; „früher bei jedem Anlaß kamst Du zu mir; Du warst offen gegen mich und vertrautest mir. Jetzt schweigst Du.“

Der Vorwurf war gerecht; allein er traf Olivia nicht. Sie sagte sich, daß die Pietät ihr verbiete, mit dem Vater von einer Empfindung zu reden, deren Existenz, so hoffnungslos sie war, ihn doch nur hätte verletzen müssen.

Desto tiefer aber ward Manuella von der letzten Aeußerung des Ritters getroffen. Sie bezog sie allein auf sich. Schon vorhin, während der heftigen Scene zwischen Vater und Tochter, ergriff sie wie ein panischer Schreck die Ahnung, daß *sie* es sei, welche zuerst Uneinigkeit gestiftet in diesem Hause, wo bisher Eintracht geherrscht, und zwischen diesen Beiden, die stets inniglich an einander gehangen. „Nur das nicht!“ hatte sie mit geschlossenen Lippen und stumm, aus beklommenem Herzen gerufen — „Herr meiner Väter! verhänge über mich, was Du willst — nur das nicht!“ Ihre Hand fieberte in der der Freundin. Endlich hatte Olivia sie losgelassen, als sie sich in den Arm des Vaters warf.

„Ich sage Dir," wiederholte dieser, „es hat sich Etwas zwischen uns eingedrängt, und es wird nicht wieder gut, bis es fort ist … das, das … ich sage nur, daß es nichts Gutes für uns bedeutet."

Olivia schloß dem Vater die Lippen mit ihrer Hand. Dann wandte sie sich um nach Manuella. Doch diese war verschwunden.

„Um des Heilands willen!" rief Olivia; „wohin ist sie gegangen? Sie ist fort …"

„Und gebe Gott, daß sie nicht wiederkehre," versetzte der Knight. „Sie ist nicht da; nun darf ich's ja sagen. Sie hängt wie ein Schatten an Dir; wie ein Fluch. Ich weiß, was Du sagen willst, Olivia, und es macht Deinem Herzen Ehre. Sie ist still; sie thut Niemandem etwas zu Leide. Sie ist vielleicht gut und ehrlich; es mag sein. Aber mein Herz hat einen Widerwillen gegen sie, den ich nicht besiegen kann, als ob sie mir nicht nur fremd, sondern als ob etwas Feindliches für mich in ihrem Blut wäre — Etwas, was wie Gift zerstörend auf mich wirken könnte … sie ist katholisch …"

Voll Schuldbewußtseins wagte Olivia nicht dem Blick des Vaters zu begegnen.

„Doch auch das ist es nicht. Ich habe jedesmal, und hatte vom ersten Tage an, wo ich sie in der Verkleidung des Pagen sah, eine Anwandlung — wie soll ich sagen? von Furcht, daß sie mir zu nahe kommen könne. Ich weiß nicht warum, aber es betrübt mich,

Dich, meine Tochter, mit ihr so befreundet zu sehen. Ich würde niemals zu ihr sagen: geh! Aber es würde meine Seele erleichtern, wenn sie gegangen wäre."

Die Luft hatte sich inzwischen verfinstert. Nicht, als ob die Dämmerung schon so weit vorgeschritten oder die Nacht gekommen wäre: man sah noch das Abendroth als einen grellen Purpurstreifen hinter den Bäumen. Aber die Wolken, aus denen das prachtvolle Licht langsam entwich, wurden breiter und dichter.

„Es mag wohl ein Gewitter geben," sagte der Knight, der sich auf solche Zeichen, im steten Verkehr mit der Natur, verstand. Eine gewisse narkotische Schwüle dampfte aus dem Gebüsch und den Gräsern. „Ich denke, wir suchen das Haus auf; denn diese Wolken," und er maß sie mit einem prüfenden Blick, „sind schwer und gehen tief."

Als sie den Laubengang durchschritten, in dessen dunklem Grün der Glanz des westlichen Himmels sich noch brach, trat ihm, an der Pforte des Parkes, Junker John entgegen, jetzt schon ein recht ansehnlicher Jüngling von etwa siebzehn Jahren.

„Vater," sagte der Junker, „ein Bauer aus einem der Dörfer am Walde hat die Nachricht gebracht, daß man dort einen Trupp Parlamentssoldaten gesehen habe, welcher einen Haufen von Gefangenen aus der Festung Bristol vorüberführt, Menschen, wie man sie hier zu Lande gar nicht kennt. — Greise mit langen Bärten,

starke Weiber mit braunen Gesichtern und schwarzem glänzenden Haar — zahllose Kinder — und mit einem Kauderwelsch, das — wenn sie unter sich reden — Niemand verstehen kann."

„Es werden Zigeuner sein," sagte Sir Tobias; „man weiß das."

„Nein, nein," sagte Junker John, „so sehen sie nicht aus."

„Nun, es kann uns gleichgültig sein, von welcher Beschaffenheit die Gefangenen der Parlamentsarmee sind. Was kümmert es uns? Macht nur, daß Ihr in's Trockne kommt, denn die Sonne hat Wasser gezogen und der Regen wird sogleich beginnen."

Drittes Capitel.

Die Wanderer.

Als Manuella sich unbemerkt von den Anderen entfernt hatte, war sie durch den Garten dem Hause zugeeilt, bis sie das kleine Zimmer erreicht, in welchem sie wohnte. Hier war sie endlich allein, und hier durfte sie sich dem Schmerz überlassen, der durch den Zwang, den sie sich bisher auferlegt, um ihn zu verbergen, fast unerträglich geworden. Ihr war, als ob der Athem ihr versagen wolle. Sie rang nach Luft. Sie sank, als sie die Schwelle mit zitternden Knieen überschritten, am Fußende ihres Bettes nieder.

Dies kleine Gemach lag ziemlich hoch in einem Thurme. Es hatte die halbrunde Form und nur ein schräges Fenster, welches gegen Westen sah. Bei Tage war es darin kühl, schattig, fast dunkel; aber am späten Nachmittag erhellte es sich und der letzte Strahl des Abends hing an seinen Scheiben und Wänden. Auch jetzt hatte die gelbe Gluth des sinkenden Tages das

Gemach in ein eigenthümliches, phantastisches Licht getaucht. Zauberisch, von einem Schimmer, wie man ihn selten erblickt, leuchteten die weiße Mauer und vor dem Fenster die wunderlich ausgeschweiften Stangen und Stäbe von Eisen, die Figuren van Blumen, die Köpfe von Rittern an den Simsen, die Drachenhäupter mit aufgesperrten Mäulern, bestimmt, das Wasser vom Dach auszuspeien, jetzt aber ganz umzüngelt von flammendem Roth. Es war, als ob all' diese leblosen Gegenstände für einen kurzen Augenblick sich beleben wollten, als ob das schwindende Licht diesen fabelhaften Gestalten von Eisen und Stein eine Seele und eine Sprache gäbe, so daß sie in den heiseren, uralten Tönen, die ihnen eigen, mit dem armen Menschenkind redeten, das zusammengekauert, mit dem Kopfe am Bettpfosten lehnend, auf dem Erdboden lag. Sie sah Alles wie durch einen Halbschlaf und hörte Alles, und es lastete auf ihrer Brust wie ein Alp, indem die Fratzen sich höhnischer verzogen und die eisernen Blumen anfingen sich zu bewegen und die Drachenköpfe sich nach ihr ausreckten und die Wetterfahne einen kreischenden Ruf ausstieß, bei welchem der heilige Georg mit dem Schwerte, der darauf stand, sich einmal herumdrehte.

Geängstet sprang Manuella vom Boden empor. Sie streifte die Haare zurück, die über ihre Schläfen gefallen waren, sie rieb die Augen, die Stirn. Sie sah sich um, als ob der Traum, der Minuten gedauert, eine Ewig-

keit gewesen wäre, so viel Furchtbares, so viel Entsetzenerregendes hatte sie darin geschaut und vernommen. Sie schob das Fenster in die Höhe. Luft kam herein. Aber es war eine schwüle Luft, die ihr keine Kühlung brachte.

Große Wolken schwebten am Horizont und über der Thalfläche. Dunkel ballten sie sich über dem Hause, dem Park und dem Hügel zusammen, aber fern im Westen schimmerten sie wie Gold. Eine heftige Sehnsucht, ein unwiderstehliches Verlangen rief ihre Seele da hinüber. Mit feuchten Augen blickte Manuella da hinein in die täuschende Pracht. Da waren himmlische Landschaften, in denen der Friede winkte, purpurne Ströme, von Palmen überdacht; da waren seltsame Kuppelbildungen, wie von Tempeln und Gotteshäusern im Morgenlande. Schaaren von Pilgern schienen dahin zu ziehen. Eine schöne Stadt mit vielen Dächern und Thürmen, mit großen Gärten lag weit in der Ferne, zart, wie ein Duft, und bläulich darüber stiegen Wolkengebirge auf. „O!" seufzte das Mädchen und ihr Herz wollte vor Wehmuth zerspringen — „könnte ich weit, weit hinüber! Dort ist meine Heimath, dort, in jenem Zauberland, das den Augen im Strahl der untergehenden Sonne zuweilen sichtbar wird und mit ihr wieder versinkt...!"

Sie streckte die Arme aus, als ob sie es halten wolle. Doch schon begann es zu bleichen. Traurig lehnte

sie das Haupt an den steinernen Fensterrahmen, das Auge unverwandt gegen Westen gerichtet.

„Wann werde ich sie wiedersehen, die Heimath und die Meinen?" fragte ihr Herz. „Wohl riß ich mich los von ihnen und es war mein eigener Entschluß. Doch kann ich's hindern, daß meiner Seele bange wird und daß ich heimkehren möchte, heimkehren? Denn wie schwach ist unsere Kraft, wenn Gott seine ersten Prüfungen schickt!... Einst in meinen Kinderjahren hat man mich gelehrt die Geschichte meines Volkes und wie sie an den Wassern von Babylon saßen und weineten, wenn sie an Zion dachten. O Zion! — jetzt erkenne ich Dich. Dort am Himmel seh' ich Dein schwindendes Bild, hier in der Brust will ich treu Dich bewahren! Daheim in dem Elternhause hab' ich nichts von Dir gewußt. Da war es still in meinem Innern und öde. Umgeben von Sorgfalt und Liebe habe ich meinen Blick nicht zu Dir erhoben; ich habe nicht Dich um Rath gefragt in meiner großen Betrübniß, sondern bin meinem Willen gefolgt. Da hast Du mich in die Verbannung geführt, wie einst meine Väter aus dem Lande Kanaan. Und nun schreit mein Herz nach Zion, dem verlorenen, und jammert zu Dir, der auf den Bergen thront. Du Gott meiner Väter! — verlaß mich nicht; gieb mir Muth im Leiden, daß ich Deinen Namen bekenne, und Ausdauer und Stärke, daß ich fest an Dir halte und nicht von Dir lassen möge. Nun fühl' ich alles Elend meines Volkes;

nun bin ich ausgestoßen, wie sie, ohne Haus, ohne Heimath, verachtet unter den Fremden. Im Reichthum auferzogen und im Wohlleben erwachsen, habe ich die Geschichten gelesen, aber keinen Sinn für sie gehabt. Man hat mich die Psalmen und Gebete gelehrt, aber ich hatte keine Ahnung von dem furchtbaren Schmerz, der sich in ihnen ausspricht, noch von dem wunderbaren Trost, der darin liegt. Ich habe die Männer weinen und auf Asche sitzen sehen am Tage der Zerstörung Jerusalems; ich habe sie die Klagelieder Jeremiä singen hören, indem sie fasteten und sich kasteiten und Buße thaten über den Fall der Herrlichkeit, der sie über alle Länder zerstreute und sie erbarmungslos warf unter die fremden Völker. Ich habe gesehen, wie sie die Todten bestatteten in dem weißen Hemde des Versöhnungstages, das Antlitz und die Füße dahin gekehrt, wo das verlorene Land der Heimath liegt. Jetzt versteh' ich es. Ich habe die Qual kennen gelernt, schuldlos und wehrlos zugleich Beleidigungen ertragen und Beschimpfungen dulden zu müssen. Wann wird die Stunde der Erlösung schlagen? Wann werden die Trauernden Zions heimgeführt? Du Heiliger, der über den Wolken ist — Du weißt es allein! Und bis dahin wollen wir wandern und leiden und dulden, Du, mein Volk und ich! Doch wie wir als Kinder sagten am Osterabend, wenn der Vater als König und die Mutter selig als Königin am festlich gedeckten Tische saßen: „das nächste Jahr in Je-

rusalem!"... so wollen wir es wiederholen, wenn das Jahr auch lang und der Weg weit ist. Wo bist Du, Jerusalem — zerstörtes Wolkenbild, dessen Tempel zerfallen, dessen Gärten verwüstet, dessen Mauern geschleift und dessen Priesterschaaren zu Bettlern geworden sind? Die Finsterniß rollt über Dir hernieder — Dein Glanz ist ausgelöscht — Dein Name ist uns geraubt und neue Stimmen erschallen über Dir — ich aber hebe meine rechte Hand zu Gott und rufe: „Vergesse ich Dein Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen!"

Ein furchtbarer Donnerschlag schreckte das Mädchen aus ihrem Gebet. Sie war, während sie es zuerst leise, dann immer lauter gestammelt hatte, zu Boden gesunken, auf die Kniee, die Stirn gegen den unteren Rand des Fensters geneigt.

Jetzt sprang sie auf. Der Himmel war ganz finster. Die Vision im Westen war fort, als ob sie nie gewesen. Schwarze Wolken, aus denen der Blitz zuckte, waren an der Stelle. Das ganze Gewölbe dröhnte vom Donner, der murrend durch die Wolken ging. Es war vorzeitig Nacht geworden.

Doch konnte sie den nächsten Raum, auf welchen das Fenster, an dem sie stand, herabschaute, noch unterscheiden, wiewohl ziemlich unsicher. Es war der Theil des Schloßhofes, der gegen die Zugbrücke ging. Sie meinte, daß viele Menschen sich auf derselben drängten.

Wer konnten sie sein? Sie vernahm einen dumpfen, unartikulirten Lärm, wie von mehreren Stimmen durcheinander, dann einen lauteren, wie den eines Befehlshabers. Doch sie verstand die Worte nicht, wiewohl sie gespannt lauschte. Dann auf einmal hörte sie wildes Gebell, wie von vielen Hunden und gleich darauf ein herzzerreißendes Gewimmer.

„Barmherziger Gott!" rief Manuella, „man hat die Hunde von der Kette losgelassen!"

In demselben Augenblick erschütterte das Krachen eines anhaltenden Donners die Luft und den Hügel selber, auf welchem das Schloß stand, und ein Blitz, welcher für mehrere Secunden die finstere Nacht in bläuliche Tageshelle verwandelte, fuhr im Zickzack hernieder. Bei dem schwefeligen Schein desselben sah nun Manuella die Gruppe ganz deutlich, welche noch auf der Brücke stand und an der Spitze derselben einen bejahrten Mann von würdigem Aeußern, der, indem das furchtbare Naturschauspiel sich vollzog, das Gesicht andächtig gegen den Blitz kehrte und folgende Worte sprach, die wie Klang aus der Heimath an Manuella's Ohr schlugen:

„Baruch atha Adonai! — Gelobet seist Du Ewiger, König der Welt, von dessen Kraft und Allmacht die Welt erfüllt ist."

Und darauf sank Alles eben so plötzlich wieder in Dunkelheit hin. Aber die Wolken, welche der Blitz zer-

rissen, trugen ihre Schwere nicht länger und ein rauschender Regen, der bald alle Rinnen des Schloßdaches überfließen ließ und den Erdboden umher aufweichte, strömte vom Himmel.

Das Thor war von den Fremdlingen verschlossen worden; aber jetzt ward von außen hart an dasselbe geklopft.

„Das ist nicht die Hand eines Bittenden,“ sagte der Knight, der auf dem Hofe stand, von seinen großen, mächtig bellenden Doggen und Bullenbeißern umgeben; „das klingt wie Befehl. Aber hier ist die Antwort!“ Und er gab seinen Hunden ein Zeichen, worauf sie noch wüthender gegen das Thor sprangen.

„Sir Tobias,“ hieß es nun von draußen, „Ihr seid einmal schon freundlicher gegen mich gewesen, als ich gleichfalls vor diesem Thor und auf dieser Brücke stand.“

„So soll Gott mir helfen!“ rief nun der Knight, „wenn ich diese Stimme nicht kenne! Eine tapfere Stimme, die vor dem Donner besteht und mächtiger ist als alle meine Rüden zusammen. Ich habe Respect vor einer solchen Stimme. Doch ich muß den Namen wissen!“

„Mein guter Sir,“ war die Antwort, „es thut mir in der Seele leid, daß ich Euch belästigen soll, den ich von allen guten Rittern meiner Bekanntschaft am meisten schätze. Doch der Donner, der meine Worte begleitet,

und der strömende Regen mögen mich in Euren Augen entschuldigen. Ich weiß wohl, daß Euer Dorf in der Nähe liegt. Doch wenn ich zwischen Eurem Dorf und Eurem Schloß zu wählen habe — Herr Ritter! es wäre ein schlechtes Compliment für Euch, wenn ich das Schloß nicht vorzöge! Eure Gastfreundschaft ist mir aus der Erfahrung bekannt; ich erinnere mich, wie trefflich man hier verpflegt wird, und — Ihr möget es mir nun glauben oder nicht — mich hungert gewaltig!"

„An diesem Hunger erkenn' ich Dich!" rief der Knight, etwas sanfter gestimmt. „Bei Gott, Du bist kein Anderer, als Jürgen, der Unparteiische!"

„Wehe mir!" flüsterte hierauf die Stimme, aber so leise, durch das Murren der Hunde und das Rollen des Gewitters gedämpft, daß man nichts davon hörte. „Wehe mir! Wenn nun Deine Gastfreundlichkeit nicht besser Stich hält, als meine Unparteilichkeit, so wird es mir schlecht ergehen. Aber es hilft nichts. Man muß es versuchen. — Ja, ja!" rief er dann wieder laut, daß es schütternd durch das Thor klang, „der Jürgen auf jeden Fall. Oeffnet nur!"

„Du solltest mich zuvor darüber beruhigen, wie Du zu den Rebellen kommst, die Gott —" Der Knight unterbrach sich und ließ die Verwünschung nicht laut werden, die schon auf seinen Lippen war. Er erinnerte sich zur rechten Zeit, daß es ein Trupp Parlaments-soldaten sei, der vor seinem Thore stand. „Sage mir

nur," fuhr er daher mit größerer Vorsicht fort, „daß Du ihr Gefangener bist, daß sie Dich mißhandelt und gequält haben..."

„Sie haben es gethan, Sir Knight; Alles, was Ihr wollt! Ich weiß ein Lied davon zu singen. Sie haben mich sogar zum Tode verurtheilt, und ich stand, mit dem Strick um den Hals, nicht weiter vom Thore der Ewigkeit, als ich hier jetzt von Eurem Thore entfernt stehe. Aber nein," rief er dann, unwillig über sich selber, „ich will nicht lügen! Machet auf, Sir Tobias! Ihr habt zwar die Kraft meiner Lunge, die Tüchtigkeit meiner Stimme gelobt, allein gegen diese Bohlenthür hält sie nicht länger Stand. Lasset mir öffnen, Herr Knight; Ihr wißt, daß ich Euer Freund bin, und einen Freund sollte man nicht in der Nässe lassen, wenn es einen trocknen Platz giebt, um ihn anzuhören."

Dieses Argument schien des Schloßherrn letzte Zweifel zu beseitigen. „Der Mann hat Recht," murmelte er, „es ist das Wenigste, was man für einen armen Schelm thun kann." Er gab hierauf Befehl, die großen eisernen Riegel zurückzuschieben. Das Thor ward aufgemacht. Man brachte Windlichter und Laternen.

Aber wer beschreibt den Schrecken und den Zorn des biedern Knight, als er Jürgen's jetzt ansichtig ward! Dieser trug die Uniform eines Parlamentssoldaten; mehr noch: eines Unterofficiers!

„Unglücklicher!" rief Sir Tobias, „wer bist Du?"

„Jürgen Joyce, zu Befehl; Cornet in Oliver Cromwell's eigenem Regiment!"

Für diejenigen Leser, welche den Zusammenhang noch nicht durchschaut haben (wiewohl der Verfasser nicht viel gethan hat, um denselben zu verhüllen), sei hier bemerkt, daß der Tod unsern Freund in der großen und gefährlichen Schlacht, von der wir mehrfach geredet, nicht getroffen, sondern, nachdem er ihn auf dem Weg zum Galgen, in der Mitte zwischen den beiden Geistlichen, verschont, sich nicht minder gütig bewies an dem blutigen Tage, wo er den dem Strick Entronnenen in der vordersten Colonne der Musketiere des Parlaments fechten und Thaten der Tapferkeit verrichten sah. Dreihundert von ihnen, Jürgen voran, wurden über das Moorland und in die Schlucht hinuntergeschickt, welche die beiden Anhöhen und Armeen trennte. Es war ein verlorener Posten, bestimmt, die Schlacht zu eröffnen. Viele stürzten sogleich beim ersten Angriff von Marmaduke Langdale's Plänklern und zogen sich feuernd zurück, als Prinz Ruprecht's Schwadronen erschienen. Nicht so Jürgen; er blieb stehen auf der Stelle, die der General ihm angewiesen. „Mein Leben gehört ihm," sagte er, „ich hab's ihm gegeben und dabei soll's bleiben." Die Schlucht, welche gestern er sich zur unrühmlichsten Flucht ausersehen, ward heute für ihn zum Schauplatz eines ruhigen und unerschütterlichen Heldenmuths. Der Anblick Cromwell's hatte mächtiger auf ihn gewirkt, als

irgend ein anderes Ereigniß in seinem bewegten Leben; die Worte, die Jener gesprochen, hallten in seiner Brust nach, als wären sie von ehernem Klang. In der Hitze des Gefechts sah er den General, mit dem nackten Schwert in der Hand und auf schäumendem Roß. Die Schlacht war im Wanken. Der rechte Flügel, welchen Cromwell bisher in eigener Person geführt, hatte den linken der Royalistenarmee geworfen. Aber Prinz Ruprecht hatte den linken feindlichen Flügel durchbrochen; das Mitteltreffen der Parlamentsarmee, die Reiterei wich, und über dem Rücken der gegenüberliegenden Hügel kam das Fußvolk in Sicht. Da war es Jürgen, als ob die Figur des Reitergenerals, Beides, Mann und Roß, von einer überirdischen Kraft getragen werde; das Antlitz desselben war starr, unbeweglich, hart, wie ein Felsen; die wallenden Haare flossen unter dem Helm hervor und flatterten im Sommerwind, der Stahl in seiner Hand schien zu glühen, wie vom himmlischen Feuer; Tausende hingen an seinen Lippen, während die Königlichen vorrückten und unter dem Hagel ihrer Kartätschen und Granaten die Fairfax'sche Cavallerie vor sich herjagten. Da rührten sich die Lippen Cromwell's und sprachen das Wort: „Gott ist unsere Zuversicht!" Und mit tausendfachem Jubel stellte sich die erschütterte Schlachtordnung wieder her, ging in schräger Linie, wie das Cromwell's Taktik war, und ohne zu feuern, vor, bis sie Brust an Brust mit der wankenden Armee stand, und dann schallte

das Commando durch die ganze Linie: „Feuer!" Dieser Augenblick war entscheidend; er brachte die Königlichen zum Stillstand, zum Weichen, die Schlacht nahm eine neue Wendung. Vergebens suchte König Karl die Fliehenden zu halten, flehte, beschwor er sie, — vergebens stellte er sich an die Spitze seiner Garden — der letzten Reserve, die ihm noch geblieben war — ein schottischer Edelmann fiel seinem Roß in die Zügel und riß es zurück. — „Wollt Ihr Euch tödten lassen, Majestät?" rief er — und Karl ließ die Zügel hängen. Er wußte nun, daß er die Schlacht — daß er Alles verloren hätte! Derweil hatte Jürgen im mörderischen Kugelregen der Schlacht, da wo sie am heftigsten gewüthet, unter den Hecken und zwischen den Ginsterbüschen der Schlucht, ausgehalten. Von den Wänden herab, in den kleinen Wasserrillen, die die Sonne ausgetrocknet, rieselte das Blut, und die Abhänge waren bedeckt mit Todten beider Armeen und mit Sterbenden, deren bleiche Lippen den feindlichen Schlachtruf nicht mehr wiederholen sollten. Auf den Anhöhen, auf dem breiten Moorboden tobte die Schlacht. Jürgen's kleine Schaar war im höchsten Grade decimirt; kaum dreißig noch von den Dreihunderten standen bei ihm. Alle Officiere waren gefallen. „Kinder!" rief er, indem er sich an seine Kameraden wandte, „wir halten aus! Wir weichen nicht vom Flecke!" „So sei es!" antworteten die Eisenseiten, mit einer Stimme, die selber eisern klang. Und

alsobald kam eine zerstreute Masse von Reitern in wildem Durcheinander daher gesaust. Sie mußten die Schlucht passiren. In ihrer Mitte ritt ein junger Officier in rother Uniform, den Jürgen nicht kannte. Er ging mit dem Hut in der Hand zu ihm (denn Jürgen war ein höflicher Mann und glaubte, daß es wohl ein hoher Officier von den Leuten des Parlaments sei) und fragte: „Mein Herr, wie steht es mit der Schlacht?" Die Antwort, die er erhielt, war weniger höflich: sogleich fielen ein Dutzend Pistolenschüsse, breite Säbelklingen hoben sich und die Kolben von Carabinern holten zum Schlag aus. „Es ist Prinz Ruprecht!" riefen die Dreißig, welche kaum Zeit gehabt hatten, den Unbesonnenen zu warnen. „Das ändert die Sache," sagte Jürgen, setzte den Hut auf und rief: „Nun drauf, Kinder!" Zum Glück für die Angreifer war die Munition und die Kraft der Angegriffenen erschöpft. Prinz Ruprecht, dem Gemetzel des Haupttreffens entronnen, wollte seine Zeit und sein Leben nicht gegen diese bedeutungslos gewordene Position riskiren (denn die Schlacht war jetzt jenseits der Schlucht) — er gab seinem Pferde die Sporen und der Rest folgte. Doch Jürgen und die Dreißig richteten schwere Verwüstung darunter an; Mehrere sanken augenblicklich, Andere wurden kampfunfähig und zu Gefangenen gemacht, wobei Jürgen das besondere Glück hatte, mit einem Standartenträger handgemein zu werden und ihm sein Feldzeichen zu ent-

reißen. — Nachdem Alles wieder still geworden, kehrte er, mit der eroberten Fahne fest im Arme, zu seinem Posten zurück, und nur aus der Entfernung noch hörte man das Brausen der sich weiter und weiter zurückziehenden Schlacht. Die Sonne stand im Mittag. Es war ein, es ward zwei Uhr. Da hörte man durch das ganze Hintertreffen das Commando: „Vorrücken! Zur Verfolgung!“ und im Sturmschritt gingen alle Reserven durch die Schlucht zu dem Tafelland empor, auf welchem die Schlacht gewonnen worden war. „Brüder!“ sagte da Jürgen (welcher, wie man sich überzeugt haben wird, ein gutes Herz hatte und mit brüderlicher Liebe Diejenigen umschloß, mit denen er, sei es noch so kurze Zeit, Leid oder Freude getheilt hatte) — „Brüder!“ rief er, indem er die feindliche Fahne hoch über seinem Haupte schwang, „jetzt können wir auch vorwärts gehen, denn hier hinten giebt es für uns nichts mehr zu thun.“ Und sie schlossen sich den vorrückenden Zügen an und halfen ihnen, die Wahlstatt rein zu fegen von allen Trümmern der feindlichen Armee, die sich hier und da noch zu sammeln suchte, und jagten sie weit weg über alle Hügel, bis nach Market Harborough hinein. Und hier war es, wo Meister Jürgen eine hübsche Kutsche erbeutete, mit einer sehr hübschen Dame darin. Er wollte recht galant sein gegen sie, nach seiner Gewohnheit; aber die Dame bat ihn, daß er sie zu Cromwell führen möge. Das that denn auch unser

braver Freund, und Cromwell empfing die Beiden in derselben Wirthschaft zu Harborough und in demselben Saale, wo gestern Abend noch die Cavaliere so lustig gehaust. Cromwell war sehr höflich, sehr kühl gegen die schöne Frau — keine Andere, denn unsere vornehme Freundin, Gräfin Dysart. Die hohe Dame bot alle ihre Verführungskünste auf und ließ das Brillantfeuer ihrer Augen spielen, reizender denn je. Doch Cromwell, der den ganzen Tag in einem andern Feuer gestanden, sagte sehr gelassen, wenn auch im Tone vollkommenster Artigkeit: „Mylady, ich gewähre gern, um was Sie mich bitten, vorausgesetzt, daß Sie sich verpflichten, Ruhe zu halten und nicht ferner zu conspiriren!" — Als ob die schöne Gräfin ein solches Versprechen hätte erfüllen können! Sie Ruhe halten, mit diesen Augen, diesen Lippen, diesem Lächeln, welches stets in Bewegung war! Sie nicht conspiriren, mit diesem Antlitz voll verführerischer Lieblichkeit und diesem Herzen voll abenteuerlicher Pläne! Doch sie versprach es, und Cromwell gab ihr die Erlaubniß, nach London zurückkehren zu dürfen, sowie sein Wort, ihr Gesuch um Aufhebung des Sequesters, welches auf ihrem Schloß an der Themse lag, beim Parlament unterstützen zu wollen. Mit vielen tiefen Verbeugungen, demüthig und dankbar, zog sich die Dame zurück, an der Schwelle noch auf Cromwell einen Blick werfend, der gemischt war aus süßer Scham und unaussprechlichem Aerger (denn Crom=

well hatte ihr schon den Rücken gekehrt) — ein Blick, der ihm drohend, in Zorn und Hoffnung, den Spruch ihres eigenen Hauses nachzuschleudern schien:

„Eh' die Erob'rer noch nach England kamen,
War Bentley schon mein Sitz und Tollemach mein Namen!"

Allein Cromwell, wie gesagt, sah diesen Blick nicht mehr, und so konnte er ihm den auch, für den Moment wenigstens, nicht viel schaden. Er hatte sich zu Jürgen gewandt und aus dessen Händen die erbeutete Standarte in Empfang genommen. Er hatte dann ihn wegen seines tapfern Verhaltens belobt und gesagt: „Ich gebe Dir dafür eine von meinen eigenen Standarten zu tragen. Du bist fortan Cornet in meinem Regiment." Worauf Jürgen, der nunmehr nichts dagegen hatte, daß man zu dem angenommenen (denn von dem Jürgen ließ er nicht, der war ihm zu lieb geworden) auch wieder seines Vaters ehrlichen Namen setze, also Jürgen Joyce, auf militärische Weise seinen Dank äußerte, den Eid der Treue in des Generals Hand ablegte und zunächst für eine gute Uniform, gute Waffen und ein gutes Pferd sorgte — was Alles nicht schwer zu haben war, da die Königlichen bei ihrer rasenden Flucht genug davon zurückgelassen hatten.

Dieses ist die wahrhafte Geschichte von Jürgen Joyce, Cornet in Cromwell's Regiment, wobei der Leser uns verzeihen muß, daß wir sie so weitläufig erzählt haben, während es doch immerfort noch blitzt und donnert,

stürmt und gießt, was vom Himmel herunter will. Aber so sind nun einmal die Dichter: wenn sie mit Personen ihrer eigenen Erfindung zusammenkommen, welche sie besonders gern haben, so geht es ihnen leicht wie den Verliebten, die bei Gelegenheit eines Rendezvous auch nicht viel auf das Wetter achten.

Aber Sir Tobias Cutts, von seinen großen knurrenden Hunden umgeben, war anderer Meinung. Ohne besondern Respect vor der Uniform, die Jürgen trug, rief er:

„Schurke, der Du bist! Du bist nicht besser, als ein Verräther, der gehängt zu werden verdient!"

„Sprecht nicht vom Hängen, lieber Herr," sagte Jürgen ganz wehmüthig, „das macht keinen Eindruck mehr auf mich. Ich will's auch gar nicht gehört haben. Aber nehmt Euch in Acht vor meinen Leuten. Die sind in diesem Punkte noch empfindlicher. Was mich anbetrifft, so mögt Ihr mich meinetwegen kränken, beleidigen, ausschimpfen, wenn's Euch Vergnügen macht. Denn Jürgen Joyce, und wenn er auch zehnmal Cornet wäre, wird es Euch doch niemals vergessen, daß Ihr in seinem Drangsal und schändlichen Elend ihm Gutes erwiesen, ihn gespeist habt, als ihn hungerte..."

„Daß Dir der Bissen in der Kehle stecken geblieben wäre!" rief Sir Tobias; „wärst Du lieber verkommen und verdorben, Du Galgenstrick, ehe denn ich Dich genährt und gemästet hätte, um zum Rebellen und Schandfleck Deines Volkes zu werden!"

„Dieses war sehr unchristlich von Euch gesprochen," sagte Jürgen; „ganz abgesehen davon..."

„Ach was!" fiel ihm der Schloßherr in die Rede. „Wer dem König die Treue bricht, wie Du es gethan, der ist in meinen Augen kein Mensch mehr, geschweige denn ein Christ! — Was für Gesindel führst Du denn mit Dir?"

„Gesindel, lieber Herr! Ja, da mögt Ihr wohl Recht haben. Weiß Gott, wenn ich Euch nicht lieber mit einer feineren Auswahl aufgewartet hätte. Doch der Soldat muß es nehmen, wie sich's nun eben trifft. Gefangene sind es, aus Bristol, lieber Herr; herumtreiberisches Pack, das keiner ehrlichen Seele etwas Gutes bedeutet — Lumpenvolk, das wir, je eher, je lieber, einschiffen und nach den Tabaksinseln transportiren wollen. Juden sind es!"

Da hätte man den Knight sehen und hören sollen! „Was!" schrie er, „Juden sind es? Und Du miserabler Deserteur wagst es, den reinen Boden meines Schlosses und Besitzthums mit diesem Auswurf zu besudeln? Christum haben sie gekreuzigt, meinen Heiland den Märtyrertod sterben lassen, und nun benutzt man die Hülflosigkeit und Gefangenschaft meines Königs, um diese letzte Schmach mir zuzufügen! Aber ich duld' es nicht! Geh und sag' es Deinem General: nicht eher, als bis er mir das Haus über dem Kopf angezündet und die Mauern zerschossen haben wird, nicht eher soll

mir die Berührung dieses von Gott verfluchten Volkes die Schwelle meiner Väter zum Ekel machen. Das schwör' ich bei der heiligen Dreifaltigkeit! Und nun faßt an!" — und mit diesen Worten hetzte er seine Bullenbeißer — „Pulver ist zu gut für diesen Dienst; Hunde thun's auch!"

Und sogleich erscholl das wüthende Gebell der heisern blutgierigen Meute, und unmittelbar darauf das Winseln und Schreien von Kinderstimmen, das flehentliche Weinen von Müttern, der dumpfe Klageruf von Männern. Plötzlich aber in dieser widerwärtigen Scene voll blinden Hasses auf der einen und herzzerreißenden Jammers auf der andern Seite ließ sich die Stimme eines jungen Mannes vernehmen, welche laut rief:

„Er, der den Wassern des Rothen Meeres gebot, stille zu stehen, und sie standen stille wie Mauern: er schlage mit seiner Hand diesen Hartherzigen, daß er machtlos werde vor ihm!"

Schauerlich wie ein Fluch klangen diese Worte, indem das dumpfe Rollen des Donners sich mit ihnen mischte. Dann züngelte ein Blitz hernieder, in bläulichem Zickzack — man sah ihn die dicke Luft zerreißen, wie er, gleich einer scharfen Harpune von Licht, aus dem Himmel geworfen ward — dann kam ein furchtbarer Donnerschlag, der die Sinne betäubte — es roch nach Schwefel — es verbreitete sich ein Qualm — es stieg eine Flamme — dann rief Alles: „Feuer! Feuer!"

Der Blitz hatte eingeschlagen — einer von den Thürmen des Schlosses brannte.

Es war der Thurm, in welchem Manuella gewohnt.

Aber Manuella hatte denselben bereits verlassen und die Leute des Schlosses, welche voll Schrecken herausstürzten, um dem Werk der Zerstörung Einhalt zu thun, fanden sie nicht mehr darin. Manuella war durch das Portal der Mauer in demselben Augenblick hinausgetreten, als Sir Tobias sich abgewandt, erschüttert bis in das Innerste, von Furcht für sein brennendes Eigenthum und von Grauen ergriffen vor der unsichtbaren Hand, die es entzündet. Heulend folgten ihm seine Hunde. Der ganze Lärm, der eben noch vor dem Schlosse getobt, hatte sich in das Innere desselben, den Schloßhof, zurückgezogen, und während der Ritter und seine Meute bisher Angst und Entsetzen verbreitet hatten, so war nun Beides über sie selber gekommen. Bald langten auch die Bewohner des Dorfes an, von Martin Bumpus geführt, um behülflich zu sein beim Löschen des Brandes, den sie von unten deutlich wahrgenommen hatten, und die Verwirrung ward immer größer. Da geschah's, daß Manuella unter dem Portal erschien, welches von dem Wiederschein der flackernden Gluthen hell beleuchtet wurde. Die staunenden Wanderer sahen sie. Es war, als ob sie aus dem Blitz, aus dem Feuer gekommen sei, so schimmerte ihre Gestalt. Dann sprach sie mit den aus der drohenden Gefahr so wundersam

Erretteten in ihrer eigenen Sprache, portugiesisch: „Schreitet nicht über die Schwelle dieses Hauses, welches der Finger Gottes berührt hat! Aber betet für Eure Feinde, vergeltet das Böse, was man Euch thut, mit Gutem. Zieht weiter und lasset mich mit Euch ziehen!"

So trat sie die Stufen herab zu der Zugbrücke; noch hing das Licht an ihrem Antlitz, ihrem Nacken, dann floß es nieder auf ihr Gewand, hinab bis zum letzten Saum und dann verschwand es. Sie war in der Dunkelheit und unter den Ausgestoßenen ihres Volkes, welche sie freudig und dankbar umringten.

„Wer bist Du?" riefen die Männer und Frauen, die sich herandrängten, um die Hand des schönen Wesens zu küssen.

„Fraget mich nicht," entgegnete sie; „was liegt Euch an meinem Namen?"

Da ward ihre Hand von der eines Mannes, der dicht neben ihr stand, jedoch von Nacht verhüllt war, hart gedrückt, und eine starke Stimme sagte leis und gedämpft: „Aber ich kenne Dich, Manuella d'Acosta."

Es war derselbe Mann, der vorhin den Fluch über Childerley-Haus gesprochen; Manuella hatte ihn nicht gesehen. Aber auch sie erkannte ihn, erkannte ihn an dem Ton seiner Stimme, die sie daheim ja oft, so oft gehört...

„Isaak de Castro!" rief das Mädchen in einem Zustand freudigster Erregung. Denn der Jüngling,

welcher ihre Hand ergriffen, war einer ihrer nächsten Anverwandten. Aber kalt und trübe versetzte er:

„Du hattest Recht, Deinen Namen zu verschweigen. Die Meisten dieser Unglücklichen sind Juden der Amsterdamer Gemeinde; aber sie würden, arm und elend wie sie sind, die Gemeinschaft mit Dir meiden, wenn sie wüßten, wer Du bist!"

„Isaak!" flehte Manuella, die Hand, die sich aus der ihrigen loszumachen strebte, fester umklammernd, „wenn das wahr ist, was Du sagst, so wäre es besser gewesen, daß jener Blitz, welcher den Thurm in Brand gesteckt, auch mich getroffen hätte!"

„Es wäre besser gewesen," sagte de Castro streng und erbarmungslos; „besser für Dich und besser für den Mann, der sich einst Deinen Vater genannt!"

„Meinen Vater!" schrie Manuella.

„Still!" rief de Castro. „Du wirst Dich verrathen und dann — wehe Dir! Weiß es nicht ganz Amsterdam, daß Dein Vater um Dich getrauert hat wie um eine Todte; daß er acht Tage lang auf einem kleinen Bänkchen gesessen und vier Wochen lang den Bart nicht geschoren; daß er das kleine Licht zum Gedächtniß angezündet, die Gebete gesprochen und einen Riß in seinen Rock gemacht hat, als ob Du gestorben seist, in dem Augenblick, wo er vernahm, daß Du mit einem christlichen Verführer sein Haus verlassen habest?..."

„Nein!" fiel ihm Manuella nun stürmisch in's Wort, „es ist nicht wahr! Das ist nicht wahr!"

„Ich habe Dir gesagt, daß Du stille sein sollst!"

„De Castro!" jammerte das Mädchen, „nur Dir, nur Dir laß mich die Wahrheit erzählen! Nur Du sollst es wissen, daß ich unschuldig bin! Unschuldig bei meinem Leben!"

„Du lebst nicht mehr," erwiederte de Castro düster. „Du bist todt für Dein Volk und ausgestoßen aus Deiner Gemeinde!"

Da ließ Manuella das Haupt sinken, und Thränen rollten über ihre Wangen.

Viertes Capitel.

Jürgen's Bekenntniß und Philosophie.

So fand Cornet Joyce, genannt Jürgen, die schöne Jüdin.

Zu sagen, daß ihr Anblick ihn elektrisirt, würde nur ein schwacher Ausdruck für Das sein, was er empfand; wir werden der Vorstellung des Lesers, der ja nun unsern ganz besondern Freund auch so ziemlich kennt, besser zu Hülfe kommen, wenn wir ihm mittheilen, daß Jürgen sofort seinen Hunger vergaß, es augenblicklich aufgab weiter in den Schloßherrn zu dringen, und nicht daran dachte, den Leuten desselben bei der Rettung des Thurmes an die Hand zu gehen. „Mag das Nest meinetwegen verbrennen!" sagte er sich selbst zum Trost. „Es ist des Herrn Tobias eigene Schuld. Man muß alte Freunde nicht so behandeln; nein, bei Gott! ist das ein Verstand, sie mit Hunden willkommen zu heißen? Ich will's ihm nicht nachtragen, nein wahrhaftig,

ich nicht! Aber wie soll ich sein Feuer löschen, wenn er mir nicht erlaubt, an seinen Brunnen zu treten?"

Damit trollte er sich und begab sich nach der Brücke, auf welcher Manuella noch stand.

„Schönes Jungfräulein!" redete er sie an, „ich weiß, wer Ihr seid! Aber nennt mich einen Schurken, wenn ich Euch deshalb um einen Zoll weniger Achtung und Respect erweisen will, als Ihr verdient. — Ihr wißt doch, wer das Wort an Euch richtet?"

Manuella fuhr erschreckt zusammen bei dem heisern Ton seiner Stimme. Denn es muß gesagt werden, daß Jürgen's Organ an einer Rauhheit litt, die selbst dem höchsten Sommer nicht wich. Er prahlte bei seinen Kameraden, daß es in Deutschland das ganze Jahr lang friere wie am Nordpol, und daß er sich diese starke Erkältung, von der ihn gar nichts mehr befreien könne, in Deutschland geholt habe; in Deutschland allerdings, aber nicht von Eis und Schnee, sondern von dem vielen Wein, Branntwein und Bier, welches er dort während seines rühmlichen Antheils am dreißigjährigen Kriege getrunken hatte. Doch das nur nebenbei. Er war darum kein schlechterer Mensch, wenn er auch eine rothe Nase im Gesicht hatte.

„Ihr fürchtet Euch wohl vor mir, schönes Mädchen?" fragte er, als er den Eindruck bemerkte, den sein Erscheinen auf Manuella gemacht, und er gab sich die größte Mühe, sanft zu reden, was ihm aber bei seiner

geschilderten Eigenthümlichkeit nur schlecht gelang. „Beruhigt Euch,“ fuhr er fort, da er sah, daß Manuella noch immer keine Antwort gab; „ich mein's gut mit Euch. Ich bin Derselbe, der einmal auf dem kleinen Theater in Eurem Haus zu Amsterdam die Amme gespielt hat. Wißt Ihr noch? Dann sah ich Euch wieder in jenem Schloß, an dem Abend, wo wir das gute Essen hatten. Und zuletzt erblickt' ich Euch in Eurem Blut in dem Walde von Longstow. Gott sei Dank, daß Ihr da wieder steht, leibhaftig und gesund, und nicht mehr in den häßlichen Knabenkleidern, die Euch entstellen, so wahr ich Jürgen heiße und Standartenjunker bin — nein, sondern in dem richtigen Zeug, so wie ich Euch in Amsterdam gesehen, nur noch viel hübscher. Ihr schweigt noch immer! Gefall' ich Euch nicht — sagt's doch! Bei so schlechtem Wetter sieht ein Soldat aus wie der andere. Das kann man sich nicht geben. Aber hier sitzt's!“ Und dabei schlug er sich auf die Brust. „Das Herz!“ rief er.

Jetzt erst begann Manuella zu sprechen. „Die Unglücklichen,“ sagte sie, indem sie auf die Schaar der Umgebenden wies, „haben, wie ich sehe, nicht viel davon gemerkt!“

„Ja,“ versetzte Jürgen, „das ist etwas Anderes! Das sind Gefangene und — wenn's erlaubt ist, in Eurer Gegenwart davon zu sprechen... aber nein, nein! Das Fräulein vom Schloß hat's mir damals verboten; und ich thu's auch nicht!“

„Sag's nur frei heraus; was sind sie?"

„Nun... nun..." stammelte der Cornet, und wenn's nicht dunkel gewesen wäre, so hätte man sehen können, daß er dabei roth ward, er, der hartgesottene Landsknecht: „sie sind Juden!"

„Und bin ich nicht eine Jüdin?"

„Freilich, freilich," gab Jürgen zu; „doch von mir soll es Niemand erfahren — auf mein Wort! Denn Ihr seid viel zu gut dafür!"

„Ich will nicht besser sein als sie!" rief Manuella.

„Ich weiß nicht, ob Ihr besser seid; aber ich weiß, daß Ihr mich besser gemacht habt. An dem Tag, wo ich Euch zuerst sah, in dem Hause Eures Vaters, da ging eine wundersame Veränderung mit mir vor. Mein Herz that mir weh. Weiß der Himmel, ich hatte da ein gar seltsames Gefühl, dergleichen mir vorher nie begegnet. Das Essen schmeckte mir nicht (o Du biedere Seele!)... das Trinken noch weniger. Ich glaube, daß ich Euch damals, wenn es an mir gelegen, auf einen Scheiterhaufen hätte bringen können, aus lauter Liebe! Dann ging ich in den Krieg, und mit dem Essen und Trinken machte sich's wieder. Aber es war da Etwas zurückgeblieben — in dem Herzen — ich weiß nicht recht was! Zuletzt — nehmt mir's nicht übel! — zuletzt vergaß ich Euch, und ich erinnerte mich Eurer erst, als ich Euch zum zweiten Male sah. Da fiel mir Alles wieder ein; alle meine Sünden fielen mir wieder ein

und ich dachte: solch ein schönes Mädchen und solch ein elender Wicht, wie Du! Da hätt' ich mir vor den Kopf schlagen mögen aus Scham und Aerger, und ich gelobte mir heimlich, aus Liebe zu Euch ein besserer Mensch zu werden, wenn's möglich wäre. Allein es war nicht möglich, denn ich gerieth gleich darauf in Gefangenschaft und sollte sterben. Doch da in meinem Kerker und dicht vor dem Tod hab' ich noch oft Euren Namen genannt und gesagt: was könnte man nicht thun um eines solchen Mädchens willen! Mit diesem Gedanken trat ich den Weg an, von dem ich glaubte, daß es mein letzter auf Erden sei. Doch da ward ich gerettet, und da ging die große Bekehrung mit mir vor, daß ich ein Anderer wurde, und dann machte ich die große Schlacht mit — und auch da noch hab' ich immer an Euch gedacht! Nachdem ich nun meine Probe ganz ehrenvoll bestanden und mir selber das Zeugniß geben muß, daß ich ein besserer Mensch geworden, da habe ich immer gewünscht: könnte ich nur jetzt einmal diesem Mädchen begegnen!... Und da bin ich nun und stehe vor Euch! Ja, gutes Mädchen, Jürgen Joyce hat Dich recht lieb! Aber fürchte Dich darum nicht vor mir! Ich weiß wohl, daß ein Mann wie ich, so herumgehetzt durch die Welt, so rauh und roh geworden im Kriege gegen die Menschen, und wenn er sich manchmal auch noch so viele Mühe gäbe, gut zu werden, doch niemals gut genug werden kann für ein Wesen wie Du,

ganz abgesehen davon, daß Du eine Jüdin bist und ich ein Christ bin und bleiben will, so lange mir Gott das Leben schenkt... Aber das ist's ja auch nicht, was ich Euch sagen wollte! Manuella!" — rief er — und seine Stimme nahm einen Ausdruck von Innigkeit an, die jedes Herz rühren mußte — „Dir, wenn Du es auch nicht weißt, verdanke ich es, daß ich in mich gegangen, daß ich umgekehrt bin. Was sonst noch in meinem Herzen vorgeht, davon sollst Du niemals wieder Etwas erfahren. Das will ich erdrücken, wie ein Mann, welcher weiß, was seine Pflicht ist. Aber sei mir gut, Manuella! Sei freundlich gegen mich! Erlaube, daß ich in den Gefahren, die Dich bedrohen werden, Dich schütze wo ich kann, und laß mich, wenn es Noth thut, in den Tod gehen für Dich!..."

Der rauhe Glückssoldat schluchzte. Doch Manuella, in ihrem Innersten erschüttert und vernichtet von der Härte des Verwandten, ward jetzt um so tiefer, um so wärmer ergriffen, wie von einer letzten Hoffnung, die noch geblieben, von der uneigennützigen Liebe dieses fremden Menschen, der nichts von ihr verlangte, als sich für sie opfern zu dürfen. „Können Opfer und Liebe Dich noch retten?" fragte sie sich schwermüthig. Sie lächelte traurig. Sie gab ihm beide Hände und drückte die harte, schwielenvolle des Kriegsmannes.

„Es ist wie der Frühling," sagte dieser, „so sanft und so weich berührt es mich!"

„Jürgen," sagte Manuella nun, „Du darfst nicht mehr so hart und grausam gegen meine Glaubensgenossen sein!"

„Ein Schuft, wenn ich's wäre! Nein; sie haben mich in ihrem Kauderwelsch — verzeiht mir, Manuella, daß ich's so nenne, doch ich weiß den rechten Namen nicht dafür — sie haben mich Haman den Bösewicht genannt. Haman war auch ein großer Judenfeind, wenn ich mich recht besinne. Doch Du bist freundlicher gegen mich, als Esther damals war. Du ließest mich nicht dafür hängen. Wenn ich den Galgen verdient, so habe ich's gleichsam schon im Voraus abgemacht. — Kinder!" rief er, und mit diesem Ausdruck voll Freundschaft und Zärtlichkeit wendete er sich an die Judenschaar, die er kurz vorher so grausamlich mißhandelt — „Kinder! wir wollen in's Dorf! Hier oben im Schloß sieht's nicht nach guter Bewirthung aus. Unten im Dorf sind sie vielleicht gastfreier gegen uns, und außerdem sind die Aergsten nicht zu Hause, sondern hier oben bei der Feuersbrunst. Also: der Trupp rangire sich von der Rechten zur Linken. Formirt die Schwadron!"

Mit diesem Commando ließ Jürgen die Schwadron (wie er es nannte, obwohl er nicht den zehnten Theil einer solchen zu seiner Verfügung hatte, denn er liebte die pompösen Worte, wenn er im Dienste war), also ließ Jürgen seine Reiter sich ordnen, so gut es in der Dunkelheit auf dem feuchten Erdreich ging, hieß sie die

Gefangenen in ihre Mitte nehmen und wollte just rufen: „Marsch!“ als er bemerkte, daß Manuella sich nicht mehr an seiner Seite befinde.

Während Jürgen damit beschäftigt gewesen war, seine militärischen Befehle zu geben und über deren Ausführung zu wachen, hatte Manuella sich noch einmal umgewandt nach dem Schlosse, welches in den stürmischen Zeiten immer wie eine Burg des Friedens dagestanden, das bescheidene Glück seiner Bewohner hütend, und nun, da sie schied, durch einen Vorfall, der mit ihrem eigenen Geschick in mysteriösem Zusammenhang zu stehen schien, in einen Ort des Schreckens und der Zerstörung verwandelt worden war! Das kurze Gespräch, welches sie mit Isaak de Castro geführt, hatte ihr gleichsam die Augen über sich selber geöffnet. Sie sah sich jetzt in ihrem wahren Licht und sie schauderte vor sich selber. Mit allen Flüchen des Firmamentes, die im Gesetzbuch geschrieben sind, war sie beladen: ausgelöscht unter dem Himmel war ihr Name, Niemand durfte ihr eine Gunst erweisen, noch unter einem Dache, noch innerhalb vier Ellen mit ihr verweilen. „Geschah es nicht darum, daß Gott der Herr dieses Haus meiner Wohlthäterin mit seinem Zorn heimgesucht hat, weil es mir eine Zuflucht gewährte? Der Fluch meines Volkes verfolgt mich, wohin ich gehe. Wer mir Gutes thut, der muß dafür dulden, wie für einen Frevel. Wehe mir! Es wäre das Beste, daß ich meinem Leben ein Ende machte,

welches mir zur Qual und den Anderen zum Verderben gereicht!"...

Der brennende Thurm, welcher ihr Entsetzen eingeflößt, schien ihr jetzt rettend zu winken. „Hinein!" rief es in ihr, „was hindert Dich auch? Ein brennender Balken wird Dich erschlagen, in wenigen Minuten wird Alles geschehen sein und Niemand, Niemand mehr wird von Manuella reden!" Aber dann hielt sie inne. „Nein," sagte sie, „nein, ich will leben! Auch jetzt noch, unter dem Donner und Blitz, unter dem Fluch, der Drangsal und dem Elend weiß ich, daß ich schuldlos bin. Was ich that — ich that es vielleicht in einem Irrthum befangen — denn ach, wir armen Menschen! — zwischen die Nothwendigkeit gestellt, die uns treibt, und den freien Willen, nach dem man uns beurtheilt! Doch ich würde meinen Fehler — diesen Fehler unserer zwiespältigen Natur — nicht verbessern, wenn ich ihm die Sünde hinzufügte. Nein — ich will leben! Leben und Tod sind jetzt in meiner Hand, wie damals der Tod und die Flucht. Ich wählte die Flucht, ich wähle das Leben, und wenn Gerechtigkeit ist bei dem Gott Israels, so wird er für mich zeugen!"

Während sie Solches dachte, meinte sie im Hofe, in dem Scheine der immer noch hochflackernden Flamme, die Freundin zu sehen. Ein unwiderstehlicher Zug ihres Herzens riß sie noch einmal zu ihr hin.

„Olivia!" rief sie, „lebe wohl! lebe wohl!"

Mitten in dem Krachen und Knattern des zusammenstürzenden Gebälks und des Geschreis der Menschen, welche dem Brand Einhalt zu thun oder zu retten suchten, was zu retten war, hörte das Schloßfräulein diese Stimme. Man hätte wahrnehmen können, wie sie zuerst erschrak; sie wußte, daß das Mädchen in den Thurm gegangen war nach dem Auftritt mit Sir Tobias, aber sie hatte nicht erfahren, daß dieselbe den hohen steinernen Bau verlassen hatte, kurz vor dem Ausbruch des Feuers. Die peinlichsten Ahnungen erfüllten sie. Sie hatte nicht gewagt, mit ihrem Vater davon zu sprechen. Aber sie hatte Martin Bumpus, der unter den Hülfreichen voranstand, beschworen, Leitern anzulegen und nach der Unglücklichen zu sehen. Da vernahm sie den Ruf und glaubte, von Angst und Sinnentäuschung noch befangen, er komme aus dem brennenden Gebäude. Hierauf erst hatte sie die Gerettete selber erblickt, welche nicht weit von ihr unter dem Thorwege stand, und war mit dem Ausruf der Freude zu ihr geeilt.

„Du lebst! Du lebst!" rief sie, die Arme ihr entgegenbreitend. Doch sie ließ sie vor dem Anblick Manuella's wieder sinken.

Traurig stand diese da unter dem steinernen Portal. Die Flamme beleuchtete sie. Feucht und aufgelöst hing ihr langes Haar über die Schultern hernieder. Ihr Gewand war naß vom Regen. Ueber der Brust hatte sie Etwas, was in diesem grellen Lichte, hinter dem die

Dunkelheit stand, seltsam schimmerte — etwas Grünes, Seidenes — wie ein Band, unten mit beweglichem Gold, in der Mitte, gerade über dem Herzen, mit einem Blutfleck, der, von dem Regen aufgeweicht, frisch geworden und eben hervorgeperlt zu sein schien.

Es war die Schärpe Frank Herbert's, mit welcher der junge Soldat einst im Walde die Wunde Manuella's verbunden hatte. Seitdem hatte sie dieses Stück gewirkten Seidenzeuges heilig gehalten und als einziges Andenken an ihn verwahrt.

Sie bemerkte, daß Olivia's Blick darauf ruhte, davon gebannt ward, so daß sie für eine Weile nicht Herrin ihrer Bewegung mehr war und sprachlos dastand.

Flehend über der Brust faltete Manuella die Hände. „Verzeihe mir," sagte sie mit niedergeschlagenem Blick; „es ist Alles, was ich mir aus Childerley mitnehme." Dann füllten sich ihre Augen mit Thränen, indem sie dieselben zu der Freundin wieder aufschlug.

Olivia ward unendlich gerührt von diesem kurzen Vorgang. „Was!" sagte sie, „Du wolltest gehen? Nimmermehr!"

„Laß mich," bat Manuella; „schon zu lange habe ich die Wohlthaten Deiner Nähe genossen. Ich war eines solchen Glückes nicht würdig. Für mich ist die Zeit der Ruhe noch nicht gekommen. Du weißt, daß ich noch etwas auf der Seele trage, das gesühnt sein will. Mein Gott ruft mich — laß mich ziehen!"

„Nein, nein!" rief nun Olivia und ergriff die Hände der Scheidenden; „das ist es nicht. Ich kenne Dich, Du bist stolz, Manuella. Mein Vater ist hart gegen Dich gewesen!

„Nein," erwiederte Manuella, „er war nicht hart gegen mich. Er sagte die Wahrheit. Durch sein Wort ist es mir klar geworden, daß ich zwischen Dir und ihm stehe. Der Riß hat begonnen; wer weiß, wo er enden würde, wenn ich bleiben wollte? Ich darf nicht bleiben; laß mich ziehen!"

Aber fester schloß Olivia das Mädchen in ihre Arme. „Ich lasse Dich nicht," sagte sie; „mein Vater selbst würde mir niemals verzeihen, wenn es heißen sollte, daß wir eine Hülflose hinausgestoßen hätten in die Nacht! Und was nun würde mein eigenes Herz erst sagen!"

Einen Augenblick hielten sich die Beiden umschlungen und auf die Schulter Olivia's weinte Manuella Thränen, welche zu weinen süß war — denn es waren Thränen des Dankes und der Freundschaft.

Versunken in diesen schwärmerischen Traum, welchen Herzen träumen, wenn entweder das Uebermaß des Schmerzes oder der Freude sie ganz erfüllt: so hatten sie nicht bemerkt, daß der Platz, an welchem sie unter dem ausbrennenden Thurm standen, ein sehr gefährlicher war. Die Mauerfugen borsten in der Hitze, die Steine lockerten sich. Die Figuren der Drachen, die Köpfe der

Ungeheuer, welche vor wenigen Stunden im Abendroth geglüht, glühten nun in dem Flammenmeer, welches noch höher schlug und das Blei der Fensterrahmen schmolz. Der Knight und seine Mannschaften waren auf der andern Seite des Thurmes, unter dem Eingang desselben nach dem Hofe zu thätig und sahen die Mädchen nicht, die jenseits desselben, gegen die Brücke hin standen. Wer weiß? Unbemerkt und ungesehen hätten sie, Brust an Brust und vereint jenen Tod sterben können, welchen junge Gemüther, die sich in der Blüthe des Lebens nach Ruhe sehnen, oft so beneidenswerth finden und welchen die Dichter gern besingen.

Doch war es beschlossen, daß das Leben unserer beiden Heldinnen und mit diesem unser Roman hier nicht schon sein Ende finden sollte. Denn der Romanschriftsteller hat immer, wo sich dergleichen ereignen will, ein Auge und eine Hand in Bereitschaft, um es abzuwenden, wofern er es so für gut befindet. Es bedarf keiner großen Divination auf Seiten der Leser, um zu errathen, daß es diesmal die Hand und das Auge des braven Mannes Jürgen sind, welche wir zu dem genannten Dienst bestimmt haben. Als er, wie wir zuvor berichtet, und nachdem sein Commando zu seiner vollen Zufriedenheit executirt worden, Manuella vermißte, hatte er seinen Trupp, Soldaten und Gefangene, stehen lassen, wie sie standen, war dem Mädchen nachgeeilt und erreichte sie in der drohenden Situation, wo sich oben

ein mächtiger Quaderstein loslöste, der, ohne seine Dazwischenkunft, die Beiden unfehlbar erschlagen haben müßte. Doch mit einem mächtigen Ruck seiner Hand riß er sie von der gefährdeten Stelle fort, und dumpf schmetterte die Last zu Boden, wo die Beiden eben noch gestanden. Dann hob Jürgen Manuella mit dem Arm empor und sie ließ sich willenlos von ihm forttragen, bis sie in der Dunkelheit der Brücke verschwanden. Erstarrt blickte Olivia ihr nach.

„Helft ihr!" rief sie; „man hat sie geraubt! Man entführt sie!"

Doch schon hörte man die Schritte des Haufens den Berg hinab, und der Hufschlag der Pferde verklang in der Ferne.

Da sank Olivia bewußtlos hin und man trug sie später erst in das Haus zurück. Man glaubte, daß der Schreck über das Feuer und Erschöpfung Schuld an diesem Zufall gewesen. Doch als sie nur einigermaßen sich wieder erholt hatte, sagte sie dem Vater und Doctor Hewitt den wahren Grund davon. Auf den Knieen beschwor sie Beide, sich um das Schicksal der Armen bekümmern zu wollen, an welcher — dies sagte sie mit aller Schonung und Scham, aber ernst — ihr Vater ein Unrecht gut zu machen habe.

Der Knight erwiederte nichts.

Aber der Pfarrer sagte, daß er morgen, wie sie wüßten, nach Cambridge gehen werde; dort lagere,

wie er gehört habe, die Armee, zu welcher ohne Zweifel jener Trupp sich begeben müsse, und er wolle sich dort nach Kräften bemühen, Näheres über den Verbleib der Fremden und ihre weiteren Schicksale in Erfahrung zu bringen.

Fünftes Capitel.

Im Frühlicht.

Der Himmel, welcher mit seinem Blitz das Feuer im Childerley=Thurm angezündet hatte, half auch mit seinem Regen es wieder löschen. Nachdem das Holz= und Lattenwerk ausgebrannt, und geschmolzen war, was an schmelzbarem Gut vorhanden gewesen, hatte das Feuer an den nassen Steinen Widerstand gefunden und war durch den nachströmenden Regen gänzlich gedämpft worden. Es hatte übrigens nicht einmal besonders vielen Schaden gethan; der Thurm, wiewohl ausgebrannt und ausgeschmolzen, ein Stumpf und eine Ruine, war doch noch immer ein Thurm, und wie viel besser daran, als jene anderen prachtvollen Royalisten=häuser in diesem Königreich, welche zum Preise des Baumaterials verkauft und niedergerissen wurden, um irgend ein Regiment zu befriedigen, welches rückständigen Sold (die beständige Klage dieser Zeit!) zu fordern hatte. Denn in solchen Zeiten (und vielleicht

in anderen auch) pflegen die Menschen und die Parlamente weit grausamer zu sein, als der Himmel selber. „Ach! ach!" ruft ein Memoirenschreiber jener Tage (Verwandter unseres Frank Herbert, derselbe Mr. Thomas Herbert, von welchem wir früher gesprochen und welcher, jetzt bereits im Dienste des Königs, die Gefangenschaft desselben freiwillig theilte) — „ach!" ruft er aus, indem er im Reisegefolge des königlichen Gefangenen von Schloß zu Schloß diese zerstörten Edelsitze und Paläste sieht, „sie haben nicht so viel eingebracht, als sie gekostet haben. Das sind die traurigen Folgen eines bürgerlichen Krieges!"

Guter Freund! — ich verstehe Deine Seufzer und habe Sympathie mit Deiner ehrlichen Rechnung; aber wenn ein bürgerlicher Krieg keine schlimmeren Folgen hätte, als diese!...

Doch wir verirren uns von unserm Thema.

Der Regen hatte früh gegen Tagesanbruch nachgelassen, und es folgte nun einer jener bezaubernden Morgen, an welchem die Welt erscheint, als sei sie noch einmal aus der Hand des Schöpfers neu hervorgegangen; als sei sie nicht Tausende von Jahren alt, sondern heute erst erschaffen. Der Himmel klärte sich, der Osten ward helle. Nach der Schwüle von gestern wehte nun eine Luft, so rein, so klar und erquickend, als habe sie noch nichts Irdisches, keine Stätte berührt, wo Menschen wohnen. Ein Duft stieg auf, das feinste

Aroma von tausend Blüthen; der würzige Hauch des frischgebadeten Grüns, der Kräuter, der belebende Geruch des Erdreichs, der Scholle, welchen die Brust liebt, weil sie darin einst auszuruhen und neuen Wandlungen entgegen zu keimen hofft. Der Wald erwachte, da das Frühlicht zu blitzen begann, und in welchen Reichthum von Farben, von Smaragd und Blau der Wiesen, von Gelb der Saatenstreifen, von Silber und Roth der Obstbäume tauchte der erste Sonnenstrahl!

Durch diese Pracht bewegte sich der kleine Trupp, welchen Jürgen commandirte. Vor ihnen her stiegen die Lerchen aus den Feldern, und in dem Gehölz, an dessen Rand sie dahinzogen, sangen die Schwestern jener Nachtigall, welche gestern im Parke von Childerley gesungen hatten. Doch, wiewohl nur eine Nacht vergangen, war es Manuella, als ob eine Ewigkeit sie davon trenne; als sei die Welt seitdem eine andere geworden.

Sie saß auf Jürgen's Pferd. Er hatte sie hinaufgehoben, als sie das Dorf verließen, denn sie war müde und erschöpft gewesen; sie hatte jede Stärkung zurückgewiesen, mit der Martin Bumpus' Ehehälfte Hannah, weiland Greenhorn, unsere muntere Freundin vom Kirchplatz, sie zu erquicken gedachte. Die gute Person bot, was sie hatte, nicht ihr allein, sondern Allen. Doch die Gefangenen begnügten sich mit einigen Brocken Brodes, das sie brachen, nachdem sie den Segen darüber

gesprochen, und mit einem Trunke Wassers, welches sie nicht genossen, bevor sie etwas davon zu Boden gegossen und dann Gott dafür gedankt. Denn so schreibt es das Ritual ihrer Religion ihnen vor.

Jürgen dagegen, welchem weder seine politischen Grundsätze, noch seine religiösen Scrupel verboten, aus dem Haushalt und der Hand eines braven Royalistenweibes zu nehmen, was diese zu geben hatte, ließ es sich trefflich schmecken. Er hatte nicht das mindeste Bedenken gegen Hämmel, welche auf royalistischer Weide gegangen, und gegen eine Kanne würzigen Bieres, mochte dieselbe auch aus alten Zeiten noch ein Wappen haben, welches sie wollte. Er theilte mit seinen Kameraden ehrlich, machte ein ganzes Fest aus dieser Bewirthung, und strich sich den Schnauzbart, bevor er der Wirthin in den besten Worten, die er finden konnte, dafür dankte.

Dann ließ er zum Aufsitzen und Abmarsch blasen, wollte jedoch unter keiner Bedingung sein eigenes Roß besteigen, sondern sagte, daß Manuella darauf sitzen müsse. Sie sah so bleich und übernächtig aus. Er sagte, das werde ihr gut thun, auf dem Pferde zu reiten. Und es sei ein gutes Pferd, folgsam und fromm auf dem Marsche, feurig, wenn es den Feind wittere. Und es wisse sich in die Umstände zu schicken. Früher sei es mit den Königlichen gegangen; aber seit der Schlacht von Naseby habe es Kehrt gemacht und sei ihm in die Hände

gefallen. Es sei das rechte Pferd für den rechten Mann. Dabei klopfte er ihm auf den Bug, daß es vor Freuden wieherte. „Hört, hört!" rief er, „wie es lustig ist und wie es die frische Morgenluft trinkt. Ein braves Geschöpf von einem Pferd! Und wißt Ihr auch, was mir einfällt? Es hat noch keinen Namen. Wenigstens weiß ich ihn nicht, und der, der mir ihn sagen könnte, liegt todt und begraben unter dem grünen Rasen im Felde von Naseby. Bald hab' ich's so, bald anders genannt; wie mir's einfiel. Doch jeder Mensch muß einen Namen haben und jedes Pferd auch; und da ich nun selber wieder in den ehrlichen Besitz eines solchen gekommen bin, so soll auch mein Roß nicht länger ohne seinen rechtmäßigen Titel einhergehen. Es soll von diesem Tag an „Manuella" heißen! So hab' ich doch eine Manuella, für die ich immer sorgen darf! Ho, Manuella! Hussah, Manuella! Ruhig, Manuella!" Bei diesen Worten legte Jürgen seine Hand auf die Stirn des Thieres, welches ob dieser ungewohnten Gunstbezeugung den Kopf hob und schnaubte, bis Jürgen es wieder zur Ruhe brachte.

So plauderte der Cornet, während Manuella dahinritt. Sie war wie eine Fürstin ihres Stammes. Das Pferd schien zu wissen, welch' holde Last es trage. Vorsichtig, prüfend setzte es den schlanken Vorderfuß, den zierlichen Huf auf den feuchten, grasbewachsenen,

oft hügeligen Grund, und auf dem Rücken des noblen Thieres ruhte sanft und sicher die schöne Jüdin.

„Sie ist unsere Wohlthäterin," sagten die Juden unter sich, „gepriesen sei ihr Andenken!"

Denn wiewohl sie der Freundschaft des Cornets einen Platz und seinem Benehmen ein Ansehen verdankte, welches, in den Augen seiner Soldaten, sie hoch über die Anderen erhob, die paarweis zwischen ihren Pferden marschirten: so wollte doch Manuella nicht besser als sie sein und der Vorzug, dessen sie genoß, bedrückte sie. Sie würde vielleicht ihn abgelehnt haben, wenn sie sich die Kraft zugetraut hätte, die Beschwerden des Marsches zu ertragen. Doch sie war noch nicht an Leiden und Entbehrung gewöhnt; es kam ihr hart an. So lange man ihrer Hülfe bedurft hatte, im Dorfe, wo sie bekannt war, blieb sie unermüdlich. Armes Kind! — was konnte sie geben außer den Zeichen ihrer Sympathie — einem mitleidigen Blick ihres Auges, einem trostreichen Wort, einem Händedruck voll Innigkeit und Verständniß! Die Leute gewannen sie lieb, nannten ihre Namen, erzählten ihre Schicksale. Mit welchen Empfindungen hörte Manuella sie sprechen! Jedes Wort derselben schien eine Wunde aufzureißen — und doch lächelte sie, schwermüthig zwar, um sich nicht zu verrathen. Denn sie fürchtete sich vor Isaak de Castro. Sie kannte sehr Viele von ihnen dem Namen, Einige dem Ansehen nach. Sie hatte sie oft in der Synagoge,

zuweilen auf der Straße gesehen. Auch der Name ihres Vaters wurde einmal genannt; da zitterte sie heftig, doch suchte sie sich bald wieder zu bemeistern.

„Der das ungerathene Kind gehabt — die Tochter,“ sagte eine der Frauen; Gott behüte mich! Er möge mir Alles anthun, nur das nicht!“ Und dabei legte die Frau, welche gebeugt war von Kummer und Elend und es ruhig ertrug, ihre Hand wie zum Segen auf die dunkeln Locken eines halberwachsenen Mädchens, welches neben ihr stand. Und der Vater, der es hörte, nickte mit dem Kopf und sagte: „Ja, möge der Ewige, gelobt sei er! uns vor Schande bewahren!“

Doch erkannte Niemand von ihnen Manuella. Denn ihr Gesicht hatte sich sehr verändert. Als Kind mochten Mehrere sie wohl gesehen haben; doch sie war jetzt eine Jungfrau geworden, in der vollen Ueppigkeit, dem Glanz und der edlen Schönheit ihrer südlichen Herkunft. De Castro vermied es, mit ihr zu reden und die Uebrigen hatten keine Veranlassung, zu forschen. „Seht doch!“ rief Einer von ihnen, ein ehrwürdiger Mann, der von Allen mit besonderer Hochachtung behandelt ward, Abraham, genannt zum grünen Schild: „seht doch, heißt es im Talmud, welches der beste Weg sei, an den man sich zu halten hat. Rabbi Eliezer sagt: der eines guten Herzens!“

So sahen sie auf Manuella mit Zuneigung, mit Vertrauen und empfanden überall die Wohlthat ihrer Nähe.

Denn auch Jürgen hatte Wort gehalten: er behandelte seinen Transport besser, seitdem ihn Manuella darum gebeten, benahm sich freundlich gegen die Armen und betrachtete sie von nun an wirklich wie Menschen.

Es war eine bunt zusammengesetzte Schaar: die Meisten von ihnen waren, wie gesagt, portugiesische Juden aus Amsterdam. Nur eine Familie darunter war eine deutsche: diejenige des von uns bereits genannten Abraham zum grünen Schild, Juden aus Worms.

Abraham zum grünen Schild war schon seit langer Zeit aus Worms ausgewandert; er war jetzt ein Mann von hoch in den Fünfzigen. Er war ehemals ein reicher, angesehener und geachteter Mann gewesen und verdankte seinen sonderbaren Namen dem Umstand, daß die Juden in dem heiligen Römischen Reich deutscher Nation, so wie sie an ihrer Kleidung ein schändendes Abzeichen, einen gelben Lappen oder Ring und kein Barett, sondern einen gleichfalls gelben Hut tragen, so auch über ihren Häusern, damit man sie gleich für das erkennen möchte, was sie waren, besondere Schilder anbringen mußten, zuweilen mit gar erbärmlichen Figuren, nach denen sie genannt wurden: der Jude zum Esel, der Jude zum Knoblauch und was dergleichen Annehmlichkeiten mehr waren. Zum grünen Schild zu heißen, war daher nicht das Schlimmste, was einem deutschen Juden passiren konnte; sintemal der deutsche Jude nicht einmal des Beneficiums genoß, welches Cornet Joyce zuvor für

jedes Pferd in Anspruch genommen hatte: nämlich einen Namen zu haben.

Abraham hatte daheim, wie wir schon gesagt haben, sich mit Recht der größten Wohlgelittenheit erfreut und es war ihm unter dem Zeichen seines grünen Schildes gut genug ergangen. Worms stand dazumal unter der Schutzherrlichkeit des Kurfürsten von der Pfalz, Friedrich's V., nachmals Königs von Böhmen; der unglückliche Held des dreißigjährigen Krieges und Gemahl von seiner britannischen Majestät, Karl's I. Schwester, hatte vielfach Geldgeschäfte mit ihm negociirt. Kurze Zeit vor dem frühen Ende Friedrich's V., als der böhmische Königsthron durch Wallenstein schon längst zerschmettert worden und Friedrich's Gemahlin, das Stuartskind, zuerst auf der Flucht in Frankfurt an der Oder und dann im Haag im Exil gelebt (denn Flucht und Exil und Schlimmeres noch sind ja immer die Attribute der Stuarts gewesen), hatte Abraham sein Haus zum grünen Schild verlassen und war über Holland (wo er seiner unglücklichen Kurfürstin und deren Söhnen, dem Prinzen Ruprecht und Moritz aufwartete) nach London gegangen. Der Kurfürst selber hatte ihn nämlich seinem Schwager auf dem Thron von England als einen geschickten Finanz-Agenten empfohlen, um von seinem Rath und seinem Reichthum Gebrauch zu machen in gewissen Verdrießlichkeiten, die damals eben zwischen ihm, dem König, und seinem Parlament ausgebrochen waren. Diese

Verdrießlichkeiten waren, wie man sich erinnern wird, finanzieller Natur gewesen: ein kleiner Protest des Parlamentes gegen die willkürliche Erhebung des Schiffsgeldes, eine kleine Steuerverweigerung Hampden's — Kleinigkeiten, aber doch die ersten Anzeichen des furchtbaren Sturmes, der sich vorbereitete, des Krieges, der Revolution!

Abraham zum grünen Schild konnte da nicht viel helfen. Der einzige Vortheil, den er von dieser ehrenvollen Mission hatte, war: erstens, daß er sein Vermögen verlor, und zweitens, daß er in London seines Lebens nicht mehr sicher. Er war so verhaßt, daß er sich nur auf der Straße zu zeigen brauchte, um den Pöbel hinter sich zu haben. „Die Königin hat die Jesuiten in's Land gebracht und der König die Juden," riefen sie hinter ihm her. Als Karl I. London verließ nach der Affaire mit den fünf Parlamentsmitgliedern, unter denen auch Hampden, der Steuerverweigerer: da folgte ihm Abraham zuerst nach Newmarket, dann nach York und endlich nach Oxford, wo er blieb, bis es auch da nach der Schlacht von Naseby höchst unsicher ward. Da begab er sich nach Bristol, wo Prinz Ruprecht commandirte. Der Prinz nahm den alten Bekannten auch ganz freundlich auf, obwohl er, Abraham, jetzt ein armer Mann war, von dem er kein Geld mehr borgen konnte, wie das sonst häufig genug geschehen war. Ja, um die Wahrheit zu sagen: diese Geschäfte waren die Ursache

seines Ruins geworden; der König und die Prinzen waren ihm so viel schuldig, daß er, wenn sie es ihm zusammen mit den Zinsen hätten zahlen können, der reichste Jude der Welt gewesen wäre. Doch Abraham war ein klarer Kopf, der sich niemals Illusionen machte und den Zustand der öffentlichen Angelegenheiten von England vernünftig beurtheilte. Das meiste Vertrauen hatte er noch zu einem Haus und Grundstück, welches er früher in der City von London erworben; ein recht ansehnlicher Besitz, welcher indessen neulich auch mit dem Sequester des Parlaments belegt worden war. Umsonst versprach der Prinz ihm goldene Berge, wenn der König erst wieder zu seinen Rechten und er, der Prinz, zu seinen Gütern in der Pfalz gekommen sei. Der kluge Mann glaubte nicht daran, und er weigerte sich beharrlich, als der Prinz, welcher kein Anlehen mehr bei ihm machen konnte, ihn zu allerlei kleinen Spionagegeschäften und Correspondenzen mit dem Ausland zu bereden versuchte. Abraham sagte, daß er für die königliche Sache gethan habe, was man nur von einem Juden verlangen könne, der all' sein Hab und Gut dabei geopfert, und er dachte: „Daß ich ein Narr und ein Bösewicht zugleich wäre, mich auf hochverrätherische Unternehmungen einzulassen in einem ungerechten Krieg, den der König gegen sein Volk führt!" Und so lebte er denn still mit seiner Frau Rebekka, die treu mit ihm durch alles Ungemach und Leid gegangen war, und mit seinen beiden

erwachsenen Kindern in Bristol, der letzten großen Stadt (denn Bristol war damals nach London die zweite des Königreichs), die noch für den König gehalten wurde, bis eines Tages die vereinigten Cromwell'schen und Fairfax'schen Truppen auch sie blokirten.

Da ward, noch ehe der Blokus vollendet und namentlich der Fluß und Kanal geschlossen war, welcher in den Seearm und mit diesem in's Meer führt, ein Schiff auf dem von allem Handel verlassenen Wasser gesehen; und da es unter holländischer Flagge fuhr und Prinz Ruprecht sich einbilden mochte, daß es vielleicht Proviant oder Verstärkungen bringen könne: so beeilte er sich, es in den Hafen kommen zu lassen, so lange der Hafen noch offen war. Doch wer beschreibt die Enttäuschung und den Aerger des Prinzen und aller Betheiligten, als das Fahrzeug anlegte und statt der erwarteten Truppen und Lebensmittel nur — portugiesische Juden an Bord hatte! Sie hatten sich in Amsterdam eingeschifft, um nach Brasilien zu reisen, wo sich, namentlich in der Stadt Pernambuco, unter der Protection der Holländer eben eine große jüdische Gemeinde gebildet hatte. Viele andere von ihren Glaubensgenossen waren ihnen seit 1642 schon vorangegangen und hatten dort tapfer und treu zu den Interessen der Republik gestanden, welcher sie Schutz und Freiheit verdankten.

Nicht sehr lange zuvor nämlich hatte die Westindische Gesellschaft, eine holländische Verbindung von Kaufleuten,

aber mit ihren eigenen Soldaten, gleich der späteren Ostindischen Compagnie in England, den Portugiesen das schöne und mächtige Reich Brasilien durch Eroberung abgenommen und der neuen Colonie in der Person des Prinzen Moritz von Nassau einen eigenen Statthalter gegeben. Sehr viel, ja das Meiste hatten die Juden zu diesem außerordentlichen Erfolge beigetragen. Die portugiesische Regierung hatte Brasilien zu einer Art von Strafcolonie für jüdische Verbrecher gemacht, d. h. für Juden, welche sie zu Verbrechern erklärt und zur Transportation verurtheilt hatte, weil sie den Gott Israels nicht hatten abschwören wollen. Diese Juden standen auf, als die Holländer das Banner der Toleranz an den Grenzen des fernen Reichs entfalteten; sie schüttelten zugleich die Ketten und die schändliche Gemeinschaft mit Lustdirnen und ähnlichem Gesindel ab, mit denen zusammen man sie transportirt hatte, und jubelnd öffneten sie die Thore der brasilianischen Festungen den Truppen jenes Volkes, welches daheim auf seinen fruchtbaren Marschen und in seinen blühenden Städten ihren Brüdern aus Portugal ein freundliches Asyl gewährt hatte. Seit jener Zeit war ein lebhafter Verkehr zwischen Holland und Brasilien, und hauptsächlich waren es nun die Juden, welche nicht mehr gezwungen, sondern freiwillig dahinströmten, um durch ihre Reichthümer das bis dahin so schlecht verwaltete Land neu zu befruchten und so die Wohlthaten zu vergelten, die Holland ihnen erwiesen.

Eins der letzten Schiffe, vielleicht das letzte, welches in dieser Absicht den Hafen von Amsterdam verließ, war dasjenige, mit welchem wir uns hier beschäftigen. Denn mittlerweile war der offene Krieg zwischen den Holländern und Portugiesen in Brasilien wieder ausgebrochen, einer der blutigsten und grausamsten Kriege, welche Racen- und Religionshaß je gegeneinander geführt — ein Krieg übrigens, in welchem die Juden unverbrüchlich bis zuletzt bei der Fahne der Holländer ausharrten. Derselbe Muth der Begeisterung, mit welchem die in Portugal zum Feuertod Verurtheilten den Scheiterhaufen bestiegen, beseelte hier Diejenigen, welche gegen ihre herzlosen Bedrücker kämpften.

Indessen waren damals die Mittel der Communication, und zumal mit einem so weit über dem Großen Ocean entlegenen Lande, sehr beschränkte; viele Monate konnten vergehen, ehe man im Mutterlande die neuesten Nachrichten aus der Colonie bekam, und so hatte man denn auch beim Abgang jenes Schiffes nicht die leiseste Ahnung davon in den Comptoirs der Westindischen Gesellschaft, daß — wie unser wackerer Landsmann Filipp van Zesen sich ausdrückt: „der Portugallier verrätherischer Einbruch in Brasilien selbiger Gesellschaft Glück und Fortuna gantz und gar verändert habe.“

Doch schon in der See zwischen England und Irland hatten die betreffenden Auswanderer die erste Kunde davon erhalten. Denn kaum hatten sie das Land's End,

bei Cornwall passirt, als ein portugiesisches Kaperschiff Jagd auf sie machte. Sie salvirten sich in den Kanal von Bristol und waren glücklich, als Prinz Ruprecht, der damals, wie gesagt, die Stadt noch hielt, ihnen die Flußmündung des Severn nicht verwehrte.

So kamen sie in den Hafen und nach Bristol.

Daß man dort nicht sonderlich erfreut über die Gäste war, bedarf nicht der Erwähnung. Man hätte sie auch herzlich gern wieder expedirt. Aber wohin?

Denn Cromwell hatte den Blokus vollendet, und der Fluß war nun wie alles Uebrige rundum gesperrt.

Nichts blieb übrig, als sie in der Festung zu behalten, aus der sie doch auf keine Weise mehr entfernt werden konnten; und man that es mit möglichst schlechter Miene. Den armen Auswanderern würden, außer den Drangsalen der Belagerung, noch viel andere Unbilden von Seiten einer unzufriedenen Bürgerschaft und rohen Soldateska zugefügt worden sein, wenn nicht Abraham zum grünen Schild gewesen wäre. Dieser erfreute sich in der Stadt und bei den Nachbarn, die ihn hatten kennen gelernt, eines vorzüglichen Rufes. Seine Biederkeit, sein rechtschaffenes Betragen gegen Jedermann, sein mildthätiges Herz und seine hülfreiche Hand, die das Wenige, was sein war, gern mit Denen theilte, die noch ärmer waren als er: alles Das hatte das Vorurtheil gegen ihn persönlich, wenn auch nicht gegen das Judenthum, beseitigt, dem er ein so würdiger Repräsentant

war. Indessen ist es das Wesen aller Vorurtheile, zumal aber derjenigen, die in religiösem oder nationalem Unterschied ihren Grund haben, daß man sie gleichsam Brust an Brust bekämpfen muß. Man schlägt sie nicht mit Armeen; die sittliche Kraft und harte Arbeit des Einzelnen führt langsam und nach Jahrhunderten erst zum Siege.

Dem Wort und Einfluß Abraham's in Bristol gelang es, jenen Portugiesen ein besseres Loos zu bereiten, als sie sonst unter den geschilderten Umständen erwartet haben würde. Denn überall, wo man ihm zuweilen gestattete, hatte er sich Freunde gemacht und Vertrauen erworben; er aber hielt darauf, daß es auch erwiedert ward. „Wir müssen Alles mit ihnen gemeinsam haben," hatte er gesagt; „wir dürfen uns von Nichts ausschließen." Und da gab es Niemanden in der belagerten Stadt, der eigenes Leid standhafter ertragen oder fremdes freudiger gemildert hätte, denn Abraham; rastlos sah man ihn und seine Frau, seinen Sohn und seine Tochter bei den Kranken und den Verwundeten, wobei ihm noch besonders der Umstand zu Statten kam, daß er einige Kenntniß von der Heilkunde besaß. Aber die sei nicht einmal nöthig, um zu helfen, sagte er: „eine gute Hand thut überall Gutes." Sein Beispiel blieb nicht ohne Wirkung auf die Portugiesen; obwohl sie zuerst auf Abraham mit einer gewissen Herablassung blickten, die selbst dann, wo sie ihm so tief

verpflichtet wurden, nur die Formen der feinsten Höflichkeit annahm, so wie sie ein Höherer dem Niederern erweisen mag: so schwand doch bald, in dem allgemeinen Unglück, das sie verband, die Verschiedenheit des Ranges, welche die portugiesischen Juden so hoch über die deutschen stellte. Der Dank, den sie ihm schuldeten, sowie die Einsicht, die sie von den trefflichen Eigenschaften seines klaren Kopfes mehr und mehr gewannen, machten es natürlich, daß sie sich ihm unterordneten und in ihm zuletzt ihren Führer erkannten, dem sie willig folgten.

Was jedoch diese kleine Judenschaar den Einwohnern von Bristol während einer schweren Zeit so werth gemacht: das diente wenig dazu, sie Denen zu empfehlen, welche durch ihren hartnäckigen Widerstand gezwungen waren, die Mauern dieser Stadt zweimal zu stürmen, und sie wahrscheinlich auch dann noch nicht einmal genommen haben würden, wenn nicht Prinz Ruprecht in einer Anwandlung von Verzagtheit auf freien Abzug capitulirt hätte. Die Sieger verfuhren schonend gegen die Bürger von Bristol, denn es war der Grundsatz Cromwell's, daß man die Besiegten durch Freundlichkeit und gutes Betragen gewinnen müsse. Um so härter war man gegen die fremden Eindringlinge, die man zu Gefangenen machte und für Friedensbrecher erklärte. Ja man sprach davon, sie, als außer dem Gesetz stehend, auf der Stelle zu füsiliren. Doch überwog die mildere

Ansicht, sie zur Armee zu führen, wo sie von dem Höchst-commandirenden ihren Spruch erhalten sollten. Auf dem Wege dorthin befanden sie sich.

Bangte ihnen nicht für ihr Leben?

„Der Herr hat's gegeben, der Herr kann es nehmen," sagte der fromme Abraham; und „Amen!" sagten die Männer und Frauen, welche zuvor in Portugal, in der alten Heimath, den Scheiterhaufen und die Märtyrer gesehen hatten.

Aber stumm und finster, in sich gekehrt, ging Isaac de Castro.

Er hatte sich von den Uebrigen gesondert, sprach wenig mit ihnen, sprach überhaupt wenig, und das Wenige nur in kurzen Sätzen. Er war noch sehr jung, kaum mehr als vierundzwanzig Jahre; doch besaß er bereits jene Reife der Kraft und Schönheit, welche den Männern des Südens schon so frühe zu Theil wird. Seine Gestalt hatte das Ebenmaß des Wuchses, das Zierliche beinahe, welches sich dort oft mit großer Körperstärke vereinigt findet, und sein vornehm geschnittenes Profil erinnerte weit mehr an die Blüthe der südeuropäischen Gesellschaft, deren feine Bildung in Kunst und Poesie sein Geschlecht durch jahrhundertelangen Verkehr angenommen: als an den Typus des Morgenlandes, aus dem es entstammt war. Noch unter den Lumpen der Gefangenschaft, die jetzt ihn bedeckten, erkannte man den Edelmann in ihm; und wiewohl er meistens schwieg,

so sprach doch die geschlossene Lippe selbst für die Bedeutung dieses Geistes, der Gesichtsausdruck voller Ascese bei so viel verlockender Jugendlichkeit für das Feuer der Leidenschaft und die tiefe Melancholie dieser Seele.

Das Geschlecht der de Castro's, welches seinen Ursprung bis weit zurück auf die Tage von David verfolgen konnte, hatte lange in Portugal gelebt und war dort zum Katholicismus übergetreten. Sie hatten die Kirchen und Autodafés besucht, den Heiligen, Altären und geweihten Stätten manch' kostbare Gabe geweiht und waren dann, gleich den Morteira's, Pereyra's, Belmonte's, D'Acosta's und den anderen so berühmten Familien des portugiesischen Judenadels, zu den einflußreichsten Stellungen gelangt, nicht nur in weltlichen allein, sondern auch in geistlichen Aemtern und Würden. Einer von ihren Söhnen war, noch in Menschengedenken, Bischof und eine von ihren Töchtern Aebtissin eines Nonnenklosters gewesen, und sogar unter den Inquisitionsrichtern fand sich einmal der Name de Castro. Doch bewahrten sie die Tradition ihrer Herkunft; ein starker Zug in ihrem Herzen zog sie zum Judenthum, und in dem Zweig dieses Geschlechts, welchem Isaak entsprungen war, ward sogar heimlich noch alle Jahre, die lange Zeit hindurch, der Versöhnungstag mit Fasten und Gebet gefeiert.

Als nun in Portugal die Verfolgungen ausbrachen; als die Inquisition sich schaarenweise der Unglücklichen

bemächtigte, welche sie früher selbst zu dieser unnatürlichen und höchst verwerflichen Heuchelei gezwungen; als sie dieselben zu Hunderten unter furchtbaren Martern, theils in der Folter, theils auf dem Scheiterhaufen büßen ließ: da floh der Vater Isaak's über die Pyrenäen, setzte sich in der Gascogne nieder, und dort, in einem Städtchen, Namens Tartas, ward ihm der Sohn geboren, von welchem wir sprechen.

Wenige Jahre nach der Geburt dieses Sohnes erscholl die Kunde von dem Neuen Jerusalem, welches die Juden in Amsterdam gefunden; von allen Seiten sammelten sich die Flüchtigen, die dem Scheiterhaufen und der Tortur entgangen, dorthin, und unter den Ankömmlingen, welche sich daselbst niederließen, war auch die den D'Acosta's nahe verwandte Familie der de Castro's. Der Knabe, welcher nach dem Ort seiner Geburt Isaak de Castro-Tartas genannt ward, entwickelte sich unter den neuen, günstigen Verhältnissen in einer überraschend glänzenden Weise. Die Kühnheit und der Umfang seines Geistes ward eben so früh schon bewundert, als der Eifer und die Energie, mit welcher er sich der Disciplin desselben, den Studien, hingab. In der Talmudschule, welcher damals der väterliche Freund Manuella's, Rabbi Menasse ben Israel, präsidirte, machte er die rapidesten Fortschritte, während er zugleich, angeregt von den ausgezeichneten Humanisten, welche damals in Amsterdam lebten und mit Menasse ben Israel intim verkehrten,

mit den Classikern bekannt ward und nicht nur die lateinischen Autoren, ihre Historiker und Philosophen, sondern auch den Homer und Plato, sowie die griechischen Dramatiker in der Urschrift lesen konnte.

Was jedoch bei seinen Glaubensgenossen ihm das größte Ansehen verschaffte und für seine Zukunft die außerordentlichsten Erwartungen erweckte: das war seine glühende Liebe zum Judenthum. Sie sollte sich, je mehr er heranwuchs, zum Fanatismus steigern.

Von allen heiligen oder für heilig gehaltenen Schriften seines Volkes las Isaak am liebsten ein gewisses geheimnißvolles Buch, welches unter dem Namen des „Sohar" die Kabbala lehrt und den Glauben an einen wunderthätigen Messias predigt.

So viel der Verfasser des gegenwärtigen Romans hat in Erfahrung bringen können, ist der Inhalt des genannten Buches voll von Fabeln und Mysterien nun lange schon in Mißcredit gekommen: doch es hat sehr viel dazu beigetragen, der wahrhaften Erlösung der Juden, die wie jede andere Erlösung nur von Innen kommen kann, im Wege zu stehen, indem sie dieselbe mit einem äußerlichen Ereigniß in Verbindung setzte.

Damals, in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, und noch lange hinaus, war die Geltung dieses Buches unbestritten und auch Isaak de Castro-Tartas glaubte fest daran. Seine Phantasie berauschte sich an diesen Zukunftsträumen, und sein Geist, für einen höheren Flug

bestimmt, verirrte sich in den Labyrinthen kabbalistischer Geheimlehre. Mit athemloser Spannung, mit klopfendem Herzen las er im Buche Daniel das siebente Capitel von den vier Monarchien; und gleich den Millenariern im Heere Cromwell's sah er der Ankunft des Messias entgegen.

Dieses Zusammentreffen mag wunderbar erscheinen; aber es war nicht zufällig.

Mystische Vorausberechnungen hatten für das Jahr der Erscheinung, welche das Aussehen der Welt verändern sollte, das Jahr 1648 festgesetzt.

Nun wird der Leser sich aus den begleitenden Umständen erinnern, daß der Faden unserer Erzählung uns hier bis zum Jahre 1647 geführt hat, daß wir also ganz dicht vor dem Jahre halten, von welchem sowohl die independentischen Millenarier als die jüdischen Messiasgläubigen das Ereigniß erwarteten, über dessen Eintritt, dem Zeitpunkt nach, sie einig waren, während sie über die Form und die Folgen desselben natürlich sehr von einander abwichen. Denn während die Millenarier der Ansicht waren, daß mit dem Eintritt des messianischen Jahres die fünfte Monarchie beginne, das Gottesreich, in welchem der Heiland körperlich würde erscheinen und kein anderer König auf Erden sein werde, denn der König Jesus Christ: so vermeinten die Kabbalisten, daß ihr Messias die Juden aus allen Theilen der Welt versammeln, sie nach Pa-

lästina führen und dort den Thron der Könige von Juda wieder aufrichten würde.

Diese beiden Ansichten stehen sich in der That diametral entgegen: die eine, wenn sie sich je bewahrheiten sollte, würde die andere ausschließen, und wir wollen auch nicht versuchen sie mit einander auszusöhnen, um so weniger, als dieses den zahlreichen Schriften, die über den Gegenstand geschrieben worden sind und von denen wir einen Theil gelesen haben, nicht gelungen zu sein scheint.

Doch ist andererseits nicht zu leugnen, daß, abgesehen von den sehr divergirenden Zielen, in den Ausgangspunkten eine größere Fusion (um nicht zu sagen Confusion) der Ideen herrschte. Man war zu Concessionen bereit. Die Millenarier (gleich den übrigen Secten der Independenten) lasen mit Vorliebe die heiligen Bücher des Alten Testaments, mehr als die des Neuen. Sie erinnerten sich, daß der Heiland selbst von jüdischer Abkunft, „eine Ruthe von dem Stamm Isai und ein Zweig aus seiner Wurzel" sei, wie Jesaia, der Prophet des Alten Bundes, gesagt; und sie glaubten auch vielleicht, daß sein persönliches Wiedererscheinen hinreichen würde, die verirrten Schafe vom Hause Israel zurück zu führen zu ihm, dem alleinigen und treuen Hirten der Welt.

Auf jeden Fall, da die Verkündigung des Messias, an den sie glaubten, im Alten Testament genau dieselbe

war, auf welche auch die Kabbalagläubigen sich beriefen: so hatten sie einige von den Zügen derselben angenommen, welche nur das künftige Schicksal der Juden betrafen. Eine von ihren Hauptstellen war der siebente Vers des zwölften Capitels im Propheten Daniel, wo es heißt: „Wenn die Zerstreuung des heiligen Volkes ein Ende hat, soll solches Alles geschehen.“ Man folgerte zweierlei daraus: erstens, daß, bevor die Zeit des Messias gekommen sei, das jüdische Volk über alle Länder der Erde zerstreut sein, und zweitens mit dem Erscheinen desselben in seiner ganzen Vollzähligkeit wieder zusammengeführt werden müsse. Namentlich der letzte Punkt machte den Gläubigen große Sorge; denn man wußte Nichts über den Verbleib und Aufenthalt der zehn Stämme. Man hatte sie fortwährend gesucht, bald in China, bald in Abessynien sie zu finden geglaubt; doch umsonst. Nun stand das Jahr des Messias bevor; und doch konnte derselbe nicht erscheinen, wenn man nicht jene Verlorenen erst zur Stelle gebracht!

Da ging wie ein Lauffeuer durch die gläubigen Seelen beider Religionen die Kunde: daß man unter den Wilden Amerikas die Spuren der zehn Stämme wieder aufgefunden habe! Ein jüdischer Reisender, Namens Montezinos, hatte dort, wie er mit einem feierlichen Eide bekräftigte, in einer Gegend Südamerikas halbverwilderte indianische Israeliten entdeckt, die zum

Stamme Ruben gehörten und ihm mittheilten, daß Männer vom Stamme Joseph auf einer benachbarten Insel, die übrigen Stämme weiter nach Norden wohnten. Um diese Nachricht zu bewahrheiten und den übrigen Stämmen nachzuforschen, hatte sich Isaak de Castro-Tartas, glühend vom Messiasglauben, auf die Reise gemacht, welche die übrigen seiner Schiffsgenossen angetreten, um in den Ländern „auf jener Seite des Mittelstrichs" die Macht der Holländer zu befestigen, indem sie den eigenen Reichthum vermehrten.

Wie die Absichten beider vereitelt wurden, indem das widrige Geschick sie mitten in den englischen Bürgerkrieg warf, haben wir erzählt, und wir haben auch angedeutet, mit welchem Groll und welcher Bitterkeit Isaak de Castro den Schlag ertrug, welcher seine liebsten Hoffnungen zu zertrümmern drohte.

Nicht Ungemach, nicht Gefahr fürchtete er; er suchte sie, er ging ihnen entgegen. Aber er wußte sich mit einer heiligen Mission betraut. Er würde den Tod für die Sache, welche seinen Busen mit einer unirdischen Gluth erfüllte, voll Inbrunst umarmt haben. Aber ein Gefangener sein — zur Unthätigkeit verdammt, während die kostbare Zeit verfloß, — denn es war nur noch ein Jahr gegeben! — vielleicht sterben auf dem Wege zum Ziel, und so dicht vor demselben: das war es, was sein Blut kochen und jedes Gefühl in ihm zum Zorne werden ließ.

Mit einer Empfindung, die sie zugleich zu dem Jüngling hinzog und ihr Furcht vor demselben einflößte, betrachtete Manuella den schweigsam dahinschreitenden Isaak de Castro. Sie wagte zuletzt ihn anzureden.

„Señor," sagte sie (denn mit dem Glaubensgenossen, dem Landsmann, sprach sie die Sprache von Portugal), „ich danke Euch für die Nachrichten, die Ihr mir aus der Heimath und von dem Vaterhaus gegeben, trüb wie sie waren. Ich kenne mich nun und überschaue die ganze Hoffnungslosigkeit meiner Lage. Ich habe keine Heimath und kein Vaterhaus mehr!"

Sie sagte das so traurig, daß auch ein härteres Herz als das Isaak de Castro's davon hätte bewegt werden können; ein unterdrücktes Schluchzen machte die letzten Worte fast unverständlich. Jedoch der junge Portugiese, wiewohl feurig und leicht erregbar von Natur, hatte durch die strengen Grundsätze, denen er huldigte, sich gleichsam gefestigt gegen die menschliche Stimme, die, wie es in der heiligen Schrift heißt, „aus tiefer Noth" schreit, und nach dem Zeugniß desselben Buches doch von Gott erhört wird. Diese Härte charakterisirt die religiösen Enthusiasten, damals wie noch heut; in ihrem Eifer für Gott sind sie bereit, den Menschen allezeit zu opfern, und anstatt, wie vorgeschrieben: zu werden nach seinem Bilde, machen sie sich ihn nach dem ihrigen. Traurige Nothwendig-

keit, daß immer und immer wieder, in längeren oder kürzeren Zwischenräumen, Männer und Meinungen von dieser finstern und beschränkten Kraft auftreten müssen, um an den Wendepunkten der Geschichte zum Widerstand herauszufordern, zum Kampf zu reizen, einer freieren und lichteren Weltanschauung zum Siege zu verhelfen, die mit den Waffen der Vernunft kämpft und nicht nach Herrschaft, sondern Ueberzeugung strebt.

Isaak de Castro daher, anstatt ein Wort des Trostes zu haben für den Schmerz, der an der Seele der unglücklichen Verwandten nagte, fand vielmehr ein Vergnügen darin, diesen durch Vorwürfe noch zu steigern. Er war gegen sie nicht grausamer, als er gegen sich selbst gewesen sein würde; denn sein finsteres Dogma lehrte, den heftigsten Schmerz mit einer Art von Wollust zu umfassen.

„Du hast es nicht anders verdient," sprach er, ohne das Mädchen anzusehen; „Du hast der ersten Pflichten der Religion, der Natur und Sitte vergessen, und bist zur Sünderin geworden an Deinem Gott, Deinem Volk und Deinem Vater. Was konntest Du nach alle Dem erwarten?"

Vergebens, daß Manuella sich vertheidigte. Sie war sich keiner Schuld bewußt; doch das Gefühl, für schuldig gehalten zu werden, bedrückte sie.

„Sprich mir nicht von diesem Herzog!" fuhr Isaak de Castro sie an; „was gilt der Name Buckingham

mir? Aber Dir wird es niemals verziehen werden, daß Du ein Bündniß eingingest und in ein verbrecherisches Verhältniß willigtest mit dem Fremden, mit dem Bedrücker, dem Verfolger des Glaubens, für welchen zu zeugen Tausende Deines Volkes, von den Tagen der Makkabäer an bis heute, freudig in den Tod gegangen sind!"

„Ich schwöre Dir," entgegnete Manuella, „daß ich den Mann, den Du nennst, widerwillig von mir gestoßen habe."

Isaak heftete nun auf sie seine Augen voll düsterer Schwärmerei. „Ein Mädchen aus dem edlen Hause der d'Acosta's giebt sich dazu her, in Knabenkleidern einem Abenteurer zu folgen!"

„Du sagst die Wahrheit," erwiederte Manuella; „doch ich sah keinen andern Weg, um einem verhaßten Bündniß zu entgehen."

„Du hast es gethan. Das ist genug. Was zwang Dich? Du hattest Deinen freien Willen."

„Wenn Du ein Kind, welches von einer Gefahr bedroht wird, fortlaufen siehst, sagst Du: es folge seinem freien Willen? Ich sage: der Furcht!"

„Was sollen diese Ausflüchte?"

„Dir beweisen, daß Deine Beschuldigung mich ungerecht trifft. Laß mich! Ich dulde schon genug! Ich habe geglaubt, mein Schicksal frei mir schaffen zu können und ich sehe, daß ich es nur ertrage! Ich bildete mir

ein, zu wählen — und siehe! ich stehe der unerbittlichen Nothwendigkeit gegenüber!"

Da lachte der Jüngling bitter auf. „Was heißt das?" rief er, „unerbittliche Nothwendigkeit! Von wem hast Du das heidnische Wort, daß in unserer heiligen Religion nicht vorkommt? Ich habe, zu meinem Aerger, es schon einmal gehört von jenem Knaben, jenem Milchbart, der bei Menasse ben Israel in die Schule geht und gegen den der Rabbi viel zu milde, viel zu nachsichtig ist. Ich hab' es ihm vorausgesagt und wiederhol' es, daß er noch vielen Gram von diesem Schüler haben wird."

Manuella's Antlitz leuchtete von einer sonnigen Erinnerung. „Ich weiß, wen Du meinst," sagte sie; „mir ist, als ob ich die blonden Locken dieses Knaben, sein dunkelblaues Auge, sein feines Gesicht sähe. Du sprichst von Baruch Espinoza. Manches Mal habe ich, in dem Hause meines väterlichen Freundes, ihn gesehen. Der Rabbi hielt große Stücke von ihm und Samuel ben Israel hatte ihn sehr lieb ..."

„Rede mir nicht von Samuel!" warf Isaak de Castro verächtlich ein; „er ist ein Schwächling und macht ein Geschäft daraus, die Menschen lieb zu haben."

„Es ist besser zu lieben, als zu hassen," versetzte Manuella mit einer Entschiedenheit, die gegen ihre frühere Bescheidenheit auffällig contrastirte. „Die Liebe

macht Beide glücklich; Denjenigen, der sie giebt, und Denjenigen, der sie empfängt.“

„Ist es denn die Bestimmung der Menschen, glücklich zu sein?“ sagte de Castro. „Das ist die Lehre der Gottlosen, mit der sie ihr sündiges Thun zu beschönigen trachten; ich aber verwerfe sie, wie die Bekenner derselben von Gott verworfen sind. Ich sage Dir, mit Leid und Elend, mit Noth und Bedrängniß sollen wir ringen, um dem Herrn wohlgefällig zu werden; entbehren sollen wir und dulden, damit der Ewige, der uns verstoßen hat, uns wieder erlösen möge. Die Zeit des Messias ist nahe; Du aber sagst mir Solches?...“

„Der Messias, auf den wir hoffen, ist ein Bote der Liebe...“

„Doch trägt er ein flammendes Schwert in seiner Rechten, das Schwert, das unsere Voreltern aus dem Paradiese trieb. Damit wird er zu Gericht sitzen, wie im Buche Daniel geschrieben steht, die Sünder und Sünderinnen vernichten und die Sünde vertilgen vom Erdboden. Denn in seinem Reiche wird nicht mehr gesündigt werden, und die Menschen werden sein wie die Engel!“

„Isaak!“ rief Manuella voll aufrichtiger Innigkeit, „giebt es keine Hoffnung für die Ausgestoßene, keine Vergebung?“

„Keine!“ sagte der fanatische Jüngling dumpf.

„Keinen Weg der Rettung, kein Mittel, um die Zürnenden zu versöhnen?“

„Buße!“ versetzte de Castro.

„Laß mich büßen,“ entgegnete Manuella leidenschaftlich; „gern will ich jedes Opfer bringen, aber gieb mir zugleich den Trost, daß die Liebe der Meinigen mich unterstützen wird!...“ Und sie streckte flehend ihre Hände dem Blutsverwandten entgegen.

„Die Liebe der Deinigen?“ sagte de Castro langsam, indem er die Hände des Mädchens kalt zurückschob. „Du vergissest, daß Du keine Verwandten mehr hast; daß Du todt bist für sie, wie sie für Dich. Du bedenkst nicht, was ich Dir schon einmal gesagt, daß Deine Berührung verunreinigt. Thue Buße, bevor Du darauf Anspruch machst, daß wir Dich wiederum für eine der Unsrigen betrachten. Berufe Dich nicht auf Samuel ben Israel, den Sohn Menasse's. Ich weiß, daß er Dich vertheidigt hat, als Alle Dich verklagten, und noch von Dir sprach, als Alle schon schwiegen. Allein was beweist das, außer den Umstand, daß er ein Schwachkopf ist, aus dem leicht ein Abtrünniger werden kann? Und was wäre viel daran gelegen? Allein Miguel de Rivas Altas, Dein Verlobter, den Du beschimpft, und José d'Acosta, Dein Vater, den Du betrübt hast — diese sind es, zu denen Du gehen mußt. Von dem Gericht der Rabbinen mußt Du Deine Strafe Dir vorschreiben lassen. Sie werden Dich verurtheilen nach den Bestimmungen des Talmud; öffentlich wirst Du Dich zu der Schuld bekennen, die Du begangen, und öffentlich,

vor der versammelten Gemeinde, die Buße dulden, die Dir auferlegt worden; Du wirst..."

„Halt ein!" rief Manuella d'Acosta, deren Wangen von einer edlen Entrüstung zu glühen begannen. Stolz richtete sie sich empor. „Nimmermehr! Wir haben dieses Schauspiel einmal erlebt an unsrem unglücklichen Vetter Uriel. Es ist genug damit! Lieber das Unrecht dulden, als die Schmach; lieber für schuldig gehalten werden, als sich zu einer Schuld bekennen, von der man sich frei weiß. Wenn der Messias, den Du erwartest, und die Rabbinen, von denen Du sprichst, so hart und grausam sind, wie Du sagst: dann will ich meine Hoffnung setzen auf Gott, den Gerechten; und wenn alle Menschen mich verlassen, so bleibt mir doch der Gedanke, daß Einer mir treu geblieben, der Freund meiner Jugend: Samuel ben Israel. Dieser Gedanke wird mich aufrecht halten. Ich aber will den Weg wandern, den der Herr mich führt. Auch ich bin ein Werkzeug in seiner Hand!"

Die kleine Cohorte, die wir früher geschildert, hatte inzwischen einen mäßigen Hügel erklommen, der einzige, der sich in dieser übrigens flachen, wenn auch nicht reizlosen Gegend befindet. Man hatte, von hier herab, einen sehr hübschen Blick auf den Theil der Grafschaft, in welchem die Hauptstadt derselben liegt. Durch breite, lichtgrüne Wiesen rings umher und unter überhängenden Erlen und Weiden ging der Cam dahin, das

Flüßchen, welches hier tief und dunkel erscheint; aus einem üppigen Kranze von Parkanlagen, Blumengärten und dichtgeballten Lindenwipfeln sah man ehrwürdige steinerne Thürme von Kirchen und Collegien ragen, graue Massen gothischen Gebäu's, und in der Entfernung unter dem blauen Horizont moosbewachsenes Haideland mit hier und dort einer Kirchthurmspitze, wo Horizont und Haide sich trafen.

„Mein Fräulein," sagte der galante Cornet, „hier sind wir auf den Gog-Magog-Hügeln. Die Stadt zu unseren Füßen ist Cambridge. Die Haide dort, auf der Ihr die weißen Zelte seht und den Schimmer von Waffen, ist die Haide von Kentford, das Lager der Parlamentsarmee. Dort ganz hinten, im Nordwesten, sind die beiden Thürme der Kathedrale von Ely, und dort, nicht hundert Schritt weit von den Thürmen, ist das Haus unseres Generals, Oliver Cromwell."

Sechstes Capitel.

Die Hallen und Gärten von Cambridge.

Die Mittagssonne desselben Tages sah den Pfarrer, welcher früh von Childerley herübergekommen war, in einer der stillen Straßen von Cambridge.

Wiewohl der Zweck seiner Reise hierher ein verhängnißvoller für sein künftiges Leben und er keinen Augenblick unklar war über die Folgen des Schrittes, den er zu thun hatte: so war doch seine Seele voll einer heitern Ruhe, die noch gesteigert ward durch das Wiedersehen der Plätze, die aus besseren Tagen ihm bekannt waren, und durch die Erinnerungen, die sich damit verknüpften.

Vertraulich mutheten ihn die hohen, ehrwürdigen Hallen und Collegien an, diese Spitze der Wissenschaft seit Hunderten von Jahren, erbaut von frommen Königen und Königinnen, deren Wappen sie noch jetzt zeigten, und reich ausgestattet von edlen Männern und Frauen, deren Andenken noch daselbst geehrt ward.

Jahre waren vergangen, seitdem er zuletzt hier gewesen. Aber diese Mauern und Thürme, diese Klöster und Bogengänge, diese Giebel und Erker schienen ihn noch zu grüßen mit den Mienen von ehedem; der Geist wehte darin, dem er sich verwandt fühlte: der Geist der Beschaulichkeit, der Forschung und des Nachdenkens.

Aber ernstere Zwecke, als Feste der Erinnerung zu feiern, hatten den Doctor nach Cambridge geführt. Er besuchte daher nicht Pembroke College, in welchem er einst seine theologischen Studien begonnen, sondern trat sogleich in einen der schönen Parks, welche fast alle die Collegien von Cambridge mit Schatten und Grün umgeben. Es war der Garten des Sidney Sussex Collegs; denn er hatte schon vorhin in Erfahrung gebracht, daß sein Freund, den er vor Allem zu sprechen wünschte, Frank Herbert, bei dem gelehrten Oberhaupt, dem sogenannten „headmaster" dieses Collegs einquartiert sei.

Eine herrliche Kühle wehte den Eintretenden an; denn nach dem Gewitter und Regen der Nacht hatte der Baumgang seine Morgenfrische bis weit in den Tag hinein bewahrt. Niemand war in der Allee, die sich dunkel und schattig vor ihm ausdehnte; langsam wandelte der Einsame zwischen den majestätischen Stämmen, deren Laubwerk und Aeste sich über ihm zusammenschlossen, gleich den Wölbungen eines Münsters. Es war so ernst, so feierlich darin, und mit vollkommener Sammlung seine Vergangenheit überschauend, suchte der Doc=

tor seinen Freund, um mit diesem über die Zukunft zu reden.

Doctor Hewitt war jetzt ein Mann, der die Dreißig überschritten hatte; mittelgroß, von einem zarten Aeußern, welches nichtsdestoweniger Kraft verrieth, und mit einem feinen Gesicht, dessen breite Stirn und seelenvolles Auge die beiden Eigenschaften andeuteten, die seinen Charakter bestimmten: Festigkeit und Milde.

Seine Familie, wiewohl sie der Profession treu geblieben war, welcher sie Reichthum und Ehren verdankte, gehörte dennoch zu den Vornehmen des Landes, theils durch Verschwägerung, theils dadurch, daß gütige Monarchen einigen ihrer Mitglieder die Ritterwürde verliehen hatten. Lange schon hatte der Name der Hewitts geglänzt in den Registern und Gildebüchern der Tuchwirkerzunft von London, als unter der Regierung der Königin Elisabeth, glorreichen Andenkens, das Verdienst des dermaligen Chefs der Familie durch Erhebung in den Adelstand ausgezeichnet ward. Dieser, Sir William Hewitt war derselbe, dessen Lehrbursche, Ned Osborne mit Namen, durch eine romantische Verkettung von Umständen, oftmals erzählt in den Annalen der britischen Adelsgeschlechter, zuerst der Schwiegersohn seines wackern Meisters und nachmals Lord Mayor von London, sowie Stammvater des herzoglichen Hauses von Leeds wurde. Sir Hewitt Osborne, der Sohn des ehemaligen Tuchwirkerlehrlings und seiner Gemahlin Lady Anna, die er

aus den Fluthen der Themse mit Lebensgefahr gerettet, da sie, noch ein Kind, den Armen der Wärterin entsunken: dieser Sir Hewitt starb in demselben Jahre zu London, als auf dem Lande, zu Eccles, in der Nähe von Manchester dem Herrn Thomas Hewitt, einem Seitenverwandten jenes edlen Hauses und einem ehrsamen Tuchwirker, gleich den meisten seiner Voreltern, der Sohn geboren ward, dessen Andenken der noble Geschichtschreiber jener Zeit (Clarendon) ehrt, indem er ihm folgende Zeilen widmet: „Dr. Hewitt, ein ausgezeichneter Prediger und sehr orthodox, war geboren als Gentleman und erzogen als Gelehrter, und war ein Geistlicher vor dem Ausbruch der Unruhen.“

Er hatte seinen ersten Jugendunterricht zu London erhalten, in der Schule der hochachtbaren Compagnie der Merchant-Taylors, einem jener mittelalterlichen Institute, welches freilich, wie die Stiftungsurkunde besagt, von „Meister, Wardein und Beisitzern der Zunft“ gegründet und daher zunächst für die Söhne der Professionsgenossen bestimmt war: dennoch seine Räume den Lernbegierigen aller Stände bereitwillig öffnete und, da mit der Zeit es immer mehr trefflicher Lehrer sich erfreute, nicht selten auch von den Sprößlingen der edelsten Häuser besucht ward. Eine Reihe vorzüglicher Männer war aus dieser Schule hervorgegangen, des geistlichen sowohl als weltlichen Standes. England

hatte aus den Händen ehemaliger Schüler von Merchant-Taylors seine Bibelübersetzung erhalten. Beiden Seiten der jetzt streitenden Parteien hatte das halb burg-, halb klosterähnliche Gebäude von Suffolk-Lane Zuwachs geliefert; Frank Herbert, der Obrist in Cromwell's Regiment, und John Hewitt, der Pfarrer, waren nicht das einzige Beispiel ehemaliger Kameraden dieser Schule, die sich nun in ihren Gesinnungen schroff gegenüberstanden. Allein der Doctor war nur dem vorwiegend conservativen, kirchlichen und monarchischen Geiste treu geblieben, der in Merchant-Taylors immer geherrscht und welcher ihn, den Traditionen seiner eigenen Familie gemäß, auch am meisten angezogen. Er hatte sich ein Muster genommen an einem seiner Vorgänger in dieser Schule, dem Bischof Mews, welcher in dem bürgerlichen Krieg auf Seiten der Königlichen verwundet worden war und von welchem man sagte, daß er im Kriege ausgezeichnet, ausgezeichneter im Frieden sei, „bello insignis, pace insignior."

Diese Richtung entsprach vollständig den Ansichten, welche das Verhalten des weitverzweigten Geschlechts während dieser schwierigen Zeiten geregelt hatte. In viele Grafschaften waren die einzelnen Repräsentanten desselben zerstreut, hatten neue Häuser gegründet und waren, indem sie sich von dem ersten, gemeinsamen Stamm immer weiter entfernten, einander fremd geworden: aber der gemeinsame Geist der Hingebung an

die unterdrückte Kirche, der Treue für ihren unglücklichen Monarchen vereinte sie gleichsam auf's Neue. Wo die Hewitts sich niedergelassen, in York- und Leicestershire, in Wales und Kent: da ward mit dem Namen allein schon ein Sitz der Loyalität bezeichnet, eine Stätte des unverbrüchlichen Festhaltens an der gefährdeten Sache des Königthums und der Bischöfe. So wie man sie früher eingeschrieben sah auf den ersten Blättern der Gildenregister, so behaupteten sie jetzt, unter den veränderten Umständen, den Ehrenplatz in den Straf-, Sühnebüchern und Sequestrationsverzeichnissen der parlamentarischen Regierung. Wo eine besonders schwere Geldbuße verhängt, eine Vermögensconfiscation decretirt und ein Güterverlust ausgesprochen worden war in den Grafschaften, in welchen Hewitts wohnten: da konnte man sicher sein, daß sie stets unter den Vorderſten davon betroffen worden waren. Denn sie waren nicht wankelmüthig, gleich so vielen Anderen, die, nachdem sie das Interesse der Partei hatten unterliegen sehen, sich Indemnität von den Siegern erkauften dadurch, daß sie von irgend einem Geistlichen der Presbyterianer den nationalen Covenant nahmen und in die Hand eines Magistrates den sogenannten „Negativen Eid" ablegten, d. h. Wohlverhalten für die Zukunft gelobten. Ein Hewitt hätte sich so sehr niemals erniedrigen können; vielmehr ward Robert Hewitt von Ampthill, Esq., vor das Parlament citirt und ich weiß nicht zu welcher

Strafe condemnirt, „weil er Soldaten versammelt und einexercirt hat für den Dienst von Karl Stuart"; und Sir John Hewitt, von Headley Hall und Worsely, Bart., ging aus einer ähnlichen Veranlassung wohlgemuth in's Gefängniß.

Von der Gesinnung beseelt, welcher diese Thaten der Anhänglichkeit und des Opfermuthes später entsprangen, hatte der junge Mann nach Vollendung seiner Schulzeit die Universität zuerst von Cambridge, hierauf von Oxford bezogen. Er hatte dort nach der Auflösung des Parlamentes, welches dem König die Auflage gewisser Taxen verweigert hatte; nach der Berufung Strafford's, welcher diese Taxen ohne Parlament erhob; nach der Steuerverweigerung Hampden's und dem Tode Sir John Elliot's im Tower den Geist des Widerstandes im Volke zuerst sich regen sehen. Er hatte beobachtet, wie die kirchliche Strenge Laud's, des Erzbischofs von Canterbury, diesem Widerstand eine Macht verlieh und eine Ausdehnung gab, welche derselbe vorher nicht besessen, indem sie den politischen Hader, an dem immer nur die Wenigsten sich betheiligen werden, zu einem Glaubenskampf entfachte, der den Fanatismus Aller weckt. Ein politisches Motiv, mit seinen der Masse stets unverständlichen abstracten Fragen, wird niemals genügen; es muß ein näher liegender Grund, sei es aus der religiösen, sei es aus der socialen Sphäre, hinzutreten, um den Stoff aufzuhäufen, aus welchem erfolg-

reiche Revolutionen gemacht werden. Unter dem Wachsen der Wolken, welche bald ganz England überschatten sollten, ward John Hewitt in das Amt eingeführt, welches er verwaltete mit dem vollen Eifer eines orthodoxen Hochkirchenmannes. Aufrecht stehen blieb er und verfocht, auf der Kanzel sowohl als in den Gesprächen des täglichen Umgangs, die Lehren, zu denen er selber durch Beispiel und Unterricht erzogen worden war; nicht eine Linie breit wich er in Predigt und Leben von der Ueberzeugung, daß es dem Unterthanen zieme, dem König zu gehorchen, der ihm von Gott gesetzt worden; daß es für das Königthum eine Pflicht der Verantwortlichkeit nur gebe gegen Gott, und für das Volk ein Recht des Widerstandes zu behaupten sündlich sei. Von diesen Grundsätzen durchdrungen, that er an seinem Theil, was er vermochte, um in der Gemeinde, deren Seelsorge ihm anvertraut worden, die entgegengesetzten Ansichten in politischer, und die abweichenden Meinungen in religiöser Beziehung zu bekämpfen: denn schon hatten Unzufriedenheit mit der Obrigkeit und die Beunruhigung der Gewissen jenen furchtbaren Bund geschlossen, welcher die Fundamente alles Bestehenden erschüttern sollte. Doch glaubte der Pfarrer, indem er diese Symptome aus dem kleinen Kreis, in dem er sie bemerkte, weit hinaus zu ihren allgemeinen Quellen verfolgte: daß es dem Staatsmann, der von König Karl an die Spitze der Geschäfte berufen worden war, gelingen werde, mit allen Mitteln

der Gewalt den dumpf gährenden Aufruhr zu bändigen und den früheren Zustand der Ruhe wieder herzustellen. Und so schien es auch eine Weile. Denn Graf Strafford, dessen Maxime bekanntlich das Wort „Durch!" war, besaß Kraft und Geschicklichkeit genug für ein solches Verfahren. Talentvoller Renegat, war seine Führung der Partei, zu der er übergetreten, eine durchaus präcise: denn er kannte die Wege der Partei, die er verlässen hatte; und eine durchaus zuverlässige: denn es gab für ihn keinen Rückzug mehr. Er würde daher den König nimmermehr verlassen haben, wenn der König nicht ihn verlassen hätte. Das aber war es, was zum Unheil der alten Monarchie geschah; und zu spät sollte Karl I. einsehen, wie gefährlich es für den Monarchen ist, sich in Opposition zu setzen mit seinem Volk, wenn man nicht den Muth hat, „Durch!" zu sagen, wie sein Minister es gesagt; oder Concessionen zu machen, wenn man nicht ehrlich genug ist, sie zu halten. Fast zehn Jahre lang hatte der König mit Strafford's Hülfe das Land ohne Parlament regiert: denn er wußte, daß, so wie er der größte Feind des Parlaments, dieses auch sein größter Feind sei. Da that der König einen unbesonnenen Schritt: trotz der flehentlichen Abmahnung Strafford's reizte er in kirchlichen Angelegenheiten die Schotten: und diese brachen mit gewaffneter Hand in England ein. König Karl brauchte Geld; und da trat

das Ereigniß ein, welches Strafford lange gefürchtet: der König berief ein Parlament. Das Erste, was das Parlament, noch vor der Bewilligung der Subsidien, verlangte, war der Kopf Strafford's; und der König gab ihn hin. Aber der Schatten Strafford's wandelte nun hinter dem König her.

Der Pfarrer, welcher diesen öffentlichen Ereignissen zuerst mit aufrichtigem Enthusiasmus, dann aber mit immer wachsender Betrübniß gefolgt war, sah, daß mit dem Augenblick, wo Strafford das Schaffot von Tower Hill bestiegen, ein Wendepunkt eingetreten sei. Weit von ihm entfernt war es, das Verhalten des Königs in dieser traurigen Angelegenheit beurtheilen zu wollen: Diener und Verkündiger des leidenden Gehorsams, hatte er nur mit der Thatsache zu rechnen und sie als gegeben hinzunehmen. Das Blut Strafford's hatte den Bürgerkrieg entzündet und der Pfarrer hatte, seiner Pflicht und Ueberzeugung treu, Stellung darin genommen. Im Jahre 1642, als ein „antipuritanischer Böswilliger", zusammen mit dem Vikar, dessen Curat er war, aus der Stellung geworfen, ging er nach Cheshire und Lancashire, um Loyalität zu predigen und die Mißvergnügten zurückzugewinnen, so sehr und mit solchem Erfolge, daß ihm ein huldvoller Empfang bereitet ward, als er das Jahr darauf in Oxford erschien und seinem König zum ersten Mal die Hand küßte; ja daß auf Befehl Seiner Majestät, die treuen Dienste des erfolgreichen Predigers

für die gute Sache belohnt wurden, indem die theologische Facultät von Oxford ihrem ehemaligen Schüler den Grad eines D. D. oder: Doctors der Divinität verlieh. Hierauf erst, nachdem der Lärm der Schlachten die Stimme des Predigers übertönt hatte, nahm der Doctor das Anerbieten des ihm von früher bekannten Ritters von Childerley an, welcher froh war, einem Manne von so geprüfter Treue das Pfarrhaus seines Dorfes als Zufluchtsort und die Kirche als Stätte neuer Wirksamkeit anweisen zu können.

Dennoch wich der Doctor nicht in seinen Thaten, wiewohl in seinen Wünschen, von der Mehrzahl der Royalisten und der vorhin genannten, so sehr ausgezeichneten Mitglieder seines eigenen Hauses ab, denen er an Treue nichts nachgab, aber in der Logik sehr überlegen war. Er sagte sich: mit der Unterschrift, unter das Todesurtheil Strafford's gesetzt, hat Seine Majestät das Princip des Widerstandes um jeden Preis geopfert und den Weg des Compromisses beschritten. Aus welchem Gesichtspunkt immer man nun auch die Zukunft betrachten mag, so bleibt das Compromiß das Auskunftsmittel, für welches man sich entscheiden sollte. Denn es ist, nachdem jener erste Schritt geschehen, das einzig consequente, wie es auch, nach der durch denselben herbeigeführten Sachlage, das einzig zweckmäßige scheint. Mit Strafford und dem Princip, das er verkörperte, wäre dieser Bürgerkrieg gar nicht möglich gewesen, da

der Fuß des Rücksichtslosen das Feuer schon in seinem ersten Fünkchen zertreten haben würde. Doch hatte man statt dessen die Schutzwehr entfernt und dem Sturm erlaubt, in die Gluth zu blasen; seit fünf Jahren mit wilder Gewalt hat der Brand gewüthet, und was kann man dem aller seiner Hülfsmittel beraubten Königthum vernünftigerweise nun rathen, wenn nicht, den Frieden anzunehmen, der ihm von der andern Seite geboten wird? Das war die Meinung des Doctors; und er ward in derselben bestärkt durch gutverbürgte Gerüchte, die er über die Stimmung in den maßgebenden militärischen Kreisen erhalten hatte.

Furcht vor dem, was ihn persönlich bedrohte, kam ihn nicht an. Das Herz vielmehr erfüllt von den patriotischen Hoffnungen, die wir geschildert, genoß er vollauf die Schönheit des sonnigen Vormittags und des Anblicks, welchen die dunkle Allee des Parkes in Verbindung mit dem gothischen Bau des Collegs bildete. Licht und Schatten fielen abwechselnd auf seinen Weg, und eine erfrischende Kühle ging flüsternd durch die Blätter.

Er hatte jetzt die hohe Lindenallee fast durchwandert, als er am Ende derselben und durch das alterthümliche Thor blickend, welches den Garten vom Colleg trennte, auf dem Rasenplatz des vordersten der beiden Höfe von Sidney Sussex eine Gruppe junger Männer wahrnahm. Die Mehrzahl derselben waren in der eigenartig mittel-

alterlichen Tracht, durch welche noch heute die Studenten, Magister und Professoren sowohl in Oxford als auch in Cambridge sich auszeichnen; sie trugen lange, dunkle Mäntel, Baretts mit breiten Deckeln und machten außerdem dem Eingeweihten durch gewisse Verschiedenheiten in Schnitt und Farbe bemerklich, welcher besondern Körperschaft sie angehörten und welchen Rang in derselben sie einnahmen. Nur Einer von ihnen, der in der Mitte stand, war militärisch gekleidet. Das Roth seiner Uniform leuchtete durch die Dämmerung des Thorwegs, der die stattliche Gestalt einrahmte, und gegen das helle Grün des Rasens, auf dem er stand. Das Gesicht war dem Nahenden zugewandt, und dieser erkannte sogleich den Freund, den er suchte: Frank Herbert.

Als der Doctor durch das Portal schritt, entging ihm nicht die Bewegung, welche in dem kleinen Kreise herrschte. Frank hielt ein Blatt in der Hand, aus welchem er vorlas; und während seine Mienen eine Niedergeschlagenheit verriethen, die der Doctor selten an ihm bemerkt, und die mit jedem folgenden Worte des Schriftstückes sich zu vermehren schien: malten auch in den Gesichtern der Zuhörer sich die lebhaftesten Empfindungen, Zorn und Betrübniß bei Einigen, scheinbare Befriedigung und Schadenfreude vielleicht bei den Meisten.

„Was ist Dir?" rief der Doctor, der sogleich ohne Weiteres herzutrat, denn der Ausdruck von Besorgniß

und Unruhe, der in der That dem Ansehen des Freundes etwas Schmerzliches gab, ließ den Andern jede Rücksicht auf eine vielleicht höfischere Art der Einführung vergessen.

„John!" entgegnete Frank, indem ein kurzes, trübes Lächeln über sein männlich schönes Gesicht glitt — „Du hast eine sehr unglückliche Stunde für unser Wiedersehen gewählt. Aber Du bist mir dennoch willkommen!" Und er drückte ihm beide Hände.

„Nicht wir wählen die Stunden," sagte der fromme Mann; „wann wir auch kommen mögen: wir sind immer nur gekommen, weil der Herr es gewollt, und der letzte Grund von seinem Thun bleibt uns unbekannt."

Hierauf verneigte er sich artig gegen die Umstehenden.

„Mein Freund, der Reverend John Hewitt, Doctor der Theologie," sagte der Obrist, indem er den ehemaligen Studenten von Pembroke College den gelehrten Herren von Sidney-Sussex vorstellte.

Diese betrachteten und begrüßten ihn hierauf mit dem Respect, den sie dem eminenten Gottesgelehrten Alle schuldeten. Die Meisten sympathisirten mit ihm, dem standhaften Anhänger des Königthums und vom König in eigener Person so sehr ausgezeichnet; denn mochten die neuen Ansichten um sich greifen und das neue Regiment die Beförderung gleichgesinnter Stipendiaten noch so sehr betreiben, oder durch Gunst und Schrecken die Meinung der Widerstrebenden für sich zu

gewinnen suchen: der Geist des Mittelalters saß, selbst während jener stürmischen Zeiten, in den gothischen Hallen und Gewölben der Universitäten von England fest, und wenn das Parlament auch dem Trinity Colleg einst das Silbergeschirr confiscirte, welches diese getreue Körperschaft dem bedrängten Monarchen in den ersten Jahren des Krieges senden wollte, so konnte es doch weder ihm noch den anderen Collegien die Anhänglichkeit an König und Kirche rauben, welche mit der ganzen Existenz derselben untrennbar verbunden schien.

„Und was" — begann der Pfarrer, nachdem die Begrüßung vorüber und zu Frank gewendet — „was ist, wenn ich es wissen darf, der Inhalt dieses Schreibens, welches, wie ich sehe, diese Herren und Dich in so hohem Grade bewegt hat?"

Auf den Gegenstand der Unterhaltung zurückgeführt, welche durch des Pfarrers Dazwischenkunft für einen Augenblick unterbrochen worden, nahm Frank's Gesicht wieder den trüben Zug an, welcher vorhin schon den Freund so sehr beunruhigt; und mit gepreßter Stimme sagte Jener, indem das Papier in seiner Hand zitterte: „Dieses Blatt meldet mir, daß zu der Stunde, wo wir hier zusammen stehen, Oliver Cromwell vielleicht ein Gefangener im Tower ist!"

Wir haben den verschiedenartigen Eindruck beschrieben, welchen diese Nachricht auf die Herren von Sidney-Sussex Colleg gemacht.

Auf den Doctor wirkte sie gleich einem Donnerschlag. Er ward bleich. Seine Augen schienen ihren Glanz zu verlieren und seine Lippen bebten.

Eine Pause trat ein. „So sind wir Alle verloren," sprach er zuletzt, fast tonlos.

Aber nun schien plötzlich dem Obristen das Leben und der Muth zurückzukehren. „Nein! bei Gott!" rief er und schlug an seinen Säbel, „das sind wir nicht! So lange mein Schwert und die Armee noch halten, werden wir nicht verloren sein; und sollten wir nach London marschiren und dieses Nest von Kaufleuten in den Grund bohren: wir wollen ihn wieder haben, und für jedes Haar, das ihm gekrümmt worden, soll ein Dutzend dieser armseligen Schächer, die mit dem Covenant wie mit einer Marktwaare handeln, an den Pfosten ihrer eigenen Thüren angenagelt werden. Ihre Ohren sind lang genug."

Dieser Wuthausbruch des Cromwell'schen Soldaten schreckte die würdigen Herren, welche, wie wir gesagt, nicht ohne geheime Freude die Nachricht von der bevorstehenden Verhaftung des Schrecklichen vernommen, unter dessen Fußtritt der Boden von England bebte.

Dem scharfen Auge des kriegsgeübten Mannes entging dieses Sympton nicht. „Ich weiß, meine Herren," sagte er, „daß Ihr der Meinung seid, mit Cromwell sei die Gefahr beseitigt, die Euch und Eurer Sache drohe. Nichts kann falscher sein. Cromwell ist das

erwachte Gewissen des Volkes; Cromwell ist die Kraft, der Wille, der Arm der Nation. Lähmt diesen Arm, und das Chaos wird kommen. Mit dem Namen Cromwell ist die Zukunft Englands bezeichnet: tilgt ihn aus, und die Nacht wird hereinbrechen. Aber weder Ihr, die letzten Schleppenträger des Feudalismus, noch die falschen Miethlinge, die man mit einem Cargo kaufen kann: Ihr Beide werdet nicht im Stande sein, diesen Namen auszulöschen. Es wird ein Tag kommen, wo dieser Name, gleichbedeutend mit dem der Freiheit, am Himmel von England glänzen wird: und diesem Tage sind wir, vielleicht um Hunderte von Jahren voraus, schon heut bereit, unser Blut zu opfern. Denn wenn diese große Zeit angebrochen, die Zeit des freien Gedankens, des freien Glaubens und der freien That — wenn zur Wahrheit geworden, was Euch nur Buchstabe ist: daß der Mensch in jedem seiner Nächsten den Menschen ehrt und den Bruder liebt — wenn die Schätze der Nation nicht länger mehr verschwendet werden, um lächerliche Vorurtheile zu nähren und die Betrüger auf Kosten der Betrogenen zu mästen — wenn man eingesehen, daß die beste Form der Regierung die Freiheit und das letzte Wort der Religion die Toleranz — wenn das neue Reich gegründet ist, in welchem jeder Bürger ein König und jeder tugendhafte Mann von Gottes Gnaden: dann wird man voll Ehrfurcht den Namen Cromwell's nennen, dann auch vielleicht Derer gedenken, die tapfer und treu

mit ihm und für ihn zu sterben bereit waren! Und nun, meine Herren, frohlockt über seine Niederlage! Ich sage Euch nur Dieses: man wird Euch und Eure Ornate und Eure Pergamente längst unter jenem Bücherstaub vergraben haben, welchen nur der Forscher und der Antiquar noch aufzustören kommt: wenn eben die Morgenröthe jenes Tages, dem er als Stern vorangegangen, die Welt mit Rosen überflammt!"

„Mein Freund," sagte der Pfarrer, ruhig in seiner Weise, „Du vergissest der Stelle, da Du dieses geredet, und Du vergissest auch meiner, den Du in Gegenwart dieser sehr würdigen Herren gezwungen hast, es anzuhören. Blick' um Dich! Noch stehen diese Mauern, aus denen Gottesfurcht seit Hunderten von Jahren befestigt hervorgegangen. Du berufst Dich auf die Zukunft; uns gehört die Vergangenheit: und wir dürfen verlangen, daß Du sie ehrst. Was ist die Zeit, von der Du sprichst? Ein Phantom, ein Dunst, den Deine Phantasie mit Goldfarben färbt. Unsere Politik hat andere Grundlagen. Für uns zeugt die Geschichte."

„Das ist's!" unterbrach ihn Herbert; „Du widersprichst Dir. Ich meine, vor wenigen Jahren aus Deinem eigenen Munde die Worte vernommen zu haben: lernen wir nur darum Geschichte, um die Copisten der Vergangenheit zu sein?"

„Es ist kein Widerspruch, wenn Du mir erlaubst. Nicht sie copiren sollen wir; aber wehe uns, wollten

wir aufhören ihre Schüler zu sein! Giebt es schon in der Natur keinen Zufall, keinen Sprung und keine Willkür: so dürfen wir dergleichen noch viel weniger in der organischen Entwicklung der Menschheit zulassen. Die gegebenen Grundlagen zu kennen; auf ihnen mit Vorsicht weiter zu bauen; die Stimme des Volkes richtig zu verstehen und das volle Maß seiner angeborenen Kraft auf das historisch bestimmte Ziel zu lenken: das ist das Zeichen des wahren Staatsmannes, so wie es die Bürgschaft seines Erfolges in sich trägt. Mit Träumen läßt sich eine Welt nicht umgestalten; und der Staatsmann, an welchen wir in diesem Augenblick Beide denken, ist sich über seinen Beruf viel zu klar, als daß er nur seinen Inspirationen folgen sollte, wo es gilt, mit Thatsachen zu rechnen.“

Ein höhnischer Zug spielte leise um Herbert's Lippen. „Rechnen!“ rief er verächtlich; „wir überlassen das den presbyterianischen Krämern!“

„Und ich wiederhole Dir, daß ich ganz so hoch von Deinem General denke, wie ich gesagt habe. Er hat es in den Schlachten gelernt, auch die Stärke seiner Gegner zu messen, während meine Partei leider! — nur die Schwäche der ihrigen in's Auge faßte. Er wird die harte Lehre, die ihm der Sieg gegeben, nicht vergessen. Er wird, auch in der Staatskunst, stets der kluge, vorsichtige, praktische Rechner sein. Denn die Wirklichkeit steht einmal, und Du wirst sie nicht umstoßen. Sieh

diese Zinnen und Erker, diese Thürme, diese mächtigen Hallen von Stein. Sie werden noch stehen, wenn Du nicht mehr bist. Sie werden blühen und bessere Tage sehen. Junge Geschlechter werden lange noch aus ihnen hervorgehen, um mit Glauben und Wissen ausgerüstet den Kampf fortzusetzen gegen die Empörung des Menschen — diesen Kampf, welcher am Tage der Versuchung begonnen und enden wird mit der einmüthigen Heimkehr aller Creatur zu Gott, dem himmlischen Vater. Das ist mein Glaube; und das letzte Wort meiner Religion heißt: Gehorsam!"

Zustimmend neigten die gelehrten und hochwürdigen Herren ihre von langen Locken umwallten Häupter. Aber bitter lachte Frank Herbert.

„Komm doch," rief er und zog den Freund mit sich unter das Portal des Hauses; „Du zeigst mir diese steinernen Gebäude, diese gothischen Fenster und diese Hallen im Spitzbogenstyl. Erlaube mir, daß ich Dir dort in jenem Garten des anstoßenden Collegs einen Baum zeige. Nichts, als ein kleiner Baum; ein Maulbeerbaum. Es mag jetzt etwa zwanzig Jahre sein, daß ein Student vom Christ College dort ihn pflanzte. Es war ein bleicher, schmächtiger Jüngling und so zart, daß man ihn die Lady von Christ College nannte. Doch glaube mir, John, nach Hunderten von Jahren, wenn jener Maulbeerbaum von der Zeit zerfressen und zernagt sein wird, so werden die Menschen zu demselben noch

pilgern, wie zu einer Reliquie. Stolzer als auf seine stolze Halle wird dereinst dieses Colleg auf den Baum sein: wird ihn — was ich weiß — stützen und hegen, mit einem Erdwall umgeben und auf jede Weise pflegen. Der Wanderer, der dann vor jenem alten Baume steht, wird sich voll Bewunderung und Liebe des Mannes erinnern, der ihn gepflanzt. Er wird sagen: aus den Reizen der Einsamkeit und des beschaulichen Lebens, aus den Verführungen italienischer Kunst und Schönheit riß er sich los, um dem Vaterland zu dienen, das ihn nicht rief, zu dem er aber eilte, als der treueste seiner Söhne — und dem er, da er keinen Degen hatte, seine Feder widmete! Und wiewohl sein Ohr noch voll war von dem Wohllaut italischen Gesanges, so wiederholte er doch nicht die süßen Strophen, die fast lebenswarm noch von Tasso's Lippen zu ihm herüberklangen: nein! — nur der männliche Ton der Worte schien allein in seiner Seele zurückgeblieben, von dem großen Dulder gesprochen, den er in Siena besucht hat, einem Gefangenen, alt geworden in den Kerkern der Inquisition, weil er es gewagt, anders zu denken als die Franziskanischen und Dominikanischen Censoren dachten: jener Worte, deren eherner Klang fortan der Schrecken sein wird aller Feinde des Lichts: Und sie bewegt sich doch!...*) Und nun

*) Man könnte gegen dieses Wort, auf Milton bezogen, den doppelten Einwand von des Dichters Strenggläubigkeit und dem damaligen Stand der Wissenschaft erheben; denn es ist notorisch, daß

blick' hin auf jenen Maulbeerbaum und denk' an meine Worte: John Milton hat ihn gepflanzt!"

„Wir verirren uns sehr weit von dem Gegenstand, der uns bisher beschäftigt," sagte der gottesfürchtige, bibelgläubige Mann, sanft einlenkend; „ich weiß nicht, was der Verfasser ketzerischer Streitschriften mit dem Manne zu thun hat, von welchem wir zuvor gesprochen!"

„O! so weit," rief Frank Herbert, „daß man die

---

in England bis über die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts die besten Astronomen für die Unbeweglichkeit der Erde stritten und selbst Bacon noch das Copernicanische Weltsystem verworfen hatte. Doch Milton's Beispiel zeigt uns, gegenüber einer befremdlichen Erscheinung unserer eigenen Zeit, daß auch ein orthodoxer Bekenner der Bibel, gleich ihm, sich nicht unterfing, den Wahrheiten der Naturforschung mit Schriftstellen den Mund stopfen zu wollen; vielmehr begegnen wir in seinem großen Gedicht, welches man nicht mit Unrecht eine weltliche Bibel genannt hat, in der Stelle, wo Raphael, der Bote Gottes, den ersten Menschen die Erkenntniß des Weltgebäudes lehrt, folgenden Versen:

... What if the sun Be centre to the world, and other stars By his attractive virtue and their own Incited, dance about him various rounds?	... Wie nun wenn dies Centrum Der Welt die Sonne wär', und andere Sterne Durch eigne und der Sonn' Anziehungskraft Dies' in verschiednen Kreisen rings umtanzten?
. . . . . .	. . . . . .
If Earth industrious of herself fetch day, Travelling east ...	Die Erde holt beflissen selbst sich Tag, Gen Osten reisend ...
Paradise lost. VIII. 122. ff.	(Eitner's Uebersetzung.)

(Anmerkung vom Jahre 1868.)

Beiden einst nicht mehr getrennt, sondern immer zusammen als die einzig wahrhaft großen Männer unserer Zeit nennen wird. Dann vielleicht auch wird aus dem Verfasser ketzerischer Streitschriften, wie Du ihn zu nennen beliebst, ein anderer Mann geworden sein; und die Stimmen der Dichtung, welche jetzt er, im Dienste des Vaterlandes, in seiner Brust erstickt hat: sie werden dann feierlich aufrauschen, wie das Meer, wenn der Morgenwind darüber weht!"

Mißmuthig waren die Herren vom Colleg dem für sie so peinlichen Gespräch gefolgt und der Doctor fürchtete, daß die Begeisterung seinen Freund bis zu einem Punkt hinreißen könnte, wo es gefährlich, selbst für ihn, werden könnte, mehr zu hören.

Er mahnte ihn daher an sein Versprechen, ihm Auskunft zu geben über die Befürchtung, die er in Betreff Cromwell's hege.

„Es ist wahr," sagte der Obrist, mit seinem Schwert in den Rasenboden stoßend, daß die Erde herausflog — „ich bitte Dich, mir auf mein Zimmer zu folgen."

Und mit flüchtigem Gruß verabschiedete er sich von den Herren, die sich hierauf in den Hallen und Gärten zerstreuten.

Siebentes Capitel.

In der zwölften Stunde.

Frank Herbert führte seinen Gast durch die schattigen Höfe zu dem großen Portal, welches den Eingang zur Halle sowohl, als auch zu der sog. „Master's Lodge" bildete, der Amtswohnung des Rectors, wie wir in unserer Universitätssprache etwa sagen würden.

Von den vielen umfangreichen und stattlichen Collegien, welche der Stadt Cambridge noch heut etwas so Mittelalterlich-Klosterhaftes geben, ist das von Sidney Sussex vielleicht das kleinste, jedoch ohne Zweifel eins der zierlichsten, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Die luftigen Quadrangel, Arkaden und Säulengänge, das normannische Portal, die Piazza im Rennaissancestyl — der architektonische Reichthum von Trinity College (welches nach den Worten eines Elzevirischen Drucks vom Jahre 1630 „durch seinen Umfang und die Schönheit der Gebäude kaum einem andern Colleg in der christlichen Welt nachstand"), dies Alles fehlte dem „Collegium

Sidnaeum" freilich eben so sehr wie die Herrlichkeit jener Façade und die Spitzbogenpracht jener Kapelle, durch deren Vereinigung Kings College zugleich das Ansehen eines Palastes und eines Münsters erhält. Allein, in dem letzten Lustrum des sechzehnten Jahrhunderts gebaut, gab das Colleg, damals noch mehr als heut (wo verschiedene Restauratoren thätig gewesen, diesen Eindruck etwas zu verwischen), das reine Bild der späteren englischen Gothik, wie sie sich im Tudorstyl vollendet hatte. Diese schlanken Eckpfeiler und diese Giebeldächer, dieses Zinnenwerk, diese Thürbögen und Fensterrahmen waren so fein und charaktervoll ausgearbeitet, daß das Auge des Beschauers mit Wohlgefallen darauf ruhen mußte.

Die beiden Höfe, welche durch eine Mauer von der Straße getrennt sind, liegen hier neben einander, nicht hinter einander, wie in den anderen größeren Collegien, denen ein weiterer Raum zur Verfügung steht. Auch sind sie, der ganzen Bauart entsprechend, kleiner, einfacher und bescheidener als die übrigen. Doch haben sie gerade in dieser Beschränkung etwas sehr Trauliches und Anheimelndes. In den Hof zur Linken traten die beiden Freunde, und auf einer steinernen Treppe stiegen sie von dem Hausflur der Rectoratswohnung zu den oberen Gemächern empor.

Unmöglich, diese Stufen zu berühren, ohne sich Dessen zu erinnern, der hier gleichfalls auf- und abgestiegen

und dessen Name in den alten Collegienbüchern, den Studentenverzeichnissen von ehedem, folgendermaßen eingetragen — in gebräunter Tinte, mit alterthümlichen Schriftzügen und auf vergilbtem Papier, doch noch heute lesbar: Oliverius Cromwell Huntingdoniensis admissus ad commeatum siciorum, Aprilis vicesimo tertio. Tutore Mag° Ricardo Howlet (1616).

Wir wissen, wie sehr die Beiden, die jetzt die Treppe hinanstiegen, von den Gedanken an diesen Mann erfüllt waren, der vor dazumal einunddreißig Jahren als unbemittelter Student, als „Sizer", wie der technische Name noch heut lautet, zu den Beneficien und milden Stiftungen des Collegs zugelassen worden war.

Einige Hundert Jahre später, an einem Herbstnachmittag, gegen Sonnenuntergang, wandelte der Schreiber dieser Zeilen denselben Weg, den er vor den Augen der freundlichen Leser seine beiden Romanfiguren eben geführt hat. In den Höfen war schon die Dämmerung; blau und kühl war der Himmel darüber, aber vor den westlichen Fenstern brannte noch weithin das Feuer der sinkenden Sonne. Da waren wir (denn die Gefährtin meines Lebens folgte mir auch auf diesem Gang, der mich meinem Helden so nahe brachte) — da waren wir in der kleinen Kapelle, darin der Siebzehnjährige wohl oft und inbrünstig zu dem Herrn gefleht, der so Wunderbares

mit ihm noch zu vollbringen meinte. Die bunten Fenster im Chore funkelten von dem blendenden Licht, das dahinter. Dann gingen wir in die Bibliothek, in welcher es, ihrer besondern Lage gemäß, schon dunkelte. Doch der letzte Schimmer des Tages, der durch das Seitenfenster drang, wies nach einer Todtenmaske, die hoch über der Eingangsthür angebracht war. Gelblich, braun, wie verglastes Todtengebein steht dieser Schädel da; die Lippen wulstig und zusammengekniffen, wie beim letzten Schmerz — Stirn, Nase, Wangen eines mächtigen Gesichts, aber eingefallen, geisterhaft. Dieses, meine Freunde, war der große Cromwell: und das augenlose Antlitz des Todten sucht nun für immer den Schatten des Jünglings im Chore!... Nun ward es hier ganz dunkel, und uns, durch die Güte des jetzigen Rectors von Sidney Sussex, ward die Erlaubniß, seine Privatgemächer zu betreten. Hier grüßte uns wieder das Leben. Hier war noch eine warme Abendbeleuchtung; die Sonnenstrahlen zögerten, sich von den traulichen Wänden zu trennen. Der Tisch war gedeckt, das Leinen gebreitet, das gediegene Silber der Rectorei lag neben dem schweren Porzellan und dem funkelnden Krystall. Doch ließ der würdige Magister nebst seiner Familie den Fremden noch einen Augenblick, um allein zu sein. Ueber dem Side Board von Mahagony mit seinen gehäuften Haushaltsgütern hing ein Portrait in einfachem Rahmen: Oliver Cromwell in farbiger Crayon=

zeichnung. Man sagt, daß dieses Bild das beste sei, welches jetzt vorhanden, und man hat es vielfach copirt. Man erzählt auch eine sonderbare und geheimnißvolle Geschichte von der Art, in welcher es diesem Colleg geschenkt worden ist. Es war im Jahre 1765, daß der damalige Rector einen Brief erhielt, in welchem gesagt ward: daß an einem bestimmten Tage zwei Herren ein Portrait von Cromwell bringen würden; daß er sie jedoch nicht sehen, noch mit ihnen reden dürfe, sondern oben auf der Treppe stehen und, nachdem er es in Empfang genommen, nur diese drei Worte sagen sollte: „Ich habe es." — Seitdem hängt es an seinem heutigen Platz; und lange standen wir vor demselben, das schon ergrauende Haar und die hellblauen Augen des großen und frommen Mannes betrachtend.

Es war dieses Zimmer, in welches Frank Herbert seinen Freund einlud. Als eins der besten und geräumigsten in seiner Wohnung, hatte der Rector — ich weiß nicht, mit wie viel Widerstreben — es dem hohen Militär angewiesen, welchen zu beherbergen ihm auferlegt worden war. Die loyalsten Männer (und auch Frauen, wenn's gesagt sein muß!) werden in solchen Zeiten wundersam höflich gegen ihre Feinde; sie tragen ihre Lasten mit dem verbindlichsten Lächeln und beschränken sich darauf, zu poltern, wo sie Niemand hört. Was bleibt ihnen auch übrig zwischen dem Quartierbillet

und dem Pallasch Desjenigen, an welchem sie Gastfreundschaft zu üben gezwungen sind? Jedoch machte Frank Herbert seinem Wirth es in dieser Beziehung sehr leicht; er dankte mit der natürlichen Artigkeit, die ihm so gut stand, für Alles, was zu fordern er ein Recht gehabt haben würde; vermied es, die Regel des Hauses zu stören, und benutzte mit Bescheidenheit die Bequemlichkeiten, welche sein Zimmer ihm bot. Denn es war mit schöngeschnitzten Eichenmöbeln, mit Gemälden, Teppichen, Büchern in reichen Einbänden und anderen Kostbarkeiten ausgestattet; die Decke war braun getäfelt und der Fußboden kunstvoll ausgelegt. Es war außerdem schattig bis gegen Abend, und man hätte wohl behaglich darin wohnen können, wenn die Zeiten nur andere gewesen wären!

Doch hatte Frank Herbert, wie vertraut er auch mit den Alten war und wie sehr er sonst mit ihrer Denkweise sympathisirte, nicht den Wahlspruch des Vespasian, mit dem es sich so bequem leben läßt.

Leidenschaftlich aufgebracht, wie wir ihn in dem Hofe von den Herren des Collegs sich verabschieden sahen, hatte er unterwegs begonnen, dem Pfarrer eine Darstellung der aus London empfangenen Nachrichten zu geben; allein nur allmälig gelang es der Ruhe des geistlichen Freundes, die heftigen Zwischenreden zu stillen, durch welche der außergewöhnlich Gereizte seine Erzählung fortwährend unterbrach.

„Lange voraus sah ich's," rief Frank Herbert, der noch ungeduldig im Zimmer auf- und abschritt, während der Doctor sich in einen der hohen, mit Leder gepolsterten Sessel niedergelassen hatte, — „ich wußte, daß es nicht anders kommen konnte! Wir hätten den Dingen längst ein Ende machen sollen. Der Groll zwischen jenem heuchlerischen Pack von Presbyterianern und der Armee hat den Punkt erreicht, wo keine Transaction mehr gilt. Seit dem letzten Siege, den wir erfochten, war mein Wort: „Gebraucht Eure Waffen, bevor sie dieselben Euch abnehmen!" Wir haben zu lange gewartet!"

In immer größeren Schritten durchmaß er das Zimmer, laut und heftig dabei redend, während der Pfarrer schweigend zuhörte.

„Du denkst zu gut von mir, John," sprach er, „als daß Du glauben könntest, ich wolle dem Militärdespotismus das Wort reden; denn ein Despotismus ist mir so verhaßt als der andere; und das wird das glorreiche Ziel des Staates sein, den wir zu schaffen berufen: daß die Militärgewalt vollständig untergeordnet sei der bürgerlichen Gewalt. Aber ein Thor, wer sein Schwert aus der Hand giebt, daß man ihn selber damit schlage! Wir befinden uns noch mitten im Kriegszustand, und besser der Krieg, als der faule Frieden, der uns um die Früchte unseres Blutes betrügen wird. Statt des einen Tyrannen, den wir beseitigt, werden

uns künftig fünfhundert Tyrannen bedrohen! Es ist die Lernäische Hydra, die wohl ihren Herakles kennt! Das letzte Bollwerk der Freiheit ist die Armee: darum sucht jene Partei, die jetzt das große Wort in Westminster hat, ihr den Garaus zu machen. Unter dem Vorwande, daß der Krieg zu Ende, sucht sie uns zu vernichten. Kein Mittel ist ihr zu schlecht, als daß sie es nicht versuchen sollte. Man will uns nach Irland schicken, aber unserer Führer zugleich uns berauben. Man befiehlt die Auflösung der besten Corps. Man verbietet uns, der Hauptstadt in einem Umkreis von fünf Meilen uns zu nahen. Wir aber sagen: wir Soldaten sind so gut die Delegirten und Diener unserer Mitbürger, als Ihr Herren vom Parlament! O, wir wissen wohl, was Ihr im Schilde führt! Frieden schließen mit dem König ohne uns — und dann uns als Sühnopfer der vereinten Rache Beider hinwerfen!"

Und er stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

„Seine Majestät," sagte der Doctor, „wird niemals einen solchen Frieden schließen!"

„Nenne mir diesen Namen nicht mehr, seitdem man jene Briefe kennt, die vor Guildhall verlesen worden," rief Frank Herbert bitter; „Dein König folgt der Maxime Machiavell's: daß jeder Fürst gegen sein Wort handeln müsse!"

„Dennoch weiß ich," versetzte der Andere, „daß zwischen

dem König und der Armee bereits Botschaften hin- und hergegangen!"

„Jeder Gedanke, mit dem König in Unterhandlung zu treten, sei es um welche Bedingung es wolle, scheint mir nicht besser als Hochverrath."

„Doch stehen zwei große Parteien hinter dem König, die bereit sein würden, um diesen Preis sich zu nähern: die Royalisten und die Presbyterianer. Sie bilden die Majorität der Nation."

„Die Nation hat keine politische Meinung. Die Masse derselben steht zu keiner Partei fest, sondern hängt bald der einen und bald der andern an. Die Parteien sind nie die Nation. Aber das Recht der Minorität, wenn sie sich im Rechte weiß, ist: der Majorität ihre Meinung zu geben!"

„Das heißt: sie zu terrorisiren!"

„Wenn Du willst — ja! Denn freiwillig, und wenn es zum Wohle des Ganzen auch nothwendig wäre wie das Athmen zum Leben, wird kein Bevorrechteter sein Privileg, kein Separatist seine Selbstständigkeit aufgeben. Man muß sie zwingen!"

„Und wenn dennoch ein friedlicher Ausgleich versucht würde?"

Da lächelte Frank Herbert trübe; mit einem Ausdruck von Melancholie blickte er den Freund an: „Ich kenne die Armee. Sie gleicht der Höhle des Löwen:

manch' ein Pfad führt hinein, aber keiner führt mehr heraus. Merke Dir das, John! Merke Dir's!"

Dann, nachdem er fast erschöpft vor innerer Aufregung, dem Freund gegenüber Platz genommen, fuhr er fort mit ruhigerem, fast eisigem Tone: „Aber es handelt sich jetzt nicht darum! Wir stehen in der zwölften Stunde. Vielleicht, während wir hier die Zukunft debattiren, ist unser Schicksal schon vollendet. Als unser General das letzte Mal von uns nach London ging, um seinen Platz im Parlament wieder einzunehmen, da baten wir ihn, zu bleiben und nicht anders in der den Presbyterianern ergebenen Hauptstadt wieder zu erscheinen, als mit der Armee hinter sich. Doch er ging und hieß uns, den Befehlen des Parlamentes gehorchen. Nun, das Parlament hat gestern ein Comité ernannt, um die Auflösung der Armee durchzuführen und das Gerücht meldet, daß die Verhaftung Cromwell's beschlossen ..."

Tiefe Stille herrschte in dem Gemach von Sidney Sussex, nachdem Herbert diese Worte gesprochen.

„Vielleicht," begann er nach einer Weile wieder, „ist Cromwell um diese Stunde schon ein Gefangener im Tower — und was weiter wird ... mich schaudert, es zu denken!"

Da ward stark gegen die Thür gepocht, und als Frank Herbert ging, um zu öffnen, stand ein Unterofficier seines Regiments vor ihm.

„Was giebt es?“ fragte der Obrist, mißmuthig über die Störung.

„Ein Mann wünscht Euch zu sprechen, welcher sagt, daß er mit Aufträgen der Synode komme und daß sein Geschäft Eile habe!“

Der Obrist war nicht in der besten Laune, den Abgesandten der Gewalt zu empfangen, der er von ganzem Herzen feind war. Jedoch er war Soldat, Commandant von Cambridge — er durfte sich nicht weigern, selbst gegen Diejenigen seine Schuldigkeit zu thun, mit welchen er, wenn er seiner Neigung hätte folgen dürfen, am Liebsten kurzen Proceß gemacht haben würde.

„So laß ihn kommen,“ rief der Obrist; „doch sag' ihm, daß auch wir Eile haben... ihn wieder gehen zu sehen!“ —

Alsbald trat ein Mann herein von einer langen aalglatten Gestalt, welcher ein langer schwarzer Rock von dem famosen presbyterianischen Schnitt, lange, breite Ohren, die unter dem kurzgeschorenen Haar hervorstanden, und ein langer, spitzer Hut wahrlich nicht zur Verschönerung gereichten. Er führte bei seinem Eintritt in das Zimmer eine sehr demüthige Verbeugung aus, nahm seinen Hut vom Kopf herunter und drehte ihn tölpisch zwischen seinen langen dürren Fingern.

Der Doctor hatte sich abgewandt und mit den Büchern an der Wand zu thun gemacht, um auf keine Weise der Audienz im Wege zu sein.

„Wer seid Ihr?“ fragte der Obrist barsch, indem er den widerwärtigen Patron scharf fixirte, denn er kam ihm bekannt vor.

„Es ist mir ein gutes Zeichen, daß Ihr mich nicht wieder zu kennen scheint,“ sagte der Sendbote der kirchlichen Behörde mit unterthänigem Blick und salbungsvoller Stimme; „dieweil ich in mich gegangen seit unserm letzten Begegnen und nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich ein Anderer geworden. Denn so spricht der Herr bei Jeremia am Achten: Wo ist Jemand, so er fällt, der nicht gern wieder aufstünde? Wo ist Jemand, so er irre gehet, der nicht gern wieder zurecht käme?“

„Laßt mir die Schrift aus dem Spiele,“ fuhr Frank Herbert auf, „wo sich's gebührt, Ordre zu pariren. Ich habe nicht so viel Zeit, bis Ihr Eure Bibelsprüche zu Markte gebracht. Ich bin auch nicht der richtige Mann dafür.“

„Und doch seid Ihr der Mann, dem ich alles dies verdanke; daß ich den weißen Kittel vertauscht mit dem schwarzen Rock und jede Lust an der Creatur mit der einzigen Lust am Vater. Ein Storch unter dem Himmel weiß seine Zeit, eine Turteltaube, Kranich und Schwalbe...“

„Zum Teufel!“ rief der Obrist — „ich habe nicht Lust, mich von Störchen und Turteltauben unterhalten zu lassen; sagt mir Euren Auftrag her und macht's kurz — sonst bei Gott...“

Der geistliche Sendbote wich betroffen zurück. „Wie der Mann flucht und schwört!“ sagte er, die Augen verdrehend und die Hände faltend; „es ängstigt meine Seele, zu hören und beleidigt mein Ohr. Wie! mein Herr Obrist, Ihr wüßtet nicht, daß diese Störche, Kraniche, Turteltauben und Schwalben aus jenem Buche sind, von welchem gesagt ist...“

„Mögen sie sein, woher sie wollen. Wenn Ihr nun nicht sofort mir sagt, wer Ihr seid und was Ihr wollt, so wird der Mann da so gefällig sein, Euch vor die Thür zu führen.“ Und er wies auf den Soldaten, der mit Sturmhaube, Schwert und Harnisch auf der Schwelle stand — ein richtiger Corporal von den Eisenseiten!

Die geistliche Furcht machte nun der weltlichen ein wenig Platz, und unter abermaligen Verbeugungen aber mit etwas weniger Zuversicht auf den Eindruck, den diese Nachricht hervorbringen würde, sagte der Gefragte: „Ich heiße Zedekiah Pickerling...“

„So seid Ihr der größte Schuft, den Gottes Erdboden trägt,“ versetzte der Obrist mit einer Kaltblütigkeit der Verachtung, welche zerschmetternd auf Jeden hätte wirken müssen, der weniger an solche Begrüßungen gewöhnt gewesen wäre, als der weiland Müller von Childerley.

Diese Wendung des Gespräches hatte auch den Pfarrer aufmerksam gemacht, und nachdem er den Band,

in welchem er geblättert, wieder an seine Stelle gesetzt, trat er näher.

„Zittert Ihr nicht, wenn Ihr diesen Mann seht?" fuhr der Obrist fort, indem er auf den Pfarrer deutete. „Ruft sein Anblick nicht all' den schwarzen Verrath in Eure Erinnerung zurück, den Eure verruchte Seele gegen Euren Herrn und Eure Obrigkeit gesonnen? Ich hoffe, daß ich Euch nicht zu sagen brauche, wem Ihr gegenüber steht!"

„Wie sollte ich Seine Hochwürden nicht kennen?" versetzte Zedekiah mit schlecht verheimlichter Schadenfreude; „versammelt sich doch schon in der Stadthalle das geistliche Gericht, vor welchem er in weniger als einer halben Stunde von jetzt ab erscheinen wird!"

„Elender Wicht!" donnerte der Obrist ihn an, „auch das ist von Dir angestiftet worden!"

„Warum soll ich's leugnen," war die Antwort, „daß ich, ein höchst unwürdiges Werkzeug in der Hand des Herrn und ein Diener der großen Synode von London, für würdig befunden worden, Zeugniß abzulegen gegen die Schänder des Heiligthums, die nicht Euch weniger ein Stachel im Herzen und ein Dorn im Auge, denn uns?"

Da reckte sich der gewappnete Mann, der auf Wache stand an der Thür, und ein Klirren von Eisen ging durch das Zimmer.

„Du hast Recht, Corporal," sagte Frank Herbert;

„diese Unterredung beginnt die Grenzen der Schicklichkeit zu überschreiten, wie sie bereits das Maß unserer Geduld erschöpft hat. Wenn Ihr daher," und dabei blickte er den Puritaner mit einem Ausdruck unsäglicher Geringschätzung an, „noch Etwas zu sagen habt, so sagt's. Jedes überflüssige Wort würde mir sofort Veranlassung geben, Euch weiteres Gehör zu versagen."

Das Gesicht Zedekiah's verlor weder den Ausdruck der Unterwürfigkeit, noch jenes unerträgliche Grinsen, welches fest darauf saß, sobald er seiner Sache gewiß war. Er setzte den Hut, den er bisher in seinen Händen gehalten, auf die Erde, griff mit großem Vorbedacht in die Brusttasche, langte mit aller Umständlichkeit ein Papier hervor und entfaltete dasselbe mit so viel Langsamkeit als möglich.

„Hier ist ein Verhaftsbefehl, ausgefertigt vom Synodalgericht zu Cambridge, welches Euch, Herr Obrist, in Eurer Eigenschaft als Commandant dieser Stadt, geflissentlich ersucht, dasselbe durch Eure Unterschrift zu bestätigen, denn Ihr wisset, daß wir noch unter dem Kriegsgesetz stehen —"

Zedekiah hatte das Wort „noch" stark betont. „Dem Himmel sei Dank!" rief Frank Herbert, „daß dem noch so ist, und Gott verhüte, daß dem sobald anders werde. Wehe den ehrlichen Leuten, wenn Schurken..."

Er fühlte die Hand des Pfarrers auf seinem Arm und hielt inne.

Der Diener der Gerechtigkeit fuhr fort: „Daß wir noch unter dem Kriegsgesetz stehen, wiewohl es, guten Nachrichten zu Folge, die wir aus London erhalten haben, schon morgen damit zu Ende sein kann. Ihr solltet daher, Herr Obrist, Euch nicht weigern, diese Gefälligkeit der Behörde zu erweisen, deren Freundschaft und guter Wille Euch einmal nützlich werden könnte. Ich hätte vielleicht nur die Ankunft des nächsten Couriers abzuwarten brauchen, um diesen Gang mir zu ersparen; allein ich trage Euch keine Feindschaft nach, Herr Obrist, und die Sache hat Eile."

Damit endlich überreichte Zedekiah den Befehl der Synode dem Obrist. Dieser bemeisterte sich mit der höchsten Anstrengung, doch hörte man wohl an seiner Stimme, welchen Kampf es ihn koste.

Er warf einen flüchtigen Blick auf das Papier. „Wer ist das Mädchen, um das es sich hier handelt?" fragte er.

„Von welcher Religion?" fragte Zedekiah mit unterwürfigem Tone. „Es wäre schwer, darauf zu antworten. Das Beste, was man ihr nachsagen könnte, würde noch sein, daß sie sich zu der papistischen Religion bekennt..."

„Was kümmert das mich oder Euch? — Die Synode wird so wenig sich für ein Ketzergericht, als den Officier der Englischen Armee für einen Inquisitor halten."

„Doch ist es der Anfang zu den folgenden Beschuldigungen," versetzte Zedekiah, „und nothwendig, um sie zu verstehen. Es ist nämlich ausgemacht und erwiesen, daß diese Person, tiefverwickelt in royalistische und papistische Pläne, gekommen ist aus einem jener gegen Süden gelegenen Länder, in denen der römische Götzendienst noch herrscht. Es ist ausgemacht und erwiesen, daß sie, zuerst in der Verkleidung eines Pagen, einen Brief des abgöttischen Weibes an ihren Mann, jetzt ein Gefangener des Parlaments, in Holmby, zu bringen hatte — den schwärzesten und verrätherischsten all' jener Briefe, die man unlängst laut auf der Straße von Guildhall verlesen hat. Es ist ausgemacht und erwiesen, daß, nachdem sie selber durch den Zorn Gottes geschlagen und entkappt ward in einem Walde, der ruchlose Herzog von Buckingham, diesen Brief weiter getragen bis zu dem Ziele seiner Bestimmung; während ein Knight, bekannt unter den Böswilligen des Landes, Derjenigen Schutz, Zuflucht, Nahrung und Beistand angedeihen ließ, welche gleicherweise der Rache des Herrn und der Nation verfallen ist. Darum habe ich, Zedekiah Pickerling, ein Knecht Gottes und zerknirscht von der Gnade, die mich zu diesem Amte hat ausersehen, Anklage erhoben und Zeugniß gethan gegen dieses Mädchen, welche durch ein Wunder des Herrn wieder in unsere Hände gerathen, da sie heut früh zusammen mit einem Transport Gefangener in das Lager von Kentford eingebracht worden ...“

„Bube, der Du bist!“ unterbrach nun Frank Herbert den Knecht Gottes, indem er ihn am Arme schüttelte, „daß Du es wagst, mit einem solchen Ansinnen zu mir zu kommen!“

Denn längst war in der Erinnerung des jugendlichen Kriegsmannes jener Morgen wieder aufgedämmert, jener Morgen im Walde von Longstow. Längst standen vor seinen Augen Bilder der entschwundenen Zeit — Bilder so hold, Gestalten so lieb und traut! Und während an sein Ohr die giftigen Denunciationen des Heuchlers klangen, gingen durch seine Seele der Name und das Andenken Olivia's, der blonden, blauäugigen Tochter von Childerley.

„Ich sehe,“ sagte Zedekiah, unter dem Griffe von Frank's kräftiger Faust sich windend — „daß der Herr Obrist sich entsinnt...“

„Zu Deinem Unheil, Schlange,“ rief der wackere Soldat, indem er den niederträchtigen Verräther weit von sich schleuderte.

Dann überflog er noch einmal das in lateinischer Sprache verfaßte Schriftstück. Der Verhaftsbefehl lautete auf eine „Persona quaedam nominata Manuella.“ Längst war auch das bleiche Gesicht wieder vor ihm erschienen, und die dunkeln Augen, die sich nur einmal geöffnet.

Nun erst legte der Doctor sein Wort ein. „Sie ist unschuldig, Frank,“ sagte er.

„Ich würde es, wenn ich davon sonst nicht überzeugt wäre, aus dem einzigen Umstand gewußt haben, daß dieser sie verklagt!“

„Sie ist, in fast zweijährigem intimen Beisammensein mit ihr, die Freundin Olivia's geworden!“

„So bin ich,“ erwiederte Frank Herbert, „der Dame, die Du nennst, doppelt verantwortlich für die Sicherheit der Fremden, zu deren Beschützer mich abermals der Zufall beruft.“

„Ein unglückliches Ereigniß, von welchem ich Dir später Nachricht geben will, hat sie bestimmt, sich dem Hause zu entreißen, in welchem sie wegen ihrer hohen Seelentugenden von Denen, die sie näher kannten, geliebt und wegen ihrer Bescheidenheit von Allen geachtet ward.“

„Um so angenehmer mir die Pflicht, die ich zu erfüllen habe.“

„Und was soll aus dem Mädchen werden, welches die Synode vor ihr Tribunal gefordert?“ fragte Zedekiah, schon in der nöthigen Distance, die, wie man aus früheren Begegnissen weiß, seinen persönlichen Muth zu erhöhen pflegte.

„Der Schild der Armee wird sie decken!“

„Und der Verhaftsbefehl?“

„Zerrissen!“ rief der Obrist, indem er ihm verächtlich die Fetzen vor die Füße warf.

„Zerrissen, wie Ihr den Covenant zerreißen möchtet!“

sagte Zedekiah Pickerling, vorsichtig nach rückwärts schreitend. „Aber schon ist es im Rathe des Höchsten anders beschlossen. Der Mächtige ward herabgestoßen von seinem Sitze; Cromwell ist ein Gefangener, und morgen wird es von der Armee heißen, wie geschrieben steht: siehe, ich will den Bogen Elam's zerbrechen, ihre vornehmste Gewalt; und will die vier Winde aus den vier Oertern des Himmels über sie kommen lassen und will sie in alle dieselbigen Winde zerstreuen." — Damit empfahl er sich und ging.

Doch kaum, daß sein Schritt auf den steinernen Stufen verhallt war, als es dumpf auf dem Thurme von Sidney-Sussex die zwölfte Stunde schlug.

„Es ist Zeit," sprach Doctor Hewitt, „daß ich mich vor dem Synodal-Gericht stelle!"

„Lebe wohl, John," sagte Frank; „wenn es vollbracht ist, sehen wir uns wieder!"

Achtes Capitel.

Das Verhör.

Das Verhör war kurz und verlief, wie vorauszusehen. Das Benehmen des Doctors, als er vor seinen Richtern erschien, war der Würde der Sache angemessen, die er vertrat. Er blieb auf keine Frage die Antwort schuldig und sprach mit Festigkeit; doch er vermied es, sich in Erörterungen einzulassen, welche sich auf Meinungen bezogen und nicht auf Thatsachen. Denn diese geistlichen Gerichte liebten es, zur Erbauung des Publikums, welches sich im Zuhörerraume einzufinden pflegte, ihre Sitzungen zum Austrag von Controversen zu benutzen. Nicht selten nahm alsdann das Verhör den Charakter einer theologischen Disputation an, welche von Zwölfen gegen Einen geführt und regelmäßig, wenn Gründe nicht ausreichten, durch einen Machtspruch beendet ward.

Das Gericht bestand nicht nur aus geistlichen, sondern auch, nach presbyterianischem Gebrauch, aus weltlichen oder sogenannten „Laien"-Mitgliedern, und diese

waren nicht die am Wenigsten Streitlustigsten unter ihnen. Es saß nämlich ein solches Laienmitglied auf der Richterbank, ein alter Mann schon, mit ergrautem Bart und Haupthaar, der sich in dieser Beziehung mit Zwischenfragen und steten Unterbrechungen der zur Sache gehörigen Fragen besonders hervorthat. Er war seines Zeichens eigentlich ein Schneidermeister aus der City, welcher viele Jahre lang seine Kunden bedient unter dem Schild eines Hundes (denn damals hatten die Häuser in London alle noch solche Schilder, nach denen sie genannt wurden, wie heute nach ihren Nummern). Er war stets ein gottesfürchtiger Mann gewesen, und die Leute, denen er Röcke machte, waren gottesfürchtige Leute gewesen; und die Röcke, die er machte, waren alle nach dem presbyterianischen Maß gearbeitet, desgleichen die Hüte, die er feilhielt. Häufige Fasttage hatten sein Antlitz schmal und mehrfache Geldbußen seinen Seckel leicht gemacht. Denn die Sternkammer hatte ein Auge auf diesen Mann, der den Conventikeln präsidirte, Comités bildete für die Unterstützung der Reiseprediger und unter dem Zeichen seines Hundes that, was Gott gefiel, nicht aber der Regierung. Mit dem Beginne der bürgerlichen Unruhen tauchte dieser Mann aus dem Dunkel seines kleinen Ladens auf, und beschädigt an Leib und Gut für das göttliche Recht des Presbyteriums, suchte nun die Gunst seiner Mitbürger an ihm gut zu machen, was die Bischöfe gegen ihn ge-

sündigt. Sie wählten ihn zuerst zu einem Alderman in London, und sein Ansehen in der Gemeinde hatte beständig so zugenommen, daß man ihn zuletzt als Deputirten der City in die Versammlung der Theologen sandte. Die City war damals, und blieb es lange, die Festung des Presbyterianismus; treu stand sie zu dem Parlamente, in welchem die Presbyterianer noch sehr bedeutend in der Majorität waren, und die Meister hatten ihre Lehrlinge gut darauf dressirt, Waffen zu tragen, Lärm zu machen und in Verbindung mit dem Straßengesindel kleine Krawalle zu veranstalten in den Höfen von Westminster. Ihr Geschrei hatte mancher schwankenden Bill den Ausschlag zu Gunsten ihrer Lehrherren gegeben, und unter dem Beistand dieser Hülfstruppen war auch der Beschluß durchgegangen, Cromwell zu verhaften. Nun, in diesen Angelegenheiten hatte der Mann sich immer ausgezeichnet, der zuerst ein Schneider war, dann ein Alderman und Mitglied des Theologen-Parlamentes ward. Ja viel strenger noch, als mancher von seinen Brüdern, hielt er an den ursprünglichen Satzungen fest und wich nicht rechts, nicht links davon ab. Er war, was die Presbyterianer damals „treu blau" nannten. Ich weiß nicht zu sagen, ob er gleich dem edlen Sir Hudibras, dessen Thaten eben damals, aber heimlich und in einer stillen Studirstube von einem unbekannten Hauslehrer beschrieben wurden, den Fleischpasteten abgeschworen, den hochberühmten

„minc'd pies", dem „plumporridge", den fetten Gänsen und Schweinen, weil er es für gotteslästerlich erachtete, Dinge in den Mund zu nehmen, welche an die alte hochkirchliche Weihnachtsfeier erinnerten; noch ob er, wenn die Gelegenheit sich böte, nicht auch „eine Rahmtorte durch die Nase verketzert haben würde." Doch schien er ganz gewiß, wie der unsterbliche Ritter, der puritanische Zwillingsbruder des Don Quixote, dem Dienste des Rasirmessers entsagt zu haben so lange, bis die Sache des Parlaments und des Presbyterianismus triumphirt hätten. Dieser Bart war daher wirr und grieslich und gab dem langen, hagern Gesicht mit der spitzen Nase, der knochigen Stirn und den von buschigem Grau beschatteten dunkeln Augen nicht das freundlichste Ansehen.

Von diesem Mitglied des Theologen-Parlaments hatte der Doctor viel zu leiden: das stechende Auge desselben war immer inquisitorisch auf ihn gerichtet und auf seinen dünnen Lippen lauerten beständig neue Fragen.

Der Doctor war bereit, jede Beschuldigung zuzugeben, die man gegen ihn erhob. — Er wisse, daß die hochkirchliche Liturgie seit Januar 1645 unterdrückt worden sei? — Ja! — Daß das Gebetbuch, genannt „the book of common-prayer", verboten und durch ein neues ersetzt? — Ja! — Daß die Kniebeugung, das Altartuch und die bischöfliche Gewandung abgeschafft? — Ja? — Und dennoch habe er fortgefahren, für die Kirche von Childerley in Gebrauch und Uebung zu halten, was unter-

drückt, verboten und abgeschafft sei? — Der Pfarrer stellte dieses nicht einen Augenblick in Abrede. — Warum er nicht der Ordonnanz vom Februar 1646 gefolgt sei, welche für drei Jahre das Schottische Modell von Klassen, Synoden und Generalversammlungen durch ganz England etablirt habe? — weil er in Kirchensachen, war die Antwort, nur seinem Gewissen folge! — Da schüttelte das Mitglied des Theologen-Parlaments bedenklich den Kopf; aber der Vorsitzende ließ ihn nicht zu Worte kommen, indem er sofort weiter frug, ob er nicht wisse, daß solches Verhalten unmittelbar Amtsentsetzung zur Folge haben müsse? — „Darauf bin ich gefaßt," sagte der Doctor. — Es sei seine Pflicht, ihn zu ermahnen, sagte nun der Präsident des Gerichts; denn nicht nur die zeitliche Strafe ziehe die Weigerung nach sich; ob er nun doch, nach reiflicher Erwägung und überzeugt durch bessere Gründe, nicht bereit sei, Frieden mit Gott und der Nation zu schließen, indem er seinen Beitritt zum Covenant erkläre? —

Der Schneidermeister von ehedem ließ dem Geistlichen keine Zeit, diese Frage zu beantworten, sondern interpellirte den Vorsitzenden mit der Bemerkung, ob es der Wichtigkeit des Schrittes, den der Angeklagte nunmehr zum Guten oder zum Bösen thun müsse, nicht angemessen sei, denselben zuvor über die wahre Bedeutung des Covenants aufzuklären?

Der Präsident nickte beistimmend, und das Laien-

mitglied, nachdem ihm das Wort ertheilt, begann in näselndem Tone: „Zu der Zeit, wo der König, aufgereizt durch den Erzbischof Laud, jenen hochmüthigen Diener des Baal's, den seine wohlverdiente, vom Parlament über ihn verhängte Strafe seitdem auf dem Schaffot ereilt hat, sich verbrecherischer Eingriffe schuldig machte in die Kirchenverfassung von Schottland — da erhob das ganze Volk sich, als Ein Mann, — ging feierlich ein Bündniß ein und schwur einen Eid, nicht eher sich zu trennen, sondern Bruder zum Bruder zu stehen, bis die Kirche wieder in ihren reinen Glauben eingesetzt und in ihrem heiligen Rechte bestätigt worden. Die Schotten griffen zu den Waffen und betraten den Boden von England. Dies war der Augenblick, wo auch in England die lange verstörte, die tief gebeugte, die schwer verfolgte Kirche, so sich zum gereinigten Glauben bekennt, ihr Haupt erhob und ihre Hände flehend ausstreckte zum Herrn der Heerschaaren. Und dieser gab ihr das Schwert in die Hand, welches Wunder that im Thale von Gibeon und fegte die Tempel rein, in denen kaum ein Naëmann mehr niederzuknieen wagte. Da ward das große Bündniß gestiftet zwischen den Schotten und Engländern, den Bekennern der reinen Lehre für ewige Zeiten, und verordnet, daß Jedermann in Staat und Kirche denselben zu nehmen habe, wofern er nicht ausgeschlossen sein wolle von den Gnaden und Wohlthaten beider. Und nun ersuche ich den Vorsitzenden

dieses Gerichtshofes, daß er den Secretär auffordern wolle, dem Angeklagten den Covenant vorzulesen."

Auf die Anordnung des Präsidenten erhob sich hierauf der Secretär und verlas von einem langen Streifen Pergaments, das er entrollte, den Wortlaut des mit zahllosen Unterschriften bedeckten Covenants:

„Wir, Edelleute, Barone, Ritter, Gentlemen, Bürger, Eingesessene, Diener des Evangeliums und Gemeine aller Arten in den Königreichen von England, Schottland und Irland ꝛc. ꝛc. schwören mit unseren Händen, erhoben zu dem höchsten Gott,

„Erstens, daß Wir aufrichtig, wirklich und beständig durch die Gnade von Gott, uns bemühen wollen, in unseren verschiedenen Wohnplätzen und Berufsarten aufrecht zu erhalten den reformirten Glauben der Kirche von Schottland, in Lehre, Gottesdienst, Zucht und Regiment gegen unsere gemeinschaftlichen Feinde; ꝛc. ꝛc.

„Zweitens, daß Wir in gleicher Art, ohne Ansehn der Personen, Uns bemühen wollen, auszurotten Papisterei, Prälatenthum (das ist Kirchenregiment durch Erzbischöfe, Bischöfe, deren Kanzler und Commissarien, Dechanten und Capitel, Erzdechanten und alle anderen kirchlichen Beamten, die von jener Hierarchie abhängen), Aberglauben, Ketzerei, Schisma, Profanität; ꝛc. ꝛc.

„Drittens, daß Wir weder den Gedanken noch die Absicht haben, zu verringern Seiner Majestät gerechte Macht und Größe;..." ꝛc. ꝛc.

Der Secretär hielt inne. Schweigend und ohne ein Zeichen des Widerspruchs hatte der Doctor die Vorlesung des Actenstückes mit angehört.

Vom Vorsitzenden zur Aeußerung aufgefordert, sagte er: daß er den dritten Punkt freudig billige; daß dieser aber in schneidendem Widerspruch stände mit den anderen.

„Warum?" unterbrach ihn hier jenes streitsüchtige Mitglied der Theologen-Versammlung. „Ist Seine Majestät nicht gegenwärtig in ehrenvollem Gewahrsam zu Holmby Castle? Umgiebt ihn nicht ein vornehmer und weiser Rath, gewählt aus beiden Häusern des Parlaments und präsidirt von dem eben so tapfern als gottesfürchtigen Grafen von Pembroke und Montgommery, dem besten Peer des Reiches? Die seit Jahresfrist gepflogenen Verhandlungen werden sehr bald zu dem erwünschten Ziele führen, und Seine Majestät, endlich belehrt über die schweren Irrthümer, zu denen die Rathschläge seines ruchlosen Weibes, seiner Minister und Prälaten ihn mehr verführt haben, als sein eigenes Herz, einsehen, wo seine wahren Freunde sind! Dann wird unter einem von Gott erleuchteten König die gerechte Kirche triumphiren, und dann wird auch, wenn es erlaubt ist, das Bild vom himmlischen Reich auf das irdische zu deuten, dies England wiederum Ein Hirt und Eine Heerde sein!"

„Ihr täuscht Euch," erwiederte der Doctor; „Seine Majestät würde vielleicht um den Preis des Friedens

sich zur Duldung Eurer Kirche verstehen; doch er würde niemals, selbst um den Preis seines Lebens und seiner Krone nicht, die Hand bieten und den Namen leihen zur Ausrottung der Unsrigen."

„Dieses sagt Ihr uns, hier, und am Vorabend der wichtigsten Entscheidungen? Trotzt vielleicht auch Ihr auf den Beistand der Armee? Wollt Ihr Vortheil ziehen aus der unheilvollen Spaltung unter den Vertretern der Nation, genährt, befördert, groß gezogen und zum Ausbruch reif gemacht durch jenen Heuchler, welcher unter dem Deckmantel der Religion uns und unser Vertrauen gemißbraucht hat zur Erreichung seiner ehrgeizigen Zwecke? Bauet nicht länger auf die Hülfe dieses Mannes! Oliver Cromwell, angeschuldigt, den Covenant gebrochen, Fractionen und Parteiungen im Volke gestiftet zu haben, ist ein Gefangener, wird nach dem Buchstaben jenes heiligen Bündnisses, das er unterschrieben und verletzt hat wie ein Frevler, vor die Schranken des versammelten Parlaments zu öffentlichem Gericht geladen und als ein „Incendarius" und „Malignus" die wohlverdiente Strafe seiner Verbrechen empfangen!"

„Die Wege des Herrn sind unerforschlich," sagte der Doctor; „doch werden sie uns klar werden zu seiner Zeit. Ich trotze nicht, noch baue ich auf die Hülfe eines Mannes. Demüthiglich folge ich der Stimme meines Gewissens. Dieses aber heißt mich hier laut und un-

zweifelhaft erklären, daß ich mit der von Euch verfolgten Kirche stehen und fallen werde, daß ich den Covenant verwerfe!"

Man erlaubte dem Pfarrer, während die Behörde sich zurückzog, um zu berathen, Platz auf einer von den Bänken zu nehmen, welche längs der Wände des Sitzungszimmers hinliefen. Nun, wo er dem verhängnißvollen Spruch gegenüber war, erfüllte doch ein eigenthümliches Bangen seine Seele. Wohl hatte er sich lange auf die Entscheidung vorbereitet, und er dankte Gott dafür im stillen Gebet, daß Nichts mehr daran zu ändern sei; doch kam jetzt zum ersten Mal ein Gefühl über ihn, welches er früher nicht gekannt, — das Gefühl des Schwächeren, welcher ein Unrecht erdulden muß, weil er sich nicht wehren kann; welcher von einem unedlen und grausamen Besieger sich in seinen theuersten Empfindungen verletzt und bis in seine Persönlichkeit geleugnet sieht. Nur der Besiegte kennt diesen demüthigenden Zustand. Und bisher mit den Waffen des Evangeliums zu seinem Gebrauch, mit der Freiheit zu predigen und zu lehren auf der Kanzel und in der Gemeinde: so hatte der Pfarrer vielmehr immer das Bewußtsein gehabt, ein Kämpfer zu sein, — wenn auch auf beschränktem Gebiet, aber doch ein Kämpfer! Dieses Bewußtsein sollte jetzt ihm genommen werden. Er

schmeckte den ersten Tropfen Bitterkeit in seinem sonst so reinen, klaren, harmonisch gestimmten Gemüth.

Er stützte den Elnbogen des rechten Armes auf sein Knie und begrub sein Gesicht in die Hand. Vor seinem inneren Auge (denn sein äußeres war geschlossen) stieg ein hehrer Tag herauf und ein heiliges Erinnern: der Tag und die Stunde, wo er einst in der Kathedrale von Ely vor dem Bischof niedergekniet war, um die priesterliche Weihe vou demselben zu empfangen. Hoch und feierlich stiegen die schlanken Säulen und Pilaster, wölbten sich die reich gegliederten Bögen der Decke, durch die bunten Glasfenster des Chors fiel der gedämpfte Sonnenschein, des Morgens und durch den prachtvollen Dom, durch das Hauptschiff und die Seitenschiffe, durch die Kapellen und weiten Flügel brauste von oben herab aus der Orgel der mächtige Schall des „veni, Creator spiritus", begleitet von dem lieblichen Gesange der Chorknaben, wie von Stimmen der Engel. Auf seinem Stuhl, in der Nähe des Altars, saß in der vollen Pracht seiner Amtsgewandung der Bischof von Ely, ein ehrwürdiger Greis, gefolgt von dem Dechanten und umgeben von dem vollen Capitel der Diöcese. Als ob dies Alles lebendig und gegenwärtig wäre, so stand das Bild mit seinen vielen und verehrten Personen, mit seinen reichen und tiefen Farben vor dem Geiste des Sinnenden, und darüber mit ihrem Dunkel und Licht schlossen sich die hohen Wölbungen von Stein. Er sah noch

einmal die ganze Schönheit dieses alten und hochberühmten Münsters, heilig schon seit der ersten Morgendämmerung des Christenthums in England und den Klostertagen Ethelbreda's, der frommen Sachsenkönigin; er sah die Gräber an den Wänden, und die todten Bischöfe mit Stab und Mitra, in ihrer steinernen Ruhe; er sah die marmornen Bilder, die Statuen von Kämpfern und von Duldern, die Königs- und die Dornenkronen — die vergoldeten Inschriften, die kostbaren Verzierungen, die Gluth der Kapellenfenster, in deren brennenden Farben manch' eine fromme Legende der Vorzeit lebte — er sah den Altar, beleuchtet von hohen Kerzen auf goldenen Candelabern von schwerem Gewicht und ringsum versammelt den strahlenden Pomp der Hochkirche von England. Nachdem der Gesang gesungen und ahnungsvoll ausgeklungen und hingestorben war unter den fernsten Wölbungen und im Dunkel der Prälatengräber, trat er hin — er, damals ein Jüngling, den Kämpfen des Herzens und der Seele noch unbekannt — zu dem Bischof, der auf dem Stuhl der alten Aebte von Ely saß, und schwur in die Hände desselben den Eid der Treue für den König. Gewaltig hallte dieser Eidschwur in ihm nach; es war, indem er die Worte sprach: „Ich, John Hewitt, schwöre —", wie wenn sie Besitz genommen von seinem ganzen Wesen und mit jedem Tropfen seines Blutes sich verbunden hätten. — Dann war er niedergekniet, und der Bischof war aufgestanden und hatte

seine Hände auf des Knieenden Haupt gelegt und hatte gesagt: (war es doch dem Träumenden, als ob er in der Stille, die ihn jetzt umgab, die Worte wieder vernehme!) — „Empfange den heiligen Geist für das Amt und Werk eines Priesters in der Kirche Gottes, welches Dir nun übertragen worden ist durch die Auflegung unserer Hände. Wessen Sünden Du vergiebst, sie sind vergeben, und Wessen Sünden Du zurückhältst, sie sind zurückbehalten. Und sei Du ein treuer Vertheiler des göttlichen Wortes und seiner heiligen Sacramente: im Namen des Sohnes und des Vaters und des heiligen Geistes. Amen." Dann gab der Bischof ihm, dem noch immer Knieenden, die Bibel in die Hand und sagte: „Nimm Du Gewalt, zu predigen das Wort Gottes und zu verwalten die heiligen Sacramente in der Gemeinde, in welcher Du rechtmäßig dazu eingesetzt werden sollst" — und der Gesang begann wieder, und wie trunken von dem Geiste, der über ihm ausgegossen, erhob er sich und die ganze Welt ward seinem entzückten Auge wie dieser Dom und sein Leben ein Wandeln zwischen Gräbern der Heiligen, Frommen und Guten zu dem Quell des Lebens, zu dem Altar, auf welchem das Licht des Glaubens brannte und über welchem die süßen Klänge der Hoffnung und Liebe dahinflutheten...

Da knarrte die Thür.

Der Pfarrer schreckte auf aus seinem Traum. Es waren die Männer der Synode, welche zurückkamen.

Doch in seinen Ohren hallten noch die Worte des Bischofs von Ely: „Nimm Du Gewalt, zu predigen das Wort Gottes“ — und unbewußt halb, aber krampfhaft fest drückte seine rechte Hand ein kleines Buch, welches, in seiner Rocktasche verborgen, über seinem Herzen ruhte: die Bibel, welche damals ihm der Bischof gegeben. Leise murmelten seine Lippen: „Man wird mir meine Gemeinde nehmen; aber das Wort Gottes und die Gewalt, es zu predigen — nimmermehr!“

Dann erhob er sich und trat vor die Schranke, hinter welcher das Synodalgericht wieder Platz genommen. Doctor Hewitt hatte nun jene Anwandlung von Verzagtheit glücklich überwunden. Während er sich geprüft und Umschau gehalten in seinem Innern, war er zu der Erkenntniß gekommen, daß ein Amt, welches ihm von Gott übertragen worden, von dem Menschen ihm nicht genommen werden könne; daß er auch jetzt noch ein Kämpfer sei und ein Werk zu vollbringen habe. Diese Ueberzeugung stählte zugleich seine Kraft und verlieh ihm eine große Freudigkeit.

Das Resultat der Berathung war genau so, wie man es hätte voraussagen können. Die Synode verhängte über Doctor Hewitt, bisherigen Pfarrer in Childerley, die Amtsentsetzung. Sie decretirte ferner, daß die Kirche des genannten Dorfes nach den Grundsätzen des Presbyteriums conform zu machen, in der Gemeinde die bischöfliche Verfassung zu beseitigen und dafür die

Synodalordnung mit ihren Laienältesten einzuführen, sowie endlich die erledigte Stelle durch einen Geistlichen zu besetzen sei, welcher bis zur Schlacht bei Naseby Caplan in der Armee gewesen, dann aber wegen Meinungsverschiedenheit mit den Independenten freiwillig ausgetreten war.

Das Urtheil nahm dem Doctor Alles, was ihm theuer war... beraubte zugleich den Knight und seine Kinder des treuesten Freundes, den sie hatten. Das war es was ihn zumeist bekümmerte. Doch es sprach in seiner Seele: „Sie werden Dich nicht ganz verlieren — nah oder fern: ich werde bereit sein, wenn sie mich rufen." Dieser Gedanke gab ihm die Ruhe der Seele zurück, die fortan nicht mehr erschüttert ward. Er sagte daher, als man ihn fragte, ob er noch etwas gegen das Urtheil einzuwenden habe: „Nein!" und wollte sich entfernen, als die Thür geöffnet und der Weg ihm versperrt wurde durch Zedekiah Pickerling, der in einem sonderbaren Zustand hereinkam.

Von seiner Stirn rieselte Blut. Seine geschmackvolle Toilette hatte bedeutend gelitten seit dem Augenblick, wo er in Frank Herbert's Zimmer damit geprunkt. Das weiße Halstuch war so fest zusammengeschnürt, daß er darin zu ersticken schien, und sein Hut war jämmerlich zerklopft.

„Luft! Luft!" schrie er, „sie werden mich erdrosseln!"

„Was soll dieses ungebührliche Benehmen?" rief

der Präsident, welcher die Sitzung übrigens schon geschlossen hatte. Das Gericht war im Begriff, sich zu entfernen.

Erst nachdem er sein Halstuch ein wenig gelockert, kam der unglückliche Diener der Gerechtigkeit wieder einigermaßen zur Besinnung.

„Mylord," sprach er, „das ist die Weise, wie sie mit der Kirche verfahren! Seht hier die Fetzen Eures Verhaftsbefehles und hier das Blut an meiner Stirn!" Und er wischte sich mit einem Tuch von blauer Leinwand, welches er aus der Rocktasche zog, die aus einer breiten, über den Augen befindlichen Wunde herabsickernden Tropfen ab.

„Was giebt's also?" sagte der Präsident, indem er den übrigen Herren ein Zeichen gab, zu bleiben.

Zedekiah erzählte (mit weniger Weitläufigkeit als gewöhnlich, denn ihn schmerzte seine Wunde) die Scene, die sich in des Obristen Zimmer zugetragen, und deponirte dann die Ueberreste des von dem Synodal-Gericht ausgefertigten Verhaftsbefehles auf dem Tisch des Hauses als corpus delicti.

Hierauf fuhr er fort: „Als ich nun in meiner gerechten Entrüstung über solche Gewaltthat die Straße fürbaß schritt, um mich hierher zu begeben und Klage zu erheben, da ward ich, auf der Schwelle schon, wieder abgerufen: es sei in einem Hofe von Trumpington Street ein Courier aus London angekommen

mit Briefschaften für Seine Herrlichkeit," und dabei machte Zedekiah zunächst eine Verbeugung gegen den Vorsitzenden des Tribunals und griff dann in die Rocktasche, besagte Briefschaften herauszuziehen, ward aber durch seine Wunde veranlaßt, diese Bewegung aufzugeben und zunächst wieder sein Linnentuch zu benutzen. „Mit diesen Briefschaften in der Tasche machte ich mich nun alsbald wieder auf den Weg, als ich von ungefähr einem Soldaten begegne, den ich von früher her kannte."

Mylord, unwillig über den Anblick, der sich ihm bot, hatte sich abgewandt; und diesem Umstand müssen wir es wohl zuschreiben, daß er nicht sogleich nach den Briefschaften verlangte, welche vor Zedekiah's Taschentuch und sonstiger Betrübniß so zu sagen unsichtbar geworden, und deren der Bote vor den Dingen, die seine Person näher betrafen, schier vergessen zu haben schien. Denn so sind wir einmal — geistlich oder weltlich, Herren oder Knechte: man braucht uns nur zu verletzen, so lassen wir die Maske fallen und zeigen der erstaunten Welt, daß wir doch eigentlich unser Ich für den wahren Mittelpunkt derselben halten! Und nun gar erst Zedekiah Pickerling! — Zum Glück für ihn hatte der Präsident wirklich überhört, was sein Getreuer ihm zu bringen habe, und dieser konnte daher ungestört seine Geschichte weiter erzählen, an welcher ihm offenbar mehr gelegen war, als an allen Briefschaften und Courieren.

„Wie gesagt, ich kannte den Soldaten. Freilich trug er jetzt die Uniform eines Cornets, machte vielen Spectakel mit seinen langen Sporen und seinem furchtbaren Säbel auf den Steinen, that auch gar nicht, als ob er noch eine Erinnerung an ehemalige Zeiten hätte, wo er sich wie ein roher Lump, der er war, gegen mich betragen hat. Doch ich hab es ihm verziehen" (und dabei wischte er sich zuerst das Blut ab und machte dann eine demüthige Verbeugung) — „Christen müssen einander ihre Fehltritte verzeihen! Und ich war ja damals der leidende Theil in dem Walde, wo er mit seinem Knüttel oder Stecken auf mich einhieb, während ich beinahe des Lebens verlustig ging unter dem Griff des gottlosen Küpers, eines Prahlhanses und Raufboldes, der jetzt Müller in Childerley ist. Doch ich verzieh's ihm, Mylord, und trug's ihm nicht nach. — Mein Herr Cornet, sage ich, als er an mir vorbeistolziren will, Ihr kennt mich wohl nicht mehr? Aber ich kenne Euch noch — ich habe ein herrliches Gedächtniß für dergleichen... na, aber laßt's gut sein! Damals wart Ihr ein böser Geselle und standet, so zu sagen, in des Teufels Diensten. Doch ich sehe, Ihr habt die Uniform gewechselt und seid ein besserer Mensch geworden. — Worauf er mich nach einigem Besinnen wieder erkennt. — Großer Gott! ruft er, was ein Mensch Alles ertragen kann. Der Eine, halb todt geschlagen, hebt sich wieder auf und wird ein gar ansehnlicher Mann vor dem Herrn; der

Andere, dem schon der Strick um den Hals lag, geht in sich und trägt nun Epauletten. Ja, mein Freund, Sünder sind wir allzumal, aber die Gnade Gottes ist groß! — Hierauf führt er mich in ein schlechtes Haus, genannt zum Kranich — eins jener Häuser, in welchen man Bier, Wein und andere starke Getränke feil hat, ein Gräuel für die Heiligen des Herrn. Mylord, Ihr werdet mich nicht für so verworfen halten, mit diesem Kinde der Verderbniß die alte Bekanntschaft erneuert, noch viel weniger in seiner Gesellschaft ein solches Haus betreten zu haben, wenn ich nicht einen Zweck dabei gehabt hätte. Ich hatte einen Zweck. Ich wußte, daß er der Anführer jener kleinen Cohorte gewesen, welche die Gefangenen und unter diesen das Mädchen in's Lager transportirt hat — das Mädchen, auf welches wir fahnden. Ich glaubte nun, nach der schnöden Behandlung, welche mir von den Kriegshäuptern zu Theil geworden, aus diesem etwas mehr herauszubringen, was uns zu dem gewünschten Ziele verhelfen könnte. Ließ ihn daher trinken und prahlen, so viel er wollte, stieß mit ihm an und brachte ihn auf Dieses und Jenes. Bei der ersten Kanne, die er trank, — Mylord, es war eine gewaltige Kanne von Zinn mit scharfen Ecken — that er sich groß mit seinen Thaten, die er im letzten Krieg vollführt, und brachte den Vers aus Hiob bei — den einzigen aus der Bibel, den er wußte, den Vers vom Streithengst, und wandte denselbigen auf sich an

und rief: „Er spottet der Furcht und ist nicht erschreckt, noch wendet er dem Schwerte den Rücken. Wenn die Trompete fast klinget, sagt er ha! ha! und er riechet den Streit von ferne, den Donner der Captäne und das Jauchzen!" Hierauf schlug er mit der Kanne (die er inzwischen geleert) von hoch herunter auf den Tisch, daß die Platte die Spuren davon bekam, und hieß den Kellermeister mit wüstem Geschrei, sie wieder zu füllen, denn ihm sei lange nicht so wohl gewesen, und begann nun zu erzählen von früheren Kriegsfahrten in Deutschland unter Tilly, dem großen Schlächter der Protestanten, und schämte sich nicht, hinzuzusetzen, daß er alsdann nach England zurückgekehrt, Handgeld genommen von den Königlichen, bis er gefangen, zum Strange verurtheilt und durch Cromwell begnadigt, sich vom Grunde des Herzens aus bekehrt habe. Dann ward er sehr melancholisch und verlangte nach einer dritten Kanne. Seine Thränen liefen ihm dabei an den Backen herunter, während er trank und mir sagte, daß er früher das Leben eines Taugenichtses geführt, der die Gnade nicht verdiene, die neuerdings ihm geworden; daß er ein Würfler und ein Tagedieb gewesen, ein Trinker, Flucher und Schauspieler, bald das Eine, bald das Andere, zuletzt Alles zusammen, daß er seinem ehrwürdigen Vater vielen Kummer gemacht und Schande gehäuft habe auf dessen graues Haupt —"

Immer aufmerksamer war der Aldermann geworden,

den wir vorhin unter den Richtern erblickt haben; immer gespannter lauschte er den Worten Zedekiah's, indem dieser fortfuhr:

„Nun glaubte ich ihn so weit zu haben, um mit meinem Vorhaben herausrücken zu dürfen. Langsam, mit Ermahnungen und freundlichen Worten ging ich ihm näher, stellte ihm vor, wie eine gute That, aus dem rechten Ernst des reuigen Herzens vollbracht, Alles wieder gleich machen könne, und glaubte zuletzt den Augenblick gekommen, um ihm zu sagen, daß diese That, zu deren Werkzeug der Herr ihn erwählt, die Auslieferung der Verbrecherin sei, welche durch ihn heute Morgen in das Lager eingebracht worden. — Welche Verbrecherin? fragt er, und ich sehe die Ader auf der Stirn des Trunkenboldes schwellen und mir ahnt nichts Gutes. — Doch ich fasse mir noch einmal ein Herz und nenne den Namen. — Da hätte man den Rasenden sehen sollen! Schäumend vor Wuth, wie ein wildes Thier, springt er auf, faßt mich mit der linken Hand an der weißen Binde, so daß er mich fast erwürgt hätte, ergreift mit der rechten die Zinnkanne und haut die scharfe Kante so gewaltsam gegen meine Stirn, daß ich bewußtlos zusammensinke und erst wieder erwache, als er mich noch einmal mit dem Fuße getreten, dann triumphirend fortgeht und mich in meinem Blute liegen läßt.“

Empört über diesen zwiefachen Frevel gegen ihre

Gewalt und ihren Diener traten die Herren des geistlichen Tribunals noch einmal zusammen, um zu berathschlagen; aber mit Kummer im Antlitz und unsicherm Schritte näherte der Alderman sich dem Berichterstatter. „Wie war," sprach er traurig und ahnungsvoll, „der Name dieses Mannes, mit welchem Du in der Schenke handgemein geworden?"

Jetzt auch ging eine fürchterliche Gewißheit durch die Seele des gerechten Dieners der Synode, welcher für sein Leben gern Alles zurückgenommen hätte, was er ausgesagt. Er drückte sein linnenes Tüchlein fester gegen die Stirn, als ob er mit der Wunde jede Spur seiner Unbedachtsamkeit auslöschen wolle. Er machte ein außerordentlich dummes Gesicht, zwischen Lachen und Weinen, und kam vor lauter Artigkeit und Verbeugungen nicht zu Worten, bis er zuletzt stotterte: der tapfere Herr Capitän, oder was sein militärischer Rang sonst sein möge, habe seinen Namen ihm zwar nicht genannt; allein er glaubte annehmen zu dürfen, daß er vielleicht oder vielleicht auch nicht...

„Sage mir's nur!" rief mit beklommener Stimme der alte Covenanter; „denn ich lese die Wahrheit dennoch auf Deinem Gesichte..."

„Mein sehr würdiger Herr Alderman," sagte Zedekiah, „der brave Soldat, welchen ich das Unglück hatte, mißzuverstehen" (und dabei war sein Schweißtüchlein geschäftiger denn zuvor, die verrätherischen

Tropfen zu unterdrücken), „war ein gar herrlicher Kriegsmann und in hohen Ehren bei Denen, so gerüstet sind zum Streit...“

„Sein Name!“ drängte der Alderman; „ich will seinen Namen wissen!“

„Ich weiß nicht... ich kann mich irren... allein es will mich fast bedünken, als ob dieses köstliche Gefäß vor dem Herrn, so gleichsam überschäumend von dem edelsten Moste der Jugend, George heiße, sich aber Jürgen nenne; Jürgen Joyce, wenn's erlaubt ist!“

„Ich hab' es gewußt!“ jammerte der Unglückliche. „Wehe mir! Es ist mein eigenes ungerathenes Kind!“

Und er bedeckte sein Gesicht mit den hagern Händen.

Die gestrengen Herren vom Gericht waren längst auf den Schmerz ihres Collegen aufmerksam geworden und begaben sich nun zu ihm, um ihn zu beruhigen.

Aber der gekränkte Vater wollte nichts davon hören. „Versucht es nicht, mich zu trösten! Wo es ein Unheil gab, seit seinen jungen Tagen, da ist er dabei gewesen! Ich habe ihn seit fünf Jahren nicht mehr gesehen, seit dem Tage, wo ich ihn unter den Schauspielern fand; und jetzt soll ich hören, daß er unter den Soldaten ist, wo ich doch lieber gewünscht hätte, daß er unter den Todten wäre! Und doch bin ich sein Vater! Ist er mein eigen Fleisch und Blut! Gott! Gott! Warum hast Du mir das gethan?“

Der Vorsitzende des Gerichts, ein großer Mann und

ein Lord aus dem Hause der Peers, trat zu dem betrübten Schneidermeister und faßte seine Hand: „Vielleicht wendet sich doch noch Alles zum Besten," sagte er; „vernahmt Ihr nicht, daß er Thränen vergoß, indem er an Euch gedachte?"

„Er hat immer ein gutes Herz gehabt!" sagte der Alderman, mit dem Kopfe nickend.

„Ein goldenes Herz!" rief Zedekiah Pickerling in wahrem Enthusiasmus; „und dabei so weich! Es schmolz ordentlich vor Erbarmen und Liebe!"

„Der Leichtsinn war sein Fehler von Jugend auf," fuhr der bekümmerte Vater fort...

„Leichtsinn... ein Fehler, mit dem sich jede Tugend wohl verträgt!" sagte Zedekiah mit einer Heftigkeit, als ob er für einen beleidigten Busenfreund einzutreten habe. „Hat er nicht einen feurigen Sinn, einen raschen Entschluß und eine starke Hand zum Guten?" (wobei die Blutstropfen ihm noch über das Gesicht flossen...)

„Ja, ja," sagte der Vater, der sich langsam aus seiner schweren Betäubung emporrichtete, „manch guter Trieb war in dem Knaben, doch die schlechte Gesellschaft hat ihn verdorben. Er ist ein Trinker geworden."

„Nun, nun, was trinkt er denn viel?" wandte Zedekiah mit bescheidenem Lächeln ein. „Haben nicht auch die heiligen Männer der Bibel getrunken? Und steht nicht geschrieben von Demjenigen, der den Philister erschlug:

Und David ward lüstern und sprach, wer will mir zu trinken geben?"

„Es ist wahr," sagte der Alderman Joyce, „er ist noch jung; er könnte sich vielleicht noch bessern, wenn ich ihm zuredete!..."

„Mein Freund," sagte der Lord-Präsident, „ich habe mein Vertrauen gesetzt auf die wunderliche Gnade Gottes, daß er es so beschlossen, diesen verlorenen Sohn Euch wieder zurückzugeben. Freude wird herrschen im Himmel über die Rückkehr des Sünders und eine neue Herrlichkeit verliehen werden der Kirche, deren Schooß den Reumüthigen aufnimmt. Eine That wird geschehen, darüber die Heiden und Verstockten erschrecken und die Frommen des Herrn einen Jubel erheben werden. Er wird uns, seinen Oberen zum Trotz, die sündige Magd ausliefern, die jene zu schützen sich verbunden haben, und ein Beispiel geben, das von einigem Nutzen sein wird für Alle. Freuet Euch darum der Gelegenheit, die also zubereitet worden, und haltet Euch gerüstet für morgen am Frühesten. In unserer Amtstracht und bekleidet mit den Zeichen unserer Würde wollen wir hinausziehen in das Lager und zurückfordern den Abtrünnigen, daß er aufgenommen werde mit den Armen der Verzeihung, und die sündige Magd, damit Gerechtigkeit an ihr vollzogen werde, Beides zur größeren Ehre Gottes!"

Doch nun mußte sich's leider so fügen, daß einer von

den geistlichen Herren, welcher über Allem, was inzwischen verhandelt worden, die Londoner Briefe nicht vergessen hatte, den Lord aufmerksam machte, daß man die Auslieferung derselben noch zu erwarten habe.

Worauf dieser sich an Zedekiah Pickerling wandte.

„Jawohl, jawohl,“ sagte Zedekiah und griff eilfertig in die Tasche. Doch welch ein Gesicht machte er, als er fühlte, daß das Paquet fort sei! Die Scham, überlistet worden zu sein, mischte sich mit dem Aerger, keinen Andern als sich selber dafür verantwortlich machen zu können; die Furcht, seiner Oberen Gunst zu verlieren, kam hinzu und seine Wunde brannte. Niemals war ein Mensch in einer kläglicheren Lage gewesen! In dem blinden Haß gegen einen alten Feind, und von dem Gedanken geleitet, denselben wider dessen Willen und Wissen zu dem Zwecke seiner eigenen Rache zu gebrauchen, hatte er seines Amtes, seiner Pflicht und seiner Briefschaften vergessen! Nun war die Strafe dafür auf seinen eigenen Kopf gekommen! Er hatte so vielen Anderen schon Gruben gegraben und war niemals hineingefallen! Er glaubte nicht an die Wahrheit des Sprüchwortes; und nun sollte doch etwas Wahres daran sein! Er konnte wühlen, so viel er wollte, die Briefe waren nicht mehr in der Brusttasche, in die er sie doch so vorsichtig versenkt hatte! „Der Schurke!“ rief er, mit diesem Einem Wort das glänzende Gebäude wieder umstoßend, welches er eben noch mit so viel Mühe zum Lobe

Jürgen's aufgeführt. Kurz, er verwirrte sich immer mehr, und seine Dienstherren waren nicht in der Laune, ihm zu Hülfe zu kommen. Im Gegentheil, sie beklagten sich sehr über diese Vernachlässigung seiner Pflichten; sie sagten, daß es eine grobe Verletzung derselben sei, mit amtlichen Depeschen in das Wirthshaus zu gehen, anstatt sie sogleich zu besorgen, und der Lord gerieth außer sich, indem er sagte, daß man bei diesem Stande der Dinge Nachrichten von der äußersten Wichtigkeit aus London erwarten dürfe, daß der Verlust derselben unersetzlich sei, daß man sich den Besitz derselben auf jede Weise wieder verschaffen müsse... daß Zedekiah Pickerling aus seinem Dienst gejagt werden solle, wenn er die Documente nicht sogleich zur Stelle schaffe. Kurz, die Debatte ward immer leidenschaftlicher, immer heftiger; ein unparteiischer Beobachter hätte sagen können, daß sie beinahe zu einem Gezänk ausartete — Zedekiah Pickerling ging aus seiner Demuth zu hartnäckigem Trotz über und es war nicht abzusehen, in welcher Weise diese Scene noch enden würde, als mit einem Mal die Thür weit aufgethan und Frank Herbert in voller Uniform, mit wehendem Helmbusch und goldfunkelnder Schärpe hereintrat.

Nun ward es auf einmal stumm.

„Mylord Präsident," sagte der Obrist, indem er zu dem Tisch herantrat, „durch einen meiner Cornets bin ich in den Besitz eines Schreibens gekommen, welches

die Adresse des hochwürdigen Herrn trägt, an welchen das Wort zu richten ich die Ehre habe. Das Schreiben führt das Siegel eines Mannes, welchem es gelungen ist, mit Hülfe der gewaltthätigen Fraction, an deren Spitze er steht, das Parlament zu terrorisiren. Der Absender dieses Schreibens ist Mylord Denzil Hollis, und ich vermuthe, daß der Inhalt dieses Schreibens ein hochverrätherischer sei..."

„Mylord Denzil Hollis ist ein Ehrenmann und ein gottesfürchtiger Mann..."

„Ich beabsichtige nicht, den Privatcharakter des Mannes in Frage zu stellen; aber er ist das Haupt der presbyterianischen Partei im Parlamente — jener Partei, welche..."

„Herr Obrist!" rief der Präsident — „mäßigen Sie sich!"

„Ich danke Ihnen, Mylord Präsident, für die Warnung; aber ich bin mir nicht bewußt, das Maß überschritten zu haben, indem ich Ihnen in das Gesicht sage, daß Lord Denzil eine Verschwörung formirt hat im Parlamente gegen die Sicherheit des Generals..."

„Verschwörung nennt Ihr einen loyalen Act des Parlamentes?..."

„Verschwörung nenn' ich es, wenn — wie sicher verlautet und wie Ihr Alle sicherlich wißt — eine Partei sich constituirt, welche, um sich der Armee zu entledigen, um sie ihres Führers zu berauben, einen Verhaftsbefehl

ersinnt gegen ein anderes Mitglied des Parlamentes — das Mitglied, welches an der Spitze der Armee steht!"

„Cromwell ist ein Verräther!" donnerte nun der Präsident; „er hat den Covenant gebrochen, den er feierlich beschworen —"

Mit eisiger Ruhe entgegnete Frank Herbert: „Es handelt sich nicht darum, sondern um diesen Brief."

Und dabei zog er das Schreiben aus der Tasche — dasselbe, welches Cornet Joyce dem Synodaldiener Zedekiah Pickerling abgenommen und seinem Obristen gebracht hatte.

„Gebt mir das Schreiben," rief der Präsident, „es gehört mir!"

„Kein Zweifel daran," versetzte Frank mit demselben Tone, der immer kälter ward, jemehr sein Gegner sich erhitzte. „Doch ich vermuthe mit Bestimmtheit, daß Nachrichten darin enthalten sind, welche von dem höchsten Interesse für die Armee sind. Ich hätte nun Euch und mir die Mühe wohl ersparen können, indem ich das Schreiben selber eröffnet, welches der Zufall in meine Hände gegeben. Denn der Zufall ist der beste Kamerad des Soldaten, und ein Thor, wer ihn nicht benutzt. Doch noch verächtlicher in meinen Augen der Mann, der heimlich und hinterlistig von einem Rechte Gebrauch macht. Und mein Recht ist es, den Inhalt dieses Schreibens zu erfahren. Doch ich kann mich nicht dazu verstehen, fremde Siegel zu brechen und in die Brief-

geheimnisse Anderer mich einzustehlen. Denn ich bin ein Soldat und kein Polizeidiener; und als Soldat verlang' ich nun, daß Ihr den Brief in meiner Gegenwart öffnet und den Wortlaut verlesen laßt!"

„Nimmermehr!" riefen wie aus einem Munde alle Covenanters.

Frank Herbert wandte sich halb um und rief mit lauter Stimme: „Zehn Mann vortreten!" Und sogleich traten zehn Dragoner, geharnischt von Kopf bis Fuß, mit geschlossenem Visir, Hand am Säbel, herein, und durch die offene Flügelthür sah man, daß alle Zugänge des Saales mit Bewaffneten besetzt seien, daß Flur und Treppe des Hauses bis hinaus auf die Straße von Piken, Helmspitzen und Bayonetten starrten.

„Ich erhebe Protest gegen eine solche Behandlung," sagte der Präsident.

„Und werdet Ihr der Gewalt weichen?" fragte der Obrist.

„Nicht ich!" war die Antwort; „ich lehne die Annahme des Schreibens unter solcher Bedingung ab."

„So wird der Secretär des Hauses sich gefälliger zeigen!" Und sofort, auf sein Commando, umringten die zehn Dragoner mit gezogenen Säbeln den Unglücklichen, der nun mit zitternder Hand das Siegel löste, das Blatt öffnete und mit bebender Stimme las:

„Mylord und mein geliebter Bruder im Herrn!"

„Das Unerhörte ist geschehen! Es war in unserm

Comité beschlossen worden, daß er im Hause der Gemeinen, wenn er am nächsten Tage in das Haus käme, welches zu thun er selten versäumte, verhaftet und in den Tower gesandt werden sollte, da wir der Ansicht waren, daß, wenn seine Person von der Armee getrennt worden wäre, man letztere leicht zu ihrer früheren Unterwürfigkeit und Laune zurückführen könne. Dieses Vorhaben, uns der Person Cromwell's zu bemächtigen, konnte nicht ausgeführt werden, da wir soeben die Nachricht erhalten, daß er außerhalb der Stadt gesehen worden sei, nur von einem Diener begleitet, zu Pferd und auf dem Wege zur Armee..."

Ein Strahl des Triumphes verklärte Frank Herbert's männlich schönes Gesicht. Aber mit dumpfer Stimme rief der Präsident: „Wehe! Wehe!"

Dann folgte wieder Ruhe, und der Secretär fuhr auf Herbert's Geheiß fort:

„Und nun, geliebter Bruder, thuet Euer Möglichstes, um der Person des Schuldigen habhaft zu werden, bevor er das Lager erreichen kann — bevor er diesen Boden betritt, aus dessen Berührung er gleichsam seine ganze teuflische Kraft gewinnt. Lasset auf ihn fahnden! Setzet einen Preis auf seinen Kopf! Rufet unsere Brüder auf in den Gemeinden und lasset die Glocken Sturm läuten..."

„Genug," sagte Frank Herbert; „ich wünsche nichts weiter zu hören. Ich weiß nun, was zu wissen mir

Noth ist. Ihr, Mylord Präsident, und Ihr Uebrigen, Gentlemen vom geistlichen und vom Laienstande, haftet mir mit Eurem Leib und Leben, mit Euren Köpfen für die Sicherheit des Generals. Ich lasse hier im Haus ein Dutzend von meinen Leuten: Ihr seid meine Gefangenen!"

Und mit einer leichten Handbewegung nahm er Abschied von der bestürzten Körperschaft; auf einen Wink nahmen zwölf Bewaffnete Besitz von dem Zimmer, die Uebrigen entfernten sich, und bald waren Flur und Treppen und Straße wieder stille wie zuvor.

„Jetzt oder nimmer," sagte der Pfarrer, als sie herausgetreten waren, „ist der Augenblick gekommen, um zu handeln — der Augenblick, den ich im Stillen so lange herbeigesehnt und von dem ich gewünscht, ja — mit der Sicherheit der Ahnung vorausgesehen habe, daß er in die Zeit meiner Heimsuchung fallen und mir Kraft verleihen möge, dieselbe standhaft zu bestehen. Frank — Du weißt es, daß ich kein Heim mehr habe, daß man mir meine Kirche genommen hat..."

Und es war, als ob ein Schluchzen aus dem tiefsten Innern des schwer gedrückten Mannes sich losringen wolle. Doch die mächtige Brust hielt jedes äußere Zeichen des Schmerzes gefangen und die Lippen schlossen sich darüber.

„Ich weiß es," sagte Frank Herbert mit dem Ausdruck innigster Sympathie, „armer Freund! Doch ich glaubte, daß Du es leichter überwinden würdest, vorbereitet, wie Du warst."

„Ich hab' es überwunden," entgegnete der Pfarrer mit schmerzlichem Lächeln. „Hat es sich doch so gefügt, wie ich in mancher Stunde heimlichen Gebets erfleht. Was lange nur meine Vision gewesen, wird nun zur Wahrheit werden für die Welt. Auch Du, Frank Herbert, hast die Hand dazu geboten — und Du hast gehandelt wie ein Ehrenmann!"

„Glaubte mein Jugendfreund, daß ich jemals anders würde handeln können?" sagte Frank mit bescheidenem Erröthen.

„Nein, Du bist keiner unedlen Handlung fähig. Und siehe! — wie weit auch eine trübe, stürmische Vergangenheit uns getrennt haben mag, jetzt geht unser Weg zusammen! Es ist ein schöner Weg — ein Weg, den wir früher so gern und in anderen Gedanken wandelten. Symbolisch wölben sich über uns die alten Bäume, die alten Mauern grüßen, und tief unten durch die Gründe rauscht der schilfbewachsene Cam — Camus arundiferus — die alte Melodie. Ist es nicht, als ob eine bessere Zukunft uns winke? Der Frieden weht um uns — der alte Heimathfrieden!..."

Die Freunde hatten den herrlichen Lindengang erreicht, den sogenannten „College Walk", welcher auf der

Rückseite der Collegien-Parks zwischen diesen und den hochumbuschten Gärten der Fellows dahinführt. Lieblicher Weg in der Abendkühle, wenn das Sonnengold die trauten Wipfel färbt und an den starken Aesten spielt; wenn ein klarer Herbstabendhimmel über den matt verglimmenden Höhen und Thürmen steht und das feierliche Nachtgeläut durch die blaue Abendkühle schallt! Schön aber auch jetzt, wo die dichtbelaubten Linden den Duft ihrer jungen Blätter über die beiden Freunde streuten und das Laub der schlanken Birken im Nachmittagswinde zitterte. Manch ein prächtiger Durchblick öffnete sich unter dem grünen, fast schon sommerlichen Dunkel der Alleen; wie in einem feingeschnitzten Rahmen von Zweigen und Blätterwerk erschienen Einzelbilder normannischer und gothischer Architekturen — alterthümlich gewölbte Brücken von Stein mit Eckpfeilern, Dach und Fenstern — Thürbögen — Portal hinter Portal, Höfe, Hallen, Arkaden — und rauschend, webend und flüsternd um all' die steinerne Pracht das Grün und das Licht und der Athem der im Stillen schaffenden Natur.

Sie redeten wenig, die Freunde; sie fühlten sich einander nahe, doch wie vor einem langen Abschied. Durch ihre Seelen ging jenes Empfinden, den seltenen Momenten des Lebens eigenthümlich, wo man gleichsam von einer Höhe herab in die Zukunft schaut. Das Auge wird hellsehend. Alle Schleier scheinen zu sinken.

Der Pfad, den man sich sonst mühsam und im Dunkeln sucht, Schritt vor Schritt, kaum die nächste Stelle beleuchtet, die folgende schon von Finsterniß verhüllt: offen und eben liegt er da; man sieht ihn vor sich ausgebreitet, deutlich und unfehlbar; sonnig glänzt er bis weit hinaus an's ferne Ziel, das man nicht mehr zu verfehlen meint — dann sinken die Nebel wieder herab und mit dem Stab dicht vor den Füßen tappen wir auf's Neue durch die Nacht, und die Freunde, welche Hand in Hand die Bestimmung zu erreichen hofften, begegnen einander vielleicht im tödtlichen Zusammenstoß — sie, die sich so zärtlich geliebt!

Ob der Pfarrer jetzt nicht, in dem Gefühl des Duldens, welches Kraft verleiht, die sonnige Seite — und Frank Herbert, im Gefühl des Sieges, welcher zuweilen nachdenklich stimmt, die trübe Seite jenes Pfades verfolgte? — Sie schwiegen, als sie den Platz erreicht, wo der duftige Baumgang in die Straßen der Stadt mündet.

In den Straßen war es nun inzwischen lebendig geworden; denn die Nachricht, daß Cromwell der Verfolgung seiner Feinde entgangen, hatte sich verbreitet. Das Volk drängte herbei, die Soldaten in ihren stählernen Panzern standen vor den Häusern. Auf ihren starren und steinernen Gesichtern war ein Glanz der Freude, wie Sonnenschein, der über Felsen gleitet. Ihr General war ihnen wiedergegeben! Soeben war ein Berittener durchgekommen, der die Kunde nach dem Lager

trug, daß Oliver Cromwell vor wenigen Stunden in seinem Hause zu Ely eingetroffen sei. Die Eisenseiten hielten Wache, und um ihn versammelt hätten sich schon die Großen der Armee, General-Major und Obristen, sein Schwager Desborough, sein Schwiegersohn Ireton.

„So ist meine Stunde gekommen," sagte der Pfarrer.

„Was willst Du thun?" fragte Frank Herbert.

„Nach Ely reiten und Oliver Cromwell sprechen. Eine Stimme meines Innern sagt mir, daß dies die Zeit ist für Königthum und Kirche, ein Bündniß mit der Armee zu schließen."

„Ich warne Dich vor solchem Bündniß," sagte Frank ernst und dringend; „es kann nicht ehrlich gemeint sein! Laß ab, John! Du weißt nicht, was Du thust! Du würdest, was Du zu retten suchst, dem furchtbarsten Untergange weihen!"

„Der Soldat spricht aus Dir!"

„Aus mir spricht die Armee! Und selbst wenn Cromwell wollte — glaube mir, er könnte nicht!"

„Frank," sagte der Pfarrer, „vorhin, als Du in jenen Gerichtssaal voll drückender Schwüle tratest, in die Mitte jener Halbheiten, Lügen, Widersprüche: da hing an Dir mein Auge mit freudigem Entzücken. Als ein Bote des Lichtes erschienst Du mir, ritterlich, edel und ausgerüstet mit jeder guten Kraft. Es wehte mich an wie Lebensluft, als Du kamst, und was Du thatest, sprachest, war von der Wahrheit selber eingeflößt. Einen

Augenblick hatte ich gezittert vor der Möglichkeit, daß Du Etwas thun möchtest, was Deiner unwürdig wäre. Welcher große Staatsmann, welcher Minister, berühmt in der Geschichte, würde sich besonnen haben, den Brief zu erbrechen und das Siegel zu nehmen von dem Geheimniß seiner Feinde? Nicht so Du! Du kamst wie ein Ehrenmann mit dem geschlossenen Brief in der einen Hand, aber — bedenke das, Frank! — mit dem Degen in der andern. Du hast das, was die Welt Ehre nennt und Anstand, treulich befolgt, aber — Frank, wenn ich Dich auf Dein Gewissen frage —: wo liegt der Unterschied? Ist denn die Gewalt und der Zwang so viel sittlicher als die List?"

„Mir ist die Macht, die wir mit unserm Blut errungen haben, etwas Heiliges. Sie ist wie jede andere Waffe, deren indifferentes Metall durch den Träger allein geadelt wird. Ein verbrecherisches Werkzeug in den Händen des Tyrannen, welcher sie mißbraucht, um die Geister zu knechten und Krieg zu führen gegen den Gedanken: wird sie zum flammenden Schwert, umleuchtet von tausend Glorien, sobald sie dem Dienste der Freiheit sich widmet. Wenn es ein absolutes Recht auf die Macht gäbe, wenn sie gleichsam eine Quelle wäre, die, möchte sie noch so getrübt sein, nicht aufhörte von Ewigkeit zu Ewigkeit für gewisse voraus begnadete Individuen zu strömen: dann freilich würde gegen Deine Betrachtungen Nichts einzuwenden sein, und der Strauchdieb,

der Straßenräuber dürften sich künftig eben so gut auf Deine Autorität berufen. An sich ist die Macht weder etwas Sittliches noch etwas Unsittliches; aber wir — wir haben den Beruf, ihr einen sittlichen Charakter zu geben, indem wir den rohen Körper der Gewalt mit einer Idee beseelen! Vor dieser Idee, nicht vor der Macht, wird dann die Welt sich beugen und Denjenigen, der sie ihr gegeben, als ihren Wohlthäter begrüßen."

Frank hatte gereizt gesprochen, und Etwas war in der Seele des Doctors, was ihm, wie wohl bei früheren Gelegenheiten, das Einlenken erschwerte. Dieser herbe Widerstand des Freundes, da, wo es sich um die Verwirklichung seines Lieblingsplanes handelte, wuchs ihm bedrohlich entgegen. Er fing an einzusehen, daß er — was er sich bisher nicht hatte gestehen mögen — entweder ohne den Beistand des Freundes, oder vielleicht gegen ihn handeln müsse!

Doch Frank ergriff treuherzig wie sonst seine Hand. „Es ist nicht meine Schuld gewesen, John," sprach er, „wenn ich Dir bittere Wahrheiten gesagt. Doch ich mußte mich gegen einen Vorwurf vertheidigen. Eben weil ich nicht weniger hoch von der Macht der Sittlichkeit, als von der Sittlichkeit der Macht denke, will ich, daß sie ihr Gesicht offen zeige. Frei laß mich meine Gesinnung tragen, wie meine Feldbinde; denn nur Einem Herrn gehorchen mein Arm und mein Degen: der Ueberzeugung!"

Sie hatten nun die Herberge, fast am Ende der Stadt, erreicht, in welcher des Pfarrers Pferd stand. Der Nachmittag war schon weit vorgerückt, als die beiden Freunde von einander schieden. Frank blickte dem Pfarrer lange nach, wie er unter dem sanften Sonnenlicht zwischen den Hecken dahinritt. Ihm war, als ob ein Traum der Jugend ihn verlasse, da er den treuen Genossen seiner Schuljahre fern hinter dem Grün verschwinden sah. Das Bild Olivia's erschien vor den Augen des wackern Soldaten. Ein Seufzer entstieg seiner Brust. Dann, indem er sich abwandte, frug er sich leise:

„Ob John es weiß, daß Elisabeth Cromwell seit Monaten schon die Gemahlin Claypole's ist?“

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

140
84

98